

FRANK HELZEL

LITERARISCHE DARSTELLUNGEN VON (POST-)KOLONIALER GEWALT SEIT DEM 19.
JAHRHUNDERT

BAD WILDUNGEN 2014

*„Es ist erlaubt, wie ich glaube, sich nicht
für die Hitparaden des Leidens zu interessieren,
an die genauen Hierarchien des Märtyrertums.
Jenseits einer bestimmten Schwelle geht es nicht mehr
um die Besonderheit von Verbrechen gegen die Menschlichkeit;
denn sie verknüpfen sich im nuancenlosen Schrecken, den sie auslösen,
und in der absoluten Verurteilung, die sie verdienen;
das gilt in meinen Augen sowohl für die Ausrottung der amerikanischen Indianer
wie für die Unterjochung der Afrikaner in die Sklaverei,
für die Schrecken des Gulag und der nationalsozialistischen Lager.“*

Tzvetan Todorow, *Les abus de la mémoire*, arléa, Paris 1995.

INHALT

1 VORBEMERKUNG: IRRITATIONEN.....	6
1.1 FLIEßENDE ÜBERGÄNGE.....	6
1.2 PRIMÄRE UND SEKUNDÄRE GEWALT.....	7
1.3 DER SOGENANNTEN DIKTATORENROMAN.....	11
1.4 EIN BEISPIEL FÜR DIE ROLLE VON LITERATUR IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG.....	14
2 MIT LEO TOLSTOI UND ARKADI BABTSCHENKO IM KAUKASISCHEN KOLONIALKRIEG.....	18
2.1 „HADSCHI MURAT“, EINE ERZÄHLUNG TOLSTOIS.....	18
2.2 TOLSTOIS ÄSTHETIK DER GEWALT.....	21
2.2.1 Das Töten als Soldatenvergnügen im Kolonialkrieg.....	21
2.2.2 Soldatenleben als Erlebnis der Freiheit.....	25
2.3 MIT ARKADI BABTSCHENKO IN DEN NEUEN TSCHETSCHENIENKRIEGEN.....	26
2.3.1 „Der Kreis des Krieges. Es gibt kein Zurück – der Wehrpass wird nur in eine Richtung ausgestellt“ (Arkadi Babtschenko, 2011).....	26
2.3.2 Über den Hintergrund des Tschetschenienkonfliktes.....	31
EXKURS 1: DIE KOLONIALISMUSTHEORIE VON KLAUS THEWELEIT UND EINE NEUE SICHT AUF DIE INKAS.....	34
3 EHRE UND RUHM DER HELDEN ALS TÄTER.....	39
3.1 PERSPEKTIVWECHSEL MIT WIDERHAKEN.....	39
3.2 BRIEFE AUS ALGERIEN: DER TRIUMPH DES EROBERERS.....	41
3.2.1 Zitate aus den Briefen von Marschall Armand Jacques Achille Leroy de Saint-Arnaud (1798-1854).....	41
3.2.2 „Die Ehre Saint-Arnauds“ : Eine Bestandsaufnahme von François Maspero aus dem Jahre 1993.....	43
3.3 DER ORIENTALISMUS ALS ÄSTHETISCH-KOLONIALISTISCHER STIMULUS.....	47
3.4 MIT ÄSTHETISCHEN SCHEUKLAPPEN: DIE KOLONIALISTISCHE VERNICHTUNG DER ANDEREN ALS FREMDE FEINDE.....	51
4 IN DEN 1840/50ER JAHREN IM „WILDEN WESTEN“.....	58
4.1 GRENZLAND UND ‚FRONTIER‘.....	58
4.2 JAMES CARLOS BLAKE ‚IN THE ROGUE BLOOD‘ (1997), DEUTSCH ‚DAS BÖSE IM BLUT‘ (2013).....	60
4.2.1 Die Auseinandersetzung im amerikanisch-mexikanischen Grenzkonflikt in den 1840er Jahren als eine postkoloniale Heimsuchung in der Gegenwart.....	60
4.2.2 Das Brüderpaar Edward und John Little.....	63
4.2.3 Eine mexikanische Fremdenlegion und eine US-Todesschwadron im Amerikanisch- Mexikanischen Krieg.....	66
EXKURS 2: DER KOLONIALISMUS UND SEINE ‚WIDERWÄRTIGEN EINZELHEITEN‘.....	69
5 DIKTATORENROMANE ALS SPIEGELUNGEN (POST-)KOLONIALER GESELLSCHAFTEN.....	74
5.1 DAS BILD DES DIKTATORS IN RAMÓN DEL VALLE-INCLÁNS ‚TYRANN BANDERAS. ROMAN DES TROPISCHEN AMERIKA‘ (1926).....	75
5.2 DIE MYTHISCHE VERKÖRPERUNG DER DIKTATOREN DER EURO-IBEROAMERIKANISCHEN GESCHICHTE IN	

„ <i>EL OTOÑO DEL PATRIARCA</i> “ (1977).....	83
5.3 DAS BEISPIEL GUATEMALA.....	87
5.3.1 Zur Lage der indigenen Bevölkerung.....	88
5.3.2 Miguel Angel Asturias: „ <i>Wir sind alle Amerikaner</i> “.....	91
5.3.3 Die Amokfahrt eines Gedeemühtigen.....	94
5.4 ZWEI ROMANE AUS DER EUROPÄISCHEN DIKTATORENZEIT.....	98
5.4.1 „ <i>Sonnenfinsternis</i> “ (1940) oder die grammatikalische Fiktion und der Amoklauf der Vernunft.....	100
5.4.2 Osteuropäische Partisanen gegen die NS-Kolonialdiktatur: „ <i>Éducation européenne</i> “ (1945).....	109
5.4.2.1 Über die deutschen Kolonialpläne 1942.....	109
5.4.2.2 Romain Gary, <i>Éducation européenne</i>	112
6 NACHBEMERKUNG: ARGENTINISCHE ERINNERUNGEN AN DIE INDIANERKRIEGE, DIE ARBEITERBEWEGUNG UND DEN ANARCHISMUS.....	121

1 VORBEMERKUNG: IRRITATIONEN

1.1 FLIEBENDE ÜBERGÄNGE

Johann Wolfgang von Goethe hat in seinem Briefroman „*Die Leiden des jungen Werther*“ den Titelhelden unter dem Datum des 18. August einen Brief schreiben lassen, in dem etwas ausgeführt wird, was im „*Faust*“ in Rollenverteilung zum Part des Mephistopheles wird: „*Ich bin der Geist, der stets verneint! Und das mit Recht; denn alles was entsteht; Ist wert, dass es zugrunde geht; Drum besser wärs wenn nichts entstünde. So ist denn alles, was ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, Mein eigentliches Element.*“ Bei Werther ist es ohne Rollenverteilung sein eigener Blickwinkel, der ihn zu einer zwiespältigen Betrachtung der Natur drängt:

„Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! Da alles vorübergeht? Da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach, in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein muß; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmachliches Grab. Ha! Nicht die große, seltnen Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“

Es geht Werther ausdrücklich nicht um die *Rührung* eines vom Zerstörungswerk der Natur nur als Zuschauer betroffenen Menschen, sondern um die *Untergrabung* seines Herzens, so dass er sich in einen Angsttaumel versetzt fühlt. Der Sinn des Lebens ist für ihn von Grund auf in Frage gestellt. Heute würde man sagen, dass ihm das positive Denken abhanden gekommen ist. Dabei ist das von ihm Beobachtete unbestreitbar.

Denn wer über das Leben nachdenkt, kommt in der Regel nicht umhin, der Gewalt inne zu werden, die es von Anfang an begleitet. Über das von Goethe Geschilderte hinaus ist nämlich auch an Situationen zu denken, wo Lebenserhaltung von Gewalt abhängt, nämlich zum Beispiel bei durch einen Unglücksfall verursachtem Herzstillstand, wo es kräftigen Zugriffs bedarf, um die Lebensgeister wieder in Gang zu setzen, oder bei schwerer Erkrankung, zu deren Heilung operativ-chirurgische Eingriffe nötig werden.

Gewalttätige Hinwendung zu Mensch und Tier muss also nicht notwendig mit Todesdrohung einhergehen. Vielmehr muss zwischen positiver und negativer Gewalt unterschieden werden. Die Schwierigkeit besteht darin, dass der Begriff „Gewalt“ eine überwiegend

negative Bedeutungslast trägt, was sich in dem Kompositum „Gewaltverherrlichung“ zeigt. Einen erfolgreichen Chirurgen oder Rettungshelfer „Gewalttäter“ zu nennen würde in direkter Konfrontation und Ansprache den Tatbestand der Beleidigung erfüllen. Erst in einem reflektierenden Gespräch wäre ein Einvernehmen herzustellen.

Wie schillernd das Gewaltumfeld ist und sich leicht vom Positiven ins Negative und umgekehrt wenden kann, wird im Geburtsvorgang für Mutter und Kind deutlich, aber zuvor schon bei intensiv erlebter Sexualität von Mann und Frau. Die französische Prägung „*petite mort*“ (kleiner Tod) für den Beischlaf oder – mit antikem Nachhall – die Niedergeschlagenheit *post coitum* oder der machistische Umgang mit dem Begriff „Vergewaltigung“, aus dem im Männerwitz „Vergewohltätigung“ wird, zeigen das Zweideutige von Gewalterfahrung, aber auch von Gewaltpraxis in diesem Bereich.¹ In übertragener Weise kann sich das in der Einsicht niederschlagen, dass es bei der Schaffung von Neuem darum gehe, Überholtes oder Überkommenes aus dem Weg zu räumen oder zu opfern: „*Stirb und werde!*“ (Goethe).

Am ursprünglichsten werden in den Religionen reiner und damit blutiger Opferkult, in späteren Stadien dann (Tier-)Ersatz und schließlich nur mehr Symbole für Gewalt zu einer Angelegenheit der Glaubensgemeinschaft und gerinnen in Ritualen, so dass aus einem symbolischen Opfer, dem die Blutspur mit der Zeit verloren gegangen ist, ein symbolisches Wiedergeborenwerden folgen kann, das möglicherweise ein Versprechen auf ein wie auch immer erträumtes Jenseits enthält. In der römisch-katholischen Liturgie wird zum Beispiel des letzten Abendmahles mit dieser Zielrichtung so gedacht: „*Nehmet hin und esset, das ist Mein Fleisch, nehmet hin und trinket, das ist Mein Blut ... tuet dies zu meinem Gedächtnis.*“²

1.2 PRIMÄRE UND SEKUNDÄRE GEWALT

In der Religion wird ritualisierter Umgang mit *Gewalt* sekundär zu einem Bindeelement der Gemeinschaft, mit dem sie sich vor dem Ausbruch primärer individueller *Gewalt* zu schützen sucht und – in der Regel über Initiationsriten vermittelt – einen symbolischen Sicherheitsrahmen schafft, dessen Formen die Individuen in Gestalt von Sitten und Bräuchen akzeptieren, damit sie in einem Gefühl von Geborgenheit überleben können.³ Seit langem hat der Staat, je nach Anlass möglicherweise sekundiert von pseudoreligiösem Nationalgepränge⁴, das Erbe der Religion angetreten und verlangt von seinen Bürgern, wenn sie seinen Sicherheitsrahmen zu ihrem Schutz in Anspruch nehmen wollen, ein Bekenntnis zu seiner Verfassung. Dabei gilt in Demokratien, dass alle *Gewalt* vom Volke ausgeht. Wenn die Menschenrechte als schützenswertes Fundament der Verfassung dienen, ist der *primären Gewalt*, die einem Individuum von seinesgleichen widerfahren kann, in der Regel Einhalt geboten,

1 Siehe hierzu Georges Bataille, *Die Tränen des Eros*, Matthes & Seitz, München 1981

2 Vgl. hierzu René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*, Fischer, Frankfurt a. M. 1992. – Das blutige Beispiel eines Fruchtbarkeitsrituals aus der Aztekenkultur: http://de.wikipedia.org/wiki/Xipe_Totec.

3 Die Soziobiologie geht hinter das geschichtliche Auftreten von Religion zurück und sieht im stammesgeschichtlichen Erbe des Menschen bereits ritualisierte Formen für ein Sicherheit gewährendes Umfeld im Gruppenzusammenhang gegeben. Vgl. dazu Franz M. Wuketits, *Was ist Soziobiologie?*, C. H. Beck, München 2002.

4 Die ausgeprägteste Form der religiösen Grundierung von herausgehobenen Staatsakten ist das mancherorts zelebrierte „Te Deum“.

und zwar im Rahmen der in Teile aufgegliederten *sekundären Gewalt*: Legislative, Exekutive und Judikative.

Das ist idealtypisch und naiv schulbuchmäßig gedacht und überzeugt jemanden wie HANNAH ARENDT nicht mehr, wenn sie auf die Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft in der Neuzeit – vor allem seit dem 19. Jahrhundert – schaut, zumal die Einhegung *primärer Gewalt* an die wichtigen Sozialisationsinstanzen der *sekundären Gewalt* – man denke an Kindergarten und Schule⁵ – delegiert ist. Die *sekundäre Gewalt*, auf die sich die Bürger auf diese Weise zum Schutz voreinander einlassen, hat nämlich, wird sie aus der Machtperspektive beobachtet und beurteilt, eine andere Dimension, als dass sie vom Volke selbst als Hauptbeteiligtem am Gesellschaftsvertrag ausgehen und demzufolge kontrolliert werden könnte. Der Denker, der in diesem Sinne das Schutzbedürfnis der Individuen voreinander nicht als eine Delegation von Rechten, sondern von Macht an den Staat gewährleistet sieht, ist THOMAS HOBBS. Mit seinem „*Leviathan*“ (1651)⁶ ist er für ARENDT der einzige politische Denker, „*der je für den von ihm entworfenen Staat mit Stolz den Namen Tyrannis in Anspruch genommen hat*“.⁷ Er habe das öffentliche Wohl aus privaten Interessen herauszuleiten versucht und um des Privatinteresses halber einen politischen Körper entworfen, „*dessen einziges und fundamentales Ziel die Akkumulation von Macht ist*“ (S. 317). „*Der ‚Leviathan‘ ist der Staat, und seine Philosophie ist die Weltanschauung, denen die bürgerliche Gesellschaft seit ihrem Beginn zustrebte*“ (S. 318).

Da in der Analyse ARENDTS immer wieder auf *schöne Literatur* verwiesen wird, in der sich am deutlichsten niederschlägt, was in der bürgerlichen Gesellschaft dem Individuum widerfährt, sei hier eine längere Passage aus dem Werk „*Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*“ wiedergegeben, das 1951 zum ersten Mal veröffentlicht wurde. Das auch vor dem Hintergrund, dass vorwiegend *schöne Literatur* ausdrücklicher Gegenstand der hier vorgelegten Ausführungen sein wird:

„Das politisch entrechtete Individuum, dem sich alle öffentlich-staatlichen Angelegenheiten nur noch in der Maske der Notwendigkeit zeigen,⁸ war von Hobbes selbst bereits auf die Sphäre seines privaten Interesses verwiesen, um derentwillen die Entrechtung ja vollzogen wurde. Was Hobbes nicht vorausgeahnt hat, ist, dass in dieser Sphäre sich dem Individuum in der Tat eine neue Welt der Privatheit, des Privatlebens und des privaten Schicksals würde eröffnen können, die dann ihrerseits das durchaus moderne Phänomen des Persönlichen prägen sollte. Aber auch in dieser Sphäre bleibt die Tatsache bestehen,

5 Nach Ernest Gellner haben die Erziehungsinstitutionen dafür zu sorgen, dass die Individuen Mitglieder in „standardisierten, mobilen und anonymen Massengesellschaften“ werden, in denen sie sich auf kontextunabhängige Kommunikation verstehen müssen, das heißt zum Beispiel, dass sie in der Lage sind, eine komplizierte Gerätschaft allein über das Studium einer in vielen Sprachen abgefassten Gebrauchsanleitung bedienen oder reparieren zu können. *Anonymität, Mobilität, Atomisierung und der semantische Charakter der Arbeit* beschreiben die Strukturen, in die sich Individuen in den Erziehungsinstitutionen zur Vorbereitung auf ihr Berufsleben fügen müssen: Ernest Gellner, *Nationalismus. Kultur und Macht*, Siedler, Berlin 1999, S. 54, 138 f. Siehe dazu auch Robert Dreeben, *Was wir in der Schule lernen*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1980.

6 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München-Zürich ⁸2001, S. 321.

7 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*, München-Zürich ⁸2001, S. 321.

8 Eine der wichtigsten Notwendigkeitsmasken ist die Schulpflicht. Wer ihr nicht nachkommt, kommt ins Gefängnis.

dass der Mensch seine sachlich fundierten Beziehungen zu seinen Mitmenschen verloren und die Gesellschaft die eigentliche Herrschaft über das Individuum erworben hat. Denn für die Beurteilung seines privaten Daseins bleibt dem Individuum in der Gesellschaft nur der Vergleich mit den Schicksalen anderer Individuen, und hinter diesem dauernden Sichvergleichen steht natürlich die überall sich durchsetzende Konkurrenz aller mit allen. In dein Vergleichen verliert alles seinen ihm angestammten Sinn und bekommt jegliches seinen Wert. Nachdem der Lauf der öffentlichen Angelegenheiten vom Staate in der Maske der Notwendigkeit geregelt worden ist, nimmt das gesellschaftliche Leben der Konkurrenten, das ja in seinem privaten Inhalt weitgehend von den Mächten, die man Glück und Unglück nennt, bestimmt bleibt, die Maske des Zufalls an. In einer Gesellschaft von Individuen, welche alle von der Natur mit der gleichen Stärke und daher Machtkapazität ausgestattet und vom Staate gleichermaßen gegeneinander gesichert sind, kann nur noch der Zufall die Erfolgreichen auswählen und die Glücklichen an die Spitze bringen. Mit der Erhebung des Zufalls zum letzten Maßstab über Sinn und Sinnlosigkeit des eigenen Lebens entsteht der bürgerliche Schicksalsbegriff, der im Roman zu der eigentlichen Kunstform der Gesellschaft wird, weil er das Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft aufzeigt. Auch er erreicht erst im 19. Jahrhundert die Höhe seiner Entwicklung. Zu seinem Wesen gehört, dass er nur Schicksale zu erzählen weiß und so das Drama ersetzt, das in einer Welt ohne Handeln, in der nämlich der Handelnde sich immer schon der Notwendigkeit unterworfen oder vom Zufall profitiert hat, seinen Nährboden verlor. Der Roman dagegen, für den seit Balzac selbst die Leidenschaften, von Tugend und Laster entleert, sich als Schicksale von außen präsentieren, konnte jene sentimentale Verliebtheit in das eigene Schicksal lehren, welche am Ende des Jahrhunderts eine so große Rolle in der Intelligenz gespielt hat. Durch solche Verliebtheit gelang es, aus der Unmenschlichkeit des zufälligen Verdiktes in die Fassungs- und Leidenskraft des Menschen wieder zurückzukehren – und es ist wiederum die echte Größe des Romans, die Fassungs- und Leidenskraft des Menschen zu schildern, der, wenn er schon sonst niemand mehr war, doch wenigstens ein bewusstes Opfer sein wollte“ (S. 321-322).

Dichtung, an die ARENDT denkt, entstammt nicht subjektiver Laune. Für sie sind nur die Dichter, „*die unbeirrt von allen Theorien für die ‚Kinder der Welt‘ sprechen, dem wirklichen Lauf der Welt verhaftet*“ (S. 325). Der Lauf der Welt führte nämlich zur immer deutlicheren Entfaltung des Leviathangedankens im Rahmen des von der gegen- und miteinander konkurrierenden Bourgeoisie entfesselten Kapitalismus, der sich immer größere Bereiche der Welt in raumgreifender Expansion imperialistisch-kolonialistisch eingemeindete, bis die Begrenztheit der Erde bereits Ende des 19. Jahrhunderts deutlich wurde. Hier äußert ARENDT einen Gedanken, der damals erfahrbar geworden sei:

„Es war, als seien die Bedingungen des irdischen menschlichen Lebens selbst in Konflikt geraten mit dem von Menschen losgelassenen Prozess, den man weder anhalten noch stabilisieren konnte, sondern der, sollte nicht alles

zugrunde gehen, auf immer höhere Touren getrieben werden musste und der daher, wenn er erst die Grenzen des Erdballs erreichte, notwendigerweise umschlagen und zerstörerisch werden musste“ (S. 327-328).

Während im Schutzbereich europäisch orientierter Staaten *primäre Gewalt* zivilisatorisch stark eingehegt ist und eigentlich nicht mehr vorkommen dürfte, dabei Blut als Saft des Lebens mehr oder weniger zum Stillstand gekommen zu sein scheint, weil es nur mehr an verborgenen oder schnell abgeschirmten Orten sichtbar werden darf, und massenhaft Menschen depressiv in sich wie in lebende Leichname versinken, wird dafür Blut nirgends wie im Unterhaltungsbereich über die Medien, zumal in Kriminalliteratur und Film, präsent gehalten, weil es, wenn es fließt, dem Identifikationsbedürfnis von Individuen unmittelbar näher kommt als die in der Regel unblutige Allgegenwart der manchmal wie unter einem Schleier verborgenen und gar nicht mehr wahrnehmbaren *sekundären Gewalt*. Dabei geht inzwischen unbezweifelbar von letzterer die größere Gefahr aus. Denn in ihrem Schatten verflüchtigen sich alle Menschenrechte. Sie lässt im Interesse staatlicher Macht und derer, die sie sich am direktesten zunutze zu machen verstehen, das, was Würde des Menschen heißt, zu einer Chimäre werden, ohne dass die Menschen ein Bewusstsein davon zu haben brauchen oder wenigstens scheinen.⁹ In der mehrheitlich zugunsten von Sicherheit anstatt für Freiheit ausgesprochenen Wahl, wenn es um die gegenwärtige Sucht nach Allüberwachung zum Schutz vor „Terrorismus“ als Ausdruck *primärer Gewalt* geht, zeigt sich das Übergewicht *sekundärer Gewalt* gegenüber dem mit seiner Zustimmung zunehmend politisch entrechteten Individuum.

Denn vor diesem Hintergrund vollzieht sich der vor langer Zeit in Gang gesetzte konkurrierende Kampf der von HOBBS beschriebenen bürgerlichen Individuen auf der Welt als globalem Finanzplatz weiter. Für Balzac war dieser Kampf, wenn er zu Reichtum führte, ein Verbrechen, von dem jedes Vermögen an seinem Ursprung zeuge. So steht für einen der reichsten Männer der Welt, Warren Buffett, Anfang des 21. Jahrhunderts Folgendes fest, obwohl er es nicht gutzuheißen scheint: „*There’s class warfare, all right, [...] but it’s my class, the rich class, that’s making war; and we’re winning.*“¹⁰

Während Demokratien ihre Lebendigkeit im Ausbalanzieren der sie tragenden Kräfte mehr oder weniger unmerklich in Einrichtungen und Strukturen *sekundärer Gewalt* zum Stillstand bringen (können), indem sie das Individuum in Richtung des HOBBSchen *Leviathans* entrichten oder ihre Steuerungsinstrumente zur Eindämmung transnationaler Finanzaktionen als unheimlichste Ausdrucksformen *sekundärer Gewalt* mit kaum vorstellbarem Zerstörungspotential ungenutzt lassen, ist in Diktaturen die *sekundäre Gewalt* der zur imponierenden Schau gestellte Rückhalt für staatlich legitimierten Terror in Gestalt potentiell blutiger *primärer Gewalt* gegenüber Menschen, die von den Mächtigen für illoyal und für den Machterhalt gefährlich gehalten werden. Nachrichtendienste, Geheimpolizei, willkürliche Verhaftungen und Schauprozesse oder Einsatz von überraschend operierenden Todeschwadronen und Killerkommandos werden zu Schaltstellen der Kontrolle der eigenen Bevölkerung. Nichtsdestoweniger wird nach außen hin der republikanische Verfassungsschein in der Regel plakativ herausgestellt, während eigentlich Ausnahme- und Belage-

9 Vgl. hierzu den Roman „Ins Weiße zielen“ (2010) von Ricardo Piglia: www.himmlers-heinrich.de/piglia.pdf. S. 13.

10 Im Interview mit Ben Stein in der *New York Times* am 26. 11. 2006.

rungszustand herrschen. Beispiele hierfür lassen sich im 20. Jahrhundert gerade in Europa, häufig von Vorstellungen des „Abendländischen“ oder „Okzidental“ grundiert, zahlreiche finden, ohne dass es einer Berufung auf THOMAS HOBBS bedürfte. Es scheint nicht einmal zwingend, jeweils einen auffälligen primären kolonialistischen Anlass annehmen zu müssen. Denn der diktatorialen Versuchung erlagen viele in Europa gelegene Staaten Anfang des 20. Jahrhunderts, wobei als die auffälligsten in der Regel das „Deutsche Reich“ zwischen 1933 und 1945 und die Sowjetunion unter Stalin gelten, zuweilen ergänzt durch Spanien und Italien.

1.3 DER SOGENANNTTE DIKTATORENROMAN

In Lateinamerika waren die Unabhängigkeitsbewegungen des 19. Jahrhunderts eine Folge von dem, wie sich die Vereinigten Staaten von Amerika von England gelöst und im revolutionären Frankreich mit der Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte ein bürgerliches Freiheitsverlangen gegenüber dem königlichen Absolutismus durchgesetzt hatte. In Amerika entstanden so die ersten antikolonialen Freiheitsbewegungen. Die Sklaven in der französischen Karibikkolonie Saint-Domingue erhoben sich und schafften 1793 die Sklaverei ab und gründeten 1804 den Staat Haiti. Die Unabhängigkeitsbewegungen im spanischen Kolonialreich setzten 1808 ein und schufen nach dem Vorbild des Freiheitshelden Simón Bolívar bis 1830 zahlreiche Republiken. 1822 erklärte Brasilien seine Unabhängigkeit von Portugal. Von den jahrhundertealten europäischen Kolonialreichen, die riesige Territorien umfasst hatten, blieben lediglich die spanischen Kolonien Kuba und Puerto Rico sowie die Karibischen Inseln unter der Herrschaft unterschiedlicher Mächte übrig. Frankreich hatte schon im *Siebenjährigen Krieg* (1756-1763) gegen England – ein Krieg zweier Kolonialmächte um Expansion in den gleichen überseeischen Territorien – seine reichste Besitzung in Übersee verloren.

Am Ende der Revolutionen hatte sich eine neue Staatenwelt mit verfassungsmäßigen Ordnungen etabliert, die im Wesentlichen noch in der Gegenwart Bestand haben. Allerdings lässt sich in dieser Staatenwelt etwas beobachten, was inzwischen auch andernorts Dekolonisationsbewegungen kennzeichnet, ob in Afrika nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges oder seit den 1990er Jahren nach der Auflösung des Sowjetreiches als dem weltgrößten Kontinentalimperium: Die neuen Staaten brauchten/brauchen lange, ehe sie sich nach jahrzehntelangen Bürgerkriegen stabilisiert hatten/stabilisiert haben werden. In Amerika war schließlich aus dem menschenrechtlichen Freiheitsversprechen gegenüber den indigenen Bevölkerungen ein exklusives System „*Weißer Vorherrschaft*“ – die „*White Supremacy*“ – entstanden. In Lateinamerika war jedoch wegen des höheren Anteils an einheimischer indianischer Bevölkerung im Unterschied zu den USA die Herausbildung einer bürgerlichen weißen Mittelschicht, wie sie wegen der massenhaften europäischen Einwanderung in Nordamerika und des fast völligen Zurückdrängens und Vernichtens der indianischen Bevölkerung entstanden war, mehr oder weniger unterblieben. Außerdem dauerten die unter spanischer Kolonialherrschaft gebildeten Besitzverhältnisse fort, was sich am deutlichsten in Argentinien, das sich mit Vorliebe als das europäischste Land Lateinamerikas ansieht,¹¹ aber

11 Vgl. hierzu zum Beispiel www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 35-74; neuerdings nach Jürgen Osterham-

auch in mittelamerikanischen Ländern wie El Salvador oder Guatemala zeigt, wo nie ein Mittelstand flächendeckend gegenüber dem Großgrundbesitz der Oligarchen eine entscheidende Rolle spielen konnte.

So ergab sich zwar aus den politischen Revolutionen das Ende der Mehrzahl der spanischen Überseekolonien. Aber innere Stabilität blieb den neuen Staaten meistens vorenthalten, was sich bis in die Gegenwart zum Beispiel darin zeigt, dass es einer Reihe mittelamerikanischer Staaten nicht gelungen ist, eine krisenfeste Grundlage für das Gemeinwesen in zuverlässigen Institutionen zu finden.¹²

Der südamerikanische Diktatorenroman – ein Schlagwort, das vor allem für Romane der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt wurde, aber bereits in einem weiteren Sinne auf ein Werk wie DOMINGO FAUSTINO SARMIENTOS „*Barbarei und Zivilisation*“ von 1845 zutrifft und eine Erzählung aus Argentinien wie Esteban Echeverría „*Der Schlachthof*“ (1838/40) genauso meinen kann¹³ – ist die literarische Untergattung, in der die diktatorisch versuchte Ruhigstellung der von vornherein fragwürdigen Unterfangen, funktionierende staatlich verfasste republikanische Gesellschaften zu schaffen, mit ihren Auswirkungen auf die am direktesten beteiligten und betroffenen Individuen vorgestellt werden.

Wie aber ja Diktatur nichts ist, worauf südamerikanische Staaten im Besonderen abonniert sind, ist auch das Konzept „Diktatorenroman“ weiter zu fassen, zumal Diktatur ein typisches Phänomen von postkolonialen Prozessen ist, die im 20. Jahrhundert mehr noch als im 19. Jahrhundert weltweit stattgefunden haben.

So soll im Folgenden auch nach einer Antwort auf die Frage gesucht werden, ob der Gewalt in (post-)kolonialen Verhältnissen¹⁴ etwas Besonderes eignet und was es im Einzelfalle sein mag. Denn angesichts bisheriger menschlicher Geschichte und des dauernden Aufeinanderbezogeneins und Verschränktseins des Lebendigen mit Gewalt mag es fast müßig erscheinen, nach besonders kennzeichnenden Merkmalen von Gewalt im modernen Kolonialismus zu suchen, zumal sie je nur individuell erfahrbar sind und dieses menschliche Maß allerorten und immer schnell an seine tödlichen Grenzen stößt. Angesichts dieser tödlichen Grenze verschwimmen im individuellen Erleben alle Unterschiede, denn in der individuellen Todeserfahrung wird alles außer dem Leben gleich gültig.

Neben den literarischen Darstellungen diktatorischer Gewaltverhältnisse soll untersucht werden, ob nicht ein Roman wie „*Sonnenfinsternis*“ von Arthur Koestler (1940) ebenfalls zu den wichtigen Diktatorenromanen zu zählen ist, und zwar über Josef Stalin als die im Hintergrund des Romangeschehens figurierende „Nummer Eins“. Wie sich nämlich der Begriff von Südamerika auf andere Weltgegenden ausweitet, geht aus einer Rezension des afrikanischen Romans „*Herr der Krähen*“ (2011) des meistens wegen Verfolgung im Exil lebenden Kenianers Ngugi wa Thiong'o hervor. Dina Netz veröffentlichte sie in *Deutschlandradio Kultur* unter der Überschrift „*Ein universeller Diktatorenroman*“:

mels grundlegendem Werk über das 19. Jahrhundert „*Die Verwandlung der Welt*“ (2009) den Titel von Stefan Rinke, *Revolutionen in Lateinamerika. Wege in die Unabhängigkeit*, C. H. Beck, München 2010.

12 Man sehe sich die gegenwärtigen Sicherheitswarnungen des deutschen Auswärtigen Amtes an, die von Mexiko bis nach Peru vor Reisen eher abschrecken lassen und immer auf besondere Vorsichtsmaßnahmen hinweisen.

13 Siehe www.himmlers-heinrich.de/bevoelkerungsfantasien.pdf, S. 115-119.

14 Zur Definition von „Postkolonialismus“ siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Postkolonialismus>.

„Der namenlose afrikanische Diktator in Ngugi wa Thiong'os Roman 'Herr der Krähen' wirbt bei der Global Bank um Gelder für sein Projekt 'Marching to Heaven', eine Art Turmbau zu Babel. Allerdings verliert 'Seine Allmächtige Vortrefflichkeit' die Sprache, kann nur noch das Wort 'wenn' ausstoßen und schwebt aufgebläht wie ein Luftballon unter der Zimmerdecke. Der Herrscher leidet an einem Fall von Weiß-Wahn: Er wünscht sich so sehr, weiß zu sein, dass er Sprache und Körper verliert.

In dieser Szene ist alles enthalten, was Ngugi wa Thiong'os 'Herrn der Krähen' ausmacht: die Beschreibung einer menschenverachtenden Diktatur, die Analyse der afrikanischen Identitätsprobleme und die beißende Satire auf die Machtgierigen. [...]

'Herr der Krähen' spielt in der fiktiven Freien Republik Aburiria, deren Bürger natürlich ganz und gar nicht frei sind. Der Herrscher will im Zentrum der Hauptstadt mit 'Marching to Heaven' seinen gottähnlichen Status zementieren. Nach dieser Ankündigung bildet sich vor der Baufirma eine schier endlose Warteschlange aus Arbeitslosen, die endlich auf ihre Chance hoffen; Warteschlangen im ganzen Land sind die Folge. Als Verursacher aller Unbill in Aburiria wird bald der 'Herr der Krähen' ausgemacht: Er heißt eigentlich Kamiti, hat nach seinem Hochschulabschluss in Indien jahrelang vergeblich nach Arbeit gesucht und reiht sich nun ein in das Heer der Bettler in der Hauptstadt.

Eher zufällig gibt er sich als Zauberer aus, entdeckt tatsächlich seine heilenden Fähigkeiten und verliebt sich in die Untergrundkämpferin Nyawira. Während Ngugi wa Thiong'o die Regierenden, übrigens auch die westlichen, als kriecherische, machtgierige Intriganten beschreibt, tappt er nicht in die Falle, seine zwei Gegenfiguren edel, hilfreich und gut zu zeichnen: Kamiti und Nyawira sind keine strahlenden Helden, sondern Vertreter des Volkes, die Fehler und Schwächen haben, sich aber nicht korrumpieren lassen wollen. Am Schluss überschlagen sich die Ereignisse, der Diktator hebt unter internationalem Druck 'Baby D' (Demokratie) aus der Taufe. Aber die Hoffnung auf Veränderung stirbt so schnell, wie der Herrscher selbst als Krokodilfutter endet.

Ngugi wa Thiong'os Vorlage für Aburiria war Kenia unter Präsident Arap Moi, der den Schriftsteller verfolgen und ohne Anklage ins Gefängnis werfen ließ. Aber 'Herr der Krähen' ist ein universeller Diktatorenroman, in seiner Bildhaftigkeit und seinem erzählerischen Schwung denen des magischen Realismus von Vargas Llosa oder García Márquez ähnlich, aber im Stil einer ausufernden mündlichen Erzählung gehalten. Man denkt beim Lesen natürlich auch an die Diktatoren-Dämmerungen in der arabischen Welt und die Frage, was dort nun aus 'Baby D' wird. 'Herr der Krähen' ist eine so komische wie schockierende Lektüre im Herbst des arabischen Frühlings.“¹⁵

15 http://www.deutschlandradiokultur.de/ein-universeller-diktatorenroman.950.de.html?dram:article_id=140646 (Beitrag vom 03.11.2011).

1.4 EIN BEISPIEL FÜR DIE ROLLE VON LITERATUR IN DER GESCHICHTSSCHREIBUNG

BEN KIERNAN (* 1953), Historiker aus Australien, der in den USA lehrt, ist ein Spezialist für Genozidforschung und veröffentlichte zunächst einige Studien über die Roten Khmer und den unter Pol Pot begangenen Völkermord in Kambodscha. An der Yale-Universität ist er Gründungsdirektor der „Genocide Studies“ und wurde 2007 international bekannt mit seinem umfangreichen Werk *„Blood and Soil. A History of Genocide and Extermination from Sparta to Darfur“*, deutsch 2009 *„Erde und Blut. Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute“* (DVA, München).

Für KIERNAN zeigen alle von ihm untersuchten Völkermorde Gemeinsamkeiten, und zwar weisen sie jeweils vier Charakteristika auf: Rassismus und religiöse Vorurteile; die Verklärung der Vergangenheit; Expansionsbestrebungen und vor allem eine Idealisierung der Beziehung zum Boden. Es versteht sich von selbst, dass der Nationalsozialismus Untersuchungsgegenstand ist, zumal die vier Charakteristika zur Analyse wie für ihn gemacht erscheinen. So lautet die Überschrift zum 11. Kapitel *„Blut und Boden. Deutschland und der nationalsozialistische Genozid“*. Gleich am Ende des ersten Absatzes schreibt er, dass dieser expansionistische Versuch mit *„dem monströsesten Massenmord der Geschichte, dem Holocaust der europäischen Juden“* verknüpft war (S. 541). In der Einleitung hatte es bereits geheißen, dass das Wort „Holocaust“ für ein religiöses Brandopfer ab dem späten 15. Jahrhundert die Nebenbedeutung von Massenmord angenommen habe und in dieser Bedeutung bis ins 20. Jahrhundert zum Beispiel auch für die gewaltsame englische Eroberung der irischen Provinz Munster in den Jahren nach 1580 verwendet werden konnte. KIERNAN fährt dann so fort:

*„Alle genannten Autoren würden diesen Begriff heute nicht mehr gebrauchen.¹⁶ Der nationalsozialistische Völkermord an den Juden 1941 bis 1945 stellte nicht nur den weitreichendsten Fall eines Genozids dar; er unterschied sich zudem von den anderen in einer wesentlichen Hinsicht. Der Holocaust war eines der ersten historischen Beispiele einer versuchten **physischen** 'Rassenvernichtung', ein Feldzug zur Ermordung eines ganzen Volkes. Dennoch war er nicht der einzige“* (S. 20 f. Hervorhebung im Original).

Das 11. Kapitel endet dann wie folgt:

„Der extremste Fall eines Genozids in der Geschichte ist fraglos in vieler Hinsicht einzigartig. Ein von einem Staat ausgehender Versuch einer totalen Vernichtung durch die industrielle Ermordung wehrloser Millionen von Menschen ist bis heute beispiello. Die völlige Vernichtung der Juden und die Invasionen in den größten Teil Europas und der UdSSR, die sie ermöglichten, erforderten eine weit entwickelte Wirtschaft und einen hochgerüsteten modernen Staat. Doch der nationalsozialistische Mordapparat hatte auch eine antiquiertere Kraftquelle. Bedient wurde er von miteinander verbundenen ideologischen Hebeln, die Rasse, Territorium, Ackerbau und Geschichte verherrlichten“ (S.

¹⁶ Kiernan gibt für diese Behauptung, offenbar im Vertrauen auf die Überzeugungskraft seiner folgenden Sätze, keine Quelle an. Woher weiß er aber, wie der im 15. Jhd. schreibende Bischof John Alcock und alle anderen sich heute äußern würden? Ist es für jeden, der heute schreibt, auch für den Historiker, unausweichlich und zwingend, sich so zu äußern, wie das Kiernan um diesen Begriff herum tut?

589).

An diesen Sätzen fällt auf, dass sie nicht stringent miteinander verbunden sind und einander Widersprechendes enthalten. Es scheint, als sei vor allem der Superlativ als subjektive Kategorie menschlichen Urteilens am Zustandekommen dieser verwirrenden Widersprüchlichkeit beteiligt: der *weitreichendste*, dennoch *nicht der einzige*; der *extremste Fall* und *fraglos in vieler Hinsicht einzigartig*, aber doch – wohl leider – nicht in jeder. Außerdem bleibt offen, wie *Rassenvernichtung* anders als *physisch* erfolgen sollte. Da wird einmal vom *Versuch* der totalen Vernichtung gesprochen. Im nächsten Satz ist aus dem Versuch *eine vollendete Tatsache* geworden: *die völlige Vernichtung der Juden*.

Nähme man das ernst, dürfte es keine Juden mehr geben, denn nur Nicht-Juden können logischerweise eine solche Aussage machen. Ähnlich Widersprüchliches bietet bereits die Einleitung, wenn KIERNAN behauptet, dass der Begriff „Holocaust“ ohne Anführungszeichen nur mehr den Massenmord an Juden zwischen 1941 bis 1945 bezeichne und demzufolge bedeutungsgeschichtlich für alle Zeiten stillgestellt sei – was für eine Anmaßung gegenüber der Lebendigkeit von Sprache und ihrer Verwendung! Denn dann hätte ja auch die von KIERNAN ZUVOR angeführte etymologische Wurzel – „*ein biblisches griechisches Wort für ein religiöses Brandopfer*“ – alle Bedeutung verloren.¹⁷

Vergleicht man das 11. Kapitel mit den anderen, fällt außerdem auf, dass es wie kein anderes angereichert ist mit dem Superlativ und Aussagen von Zeitzeugen. Ausführlich wird etwa aus dem Buch einer Überlebenden aus Warschau zitiert: Roma Nutkiewicz Ben-Atar, die mit ihrem Sohn, dem israelischstämmigen US-Historiker Doron S. Ben-Atar, das Buch „*What Time and Sadness Spared. Mother and Son Confront the Holocaust*“ schrieb und 2006 in den USA veröffentlichte. Roma Nutkiewicz erzählt in der Ich-Form, wie sie als 15-Jährige die Pogrom-Ereignisse im Sommer 1942 im Warschauer Ghetto erlebte (S. 576 f.). Da ist vom *in den Adern gefrierenden Blut* (!) der Verfolgten die Rede, von *Hass* und *Sadismus* der verfolgenden und mordenden Soldaten. Dann folgt die gerichtliche Aussage des Zeugen Hermann Gräbe vor dem Nürnberger Militärtribunal, in der er detailreich schildert, was er an einer Grube beobachtete, wo die SS Massenerschießungen an 5000 jüdischen Einwohnern von Dubno (Ukraine) vornahm (S. 577 f.). Ein weiteres Mal kommt Roma Nutkiewicz als 16-Jährige zu Wort, als sie 1943 in einem überfüllten Güterwaggon im Vernichtungslager Majdanek ankommt und eine erste Selektion übersteht, während andere Frauen nackt in die Gaskammer getrieben werden (S. 581 f.). Ihr Weg wird bis nach Auschwitz nachgezeichnet, wo sie ab Juli 1943 die nächsten 19 Monate verbringt (S. 586 f.).

Hier durchbricht KIERNAN das in den anderen Kapiteln verfolgte Verfahren der Schilderung der jeweiligen geschichtlichen Ereignisse, indem er es mit literarischen Quellen anreichert und dem Leser auf diese Weise ein Identifikationsangebot zum Nacherleben aus der

17 Für den Verfasser ist der Begriff ein historischer, aus den USA herrührender und von Meinungsführern durchgesetzter, an dessen Auftreten und seine Verbreitung seit Beginn der 1980er Jahre er sich ziemlich genau erinnern kann. – Kiernan fordert hier ungewollt zu einem Gedankenexperiment auf: Könnte man sich einen auferstandenen Bischof John Alcock vorstellen, der gleich nach 1945 schon von „Holocaust“ gesprochen hätte, das Wort aber inzwischen meidet, weil er sich mit seiner Theologie nicht in die Allerweltsbegrifflichkeit einmischen möchte? Oder: Welche Rolle haben von zeitgenössischer Meinungsführerschaft durchgesetzte, aus der Theologie stammende Begriffe in der Geschichtsschreibung zu spielen, außer dass sie kritisch zu hinterfragen wären, wenn sie ihre theologisch-biblische Herkunft auffällig in sich tragen?

Opferperspektive macht. Diejenigen, die da zu Worte kommen, schildern in der Tat etwas, was für sie in der von Sterben und Tod gezeichneten Umgebung einmalig war. Der Leser muss sich indessen fragen, ob denn nur zwischen 1941 und 1945 solche einmaligen Erlebnisse möglich waren und zudem aufgezeichnet und deshalb überliefert wurden.

Es liegt die Vermutung nahe, dass KIERNAN hier wie nirgends sonst subjektives Erleben als Quelle nutzbar machen will, um die behauptete – aber teilweise auch wieder relativierte – Beispiellosigkeit des „Holocaust“ zu untermauern und aus allem anderen herauszuheben, wo der nationalsozialistische Völkermord eben doch die von ihm aufgezählten Hauptcharakteristika mit allen anderen Genoziden teilt. Außerdem hebt KIERNAN einleitend hervor, dass jeder Genozid *einzigartig* sei (S. 14). Bleibt indessen die Frage, was es für den Leser bedeuten würde, wenn KIERNAN zur Beschreibung aller von ihm fokussierten Genozide literarische Zeugnisse und biografische Erinnerungen von Opfern und Zeugen als ausführlich zitiertes Quellenmaterial genutzt hätte. KIERNAN hätte damit für den Leser unterstrichen, dass es nicht nur identische äußere Charakteristika zur Beschreibung von Genoziden gibt, sondern dass die Opfer überall ihre je individuellen Geschichten erzählen könn(t)en, so sie denn überlebten oder es einen Zeugen gibt, der sah, was mit ihnen geschah. Im genozidalen Grauen, soviel sei hier zu sagen gewagt, ist nämlich für jedes menschliche Opfer die Grenze seines Erfahrungsbereichs endgültig überschritten, da aller gesellschaftlich gewohnte Schutz aufgekündigt wurde, wo, wie, wann und von wem immer die genozidale Jagd auf den Menschen eröffnet wurde/wird, und zwar immer von seinesgleichen – und in der Regel vor kolonialistischem Hintergrund.

2003 erschien in der November/Dezember-Ausgabe des „Yale Alumni Magazine“ ein von David Case geschriebener Text über BEN KIERNAN. Dort liegt möglicherweise der Schlüssel dafür, warum KIERNAN im 11. Kapitel seines Genozid-Buches seinem über die weitesten Strecken seines Buches verfolgten Maßstab gegenüber auf einmal verunsichert war. Dem Historiker kommt wahrscheinlich seine eigene Familiengeschichte in die Quere. Indirekt scheint er sich nämlich von seinem Großvater mütterlicherseits, Abraham Gershon Silk, in die stellvertretende Gedenkplicht genommen gefühlt zu haben¹⁸:

„When the young Ben Kiernan chose to write his undergraduate honors thesis at Monash University on Cambodian history, he had no idea that the decision would lead him to spend his life studying genocide. He had planned to be a schoolteacher. The son of a Catholic solicitor and a part-Jewish full-time mother, Kiernan was the oldest of seven children born and raised in Melbourne. He learned from his father the importance of tolerance and human rights. His maternal grandfather, Abraham Gershon Silk, was a Polish Jew born in Australia. In the last year of Silk’s life, he told his grandson Ben, who was then 16, that

18 Ein gutes Lektorat hätte hier eingegriffen haben müssen, damit die Stimmigkeit des Gesamttextes gewährleistet geblieben wäre. (Der Verfasser hat den Eindruck, dass bis Redaktionsschluss der 910 zu lektorierenden Seiten Unsicherheit bezüglich der hier monierten Ausführungen auf den 48 Seiten des 11. Kapitels herrschte und Autor und Lektorat sich nicht einig werden konnten. Fast hat es den Anschein, als sei das Lektorat sogar beteiligt, dass das Kapitel superlativisch nachgerüstet wurde, damit dieser Völkermord bei der von Kiernan unterstrichenen *Einmaligkeit jedes einzelnen* doch *einmaliger*, ja am *einmaligsten* erscheine; eben einmal und für immer: **Der Holocaust.**) Abgesehen von der hier vorzutragenden Kritik schätzt der Verfasser Kapitel 11 in seiner Darstellung durchaus, da sie über weite Strecken dem Gang der Untersuchung folgt, wie er in den anderen Kapiteln eingeschlagen ist.

*he regretted not trying to help his relatives in Europe during the Holocaust. He had never heard from them afterward. 'They are probably all dead,' he said.*¹⁹

In der folgenden Untersuchung soll es also darum gehen, (post-)koloniale Gewaltphänomene in entsprechenden literarischen Zeugnissen zu erkunden. Dazu eignet sich zunächst der Grenzraumstreifen der *Europäischen Expansion*²⁰, der sich um 1850 vom Kaukasus über Algerien bis in den „Wilden Westen“ und nach Südamerika erstreckte und zur damaligen Zeit die gewaltträchtigsten Unternehmungen genozidalen Charakters zeitigte, die deshalb aus heutiger Sicht der *totalen Kriegführung* zugeordnet werden. Sie trachteten danach, erbarmungslos das durchzusetzen, was europäische „Zivilisationsmission“ bedeutete, ob sie nun im Namen der „White Supremacy“ oder des parallel in Deutschland zunächst vorge-dachten und sich später durchsetzenden „völkischen Denkens“²¹ erfolgte, das die Deutschen mit Friedrich Ludwig Jahn als die wahren Nachfolger der Griechen ansah.²²

In einem weiteren Schritt werden beispielhaft Diktatorenromane mit mittel- oder süd-amerikanischer Kulisse vorgestellt. Sie spielen nach der ersten Dekolonisationswelle gegenüber den europäischen Mutterländern, die von ausgewanderten Europäern im Namen der von Europa ausgehenden menschen- und bürgerrechtlich grundierten Vorstellungen ausgelöst wurde. Bis weit ins 20. Jahrhundert prägten sogenannte Bananenrepubliken das Bild misslingender menschenrechtlich verfasster Gesellschaften, weil es nie gelungen war, die kolonialistische Hinterlassenschaft oligarchischer Besitzverhältnisse zu reformieren und Herrschaftsquellen aufzulösen. Dazu trugen und tragen jedoch nach wie vor die ehemaligen europäischen Kolonialmächte oder die mit ihrer Unabhängigkeit von Europa am weitesten vorgepreschten Vereinigten Staaten mit ihren jeweiligen Interessen erheblich bei. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ist dabei das *Gespens des Kommunismus* die durchgängigste Metapher, mit der sich die Diktatoren rechtfertigen und im Namen der Besitzenden die Mehrheit der Bevölkerung von aller Mitbestimmung ausschließen. Massaker an bestimmten Minderheiten stehen dabei in der Regel bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts auf der Tagesordnung.²³

Schließlich soll noch, wie bereits erwähnt, an dem Roman „*Sonnenfinsternis*“ von Arthur Koestler, der wiederum auf einem europäischen Schauplatz angesiedelt ist, dargelegt werden, wie sich Individuen auf diktatoriale Gewaltverhältnisse einlassen, sich anpassen, widerstehen oder untergehen.

19 http://archives.yalealumnimagazine.com/issues/03_11/easttimor.html (aufgerufen am 6. Januar 2014)

20 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Europ%C3%A4ische_Expansion.

21 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Volkstum> .

22 Friedrich Ludwig Jahn, *Deutsches Volksthum* (Nachdruck der Ausgabe von 1813), Hildesheim-New York 1980, S. 21.

23 So lässt zum Beispiel Jean-Marie Gustave Le Clézio in seinem Roman „*Revolutionen*“ (2003, dt. 2006) die Hauptperson aus Mexiko berichten, was sie bei einem Gespräch mit einem ehemaligen *Résistance*-Mitglied und jetzigen französischen Botschaftsattaché zu hören bekommt, als sich das Thema auf die krisenhafte Situation Mexikos konzentriert: „*Solange die Indios nicht ausgerottet sind, wird dieses Land immer unterentwickelt bleiben*“ (S. 475 der deutschen Ausgabe bei Kiepenheuer & Witsch).

2 MIT LEO TOLSTOI UND ARKADI BABTSCHENKO IM KAUKASISCHEN KOLONIALKRIEG

2.1 „HADSCHI MURAT“, EINE ERZÄHLUNG TOLSTOIS

An der Erzählung „*Hadschi Murat*“²⁴ arbeitete Tolstoi (1828-1910) zwischen 1896 und 1904 mit verschiedenen Fassungen. Die Endfassung wurde erst nach seinem Tod 1912 veröffentlicht. Die Handlung spielt zwischen 1851 und 1852 und greift zwischen einem kurz gehaltenen Ich-Erzähler-Rahmen Ereignisse aus dem Eroberungskrieg unter Zar Nikolaus I. auf, deren Zeuge Tolstoi selbst war, als er als Fähnrich im Kaukasus diente. Hadschi Murat, ein heute noch verehrter Held des Kampfes gegen die Russen,²⁵ findet am Ende dieser Ereignisse den Tod durch russische Verfolger.

Die Handlung beginnt Ende 1851, als Hadschi Murat, ein der Volksgruppe der Awaren zugehöriger Kaukasier und wichtigster Mitkämpfer gegen die Russen an der Seite von Imam Schamil²⁶, wegen eines lebensgefährlichen Nachfolgekonfliktes dessen Truppen verlässt und sich auf der Flucht verstecken muss. Er sucht nach einem günstigen Ausgangspunkt für seine Rache am Imam. Imam Schamil, Anführer der Bergvölker und vor allem der Tschetschenen, hat seine Familie in Geiselhaft genommen und seine eigene Anhängerschaft zur Jagd auf Hadschi Murat angesetzt. Hadschi Murat entkommt knapp mit wenigen seiner Anhänger den Verfolgern, indem er ins nahe gelegene Lager der Russen wechselt.

Hadschi Murat sucht nach einer Möglichkeit, wie er ohne Verrat an der Sache der Bergvölker Hilfe bei seinem „Erzfeind“ (S. 39) finden kann. Im Lager des ihm am nächsten liegenden russischen Frontabschnitts wird er vom Kommandeur in dessen Anwesen freundlich willkommen geheißen. Dort lebt man auf höchst vornehmem und angenehmem Fuße, wie man es zwar von Petersburg her gewohnt ist, aber am Rande des Kaukasus finden es die Einwohner erstaunlich. Hadschi Murat ist umso befremdeter, zumal seine Rolle als Gast prekär ist.

„Er hatte alle möglichen Befürchtungen: dass man ihn einkerkern, ihn fesseln und nach Sibirien verschicken oder einfach töten würde, und er glaubte darum, nicht vorsichtig genug sein zu können“ (S. 42).

So sieht die Frau des adeligen Kommandeurs sehr schnell, dass Hadschi Murat sich unsicher fühlt, nachdem sie ihn zuvor noch als den „*Räuberhauptmann*“²⁷ ihres Mannes titulierte. Aus Angst, beim Mittagessen vergiftet zu werden, nimmt er nämlich den Reis genau an der Stelle von der Platte, wo sich zuvor die Fürstin bedient hat. Sie verständigen sich mit Hilfe eines Dolmetschers, und die Gastgeber erkundigen sich nach dem Essen nach seinen Gebetsgewohnheiten. Als er zur Zeitangabe nach dem Sonnenstand zeigt, holt der Kommandeur seine kunstvoll gearbeitete Taschenuhr hervor und lässt deren Schlagwerk nach

24 Leo Tolstoi, *Hadschi Murat. Der Held des Kaukasus* (Übersetzung von August Scholz), Anaconda, Köln 2011.

25 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Hadschi_Murat.

26 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Imam_Schamil.

27 Auch heute noch gelten Kaukasusbewohner, zumal Tschetschenen, als Banditen und neuerdings als potentielle Terroristen.

dem Aufspringen des Uhrendeckels erklingen. Hadschi Murat staunt und bekommt spontan die Uhr als Gastgeschenk.

Es stellt sich aber als äußerst schwierig heraus, wie es zu einem Einvernehmen kommen kann, da das, was Hadschi Murat bei den Russen hat Zuflucht suchen lassen, nichts mit dem Krieg zu tun hat, sondern eine ehrenrührige Angelegenheit von inzwischen verfeindeten Freunden ist. Bei einem Zusammentreffen mit dem Statthalter von Kaukasien, einem durch und durch europäisch gebildeten, nämlich in England erzogenen, jedoch schon über siebenzigjährigen hohen Beamten des Zarenreiches, vollzieht sich die wichtigste, aber ohne Worte erfolgende Konversation über die Blicke, also auf Augenhöhe der beiden Gesprächspartner:

„Sie sagten einander, ohne Worte, die ganz unverhüllte Wahrheit: Woronzows Augen sagten, dass er nicht ein einziges Wort von alledem glaube, was Hadschi Murat soeben gesprochen, dass er ganz genau wisse, jener sei ein Feind alles Russischen und werde es immer bleiben, und wenn er sich jetzt unterwerfe, so geschehe es nur, weil er sich nicht anders zu helfen wisse. Und Hadschi Murat begriff seinerseits vollkommen, dass Woronzow alles dies wisse, und fuhr doch fort, ihm seine Ergebenheit zu beteuern. Seine Augen sagten, dass es diesem Greis besser anstehe, an den Tod zu denken als an den Krieg, dass er, obschon alt, doch noch immer ein durchtriebener Fuchs sei, vor dem man auf der Hut sein müsse. Und Woronzow war sich darüber klar, dass der andere ihn durchschaute, aber sein Mund sprach zu Hadschi Murat nur Worte, die ihm durch die Rücksicht auf den kriegerischen Erfolg geboten schienen“ (S. 62 f.).

Denn es ist klar, dass von Hadschi Murat nicht viel zu erwarten ist, solange sich seine Familie mit seinem erwachsenen Sohn in den Händen Schamils befindet. So bekommt er zwischenzeitlich nur die Zusicherung, dass der Zar informiert werde und er sich bis zu einer Entscheidung in der Obhut des Statthalters sicher, wenn auch in seiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt fühlen könne.

Zum Wohlleben der Offiziersgesellschaft im Hinterland der Front, in der sich Hadschi Murat befindet, gehören alle aus der Adelswelt vertrauten Unterhaltungen wie Bälle und Theater- und Opernvorstellungen. Hadschi Murat wird im neuen, im orientalischen Geschmack dekorierten Theater zu einer italienischen Oper eingeladen. Woronzow sitzt in seiner Loge, als im Parterre die auffällige Gestalt des hinkenden²⁸ Hadschi Murat im Schmucke des Turbans erscheint. Er erscheint in Begleitung des ihm beigegebenen Adjutanten Woronzows im Theater und nimmt in der ersten Parkettreihe Platz. Mit der dem orientalischen Muselmanne eigenen Würde folgt er dem ersten Akt, zieht sich dann aber mit gleichgültiger Miene zurück, wie er auch der Ballgesellschaft am nächsten Abend nicht viel abgewinnen kann, obwohl er es seiner Gastrolle schuldet, bis zum Schluss da bleiben zu müssen (S. 64 f.).

Der schließlich über Hadschi Murat in Kenntnis gesetzte Zar Nikolaus I. liebt es, in den ihm begehrenden Menschen das Gefühl der Angst und des Entsetzens zu erregen, und hat Gefallen an dieser Wirkung seiner Persönlichkeit. Als der Kriegsminister erfahren will, wie

28 Das Hinken rührt von einer früheren Verletzung her, die er sich bei einer lebensgefährlichen Flucht zuzog.

mit der Anwesenheit Hadschi Murats umzugehen sei, entscheidet er, dass man sich seiner im Kaukasuskrieg bedienen solle. Es gehe darum, die Wälder abzuholzen und dem Feinde die Möglichkeit der Verpflegung wegzunehmen, die Wohnungen seien zu zerschlagen und ständig Überfälle vorzunehmen. Ähnlich erbarmungslos lässt er auch gegen einen polnischen Studenten vorgehen, der sich von seinem Professor ungerecht behandelt fühlte und sich wehrte. Er soll mit zwölftausend Spießrutenhieben zu Tode gebracht werden, obwohl die Todesstrafe abgeschafft ist. *„Aber es bereitete ihm eben einen besonderen Genuss, unerbittlich grausam zu sein und sich dabei sagen zu können, dass es 'bei uns keine Todesstrafe gebe'“* (S. 99). In der durchweg französisch geführten Konversation der Adelskreise heißt es dann auch in der Umgebung des Zarenpaares: *„La Pologne et le Caucase sont les deux cancers de la Russie“* [Polen und der Kaukasus sind die zwei Krebsgeschwüre Russlands] (S. 102).

Bald erhalten die Soldaten an der Front den Befehl, das Bergdorf im Kaukasus, von dem aus Hadschi Murat zu den russischen Truppen überwechselte, niederzubrennen und Getreide und Heu zu vernichten.

Ein beteiligter Offizier, noch nicht lange an die Kaukasus-Front versetzt, wo er meint, nicht weiter in seinen angesammelten Spielschulden versinken zu müssen, schätzt seinen Einsatz folgendermaßen ein:

„Er sah das Wesen des Krieges nur als ein Spiel mit der Gefahr, mit der Möglichkeit des Todes, als ein Spiel, das ihm Belohnung und Hochachtung der hiesigen Kameraden wie auch der Freunde in der Heimat brachte. Die andere Seite des Krieges – der Tod so vieler Menschen, die Wunden der Soldaten, der Offiziere, der Bergbewohner – kam ihm, so seltsam das scheinen mag, gar nicht zum Bewusstsein. Um seine poetische Auffassung vom Krieg nicht zu beeinträchtigen, blickte er instinktiv niemals nach den Verwundeten hin. So auch heute. Die Kolonne hatte drei Tote und zwölf Verwundete. Butler²⁹ ging an einem der Gefallenen, der auf dem Rücken dalag, vorüber und sah nur gleichsam mit einem Auge die seltsame Haltung der wachsbleichen Hand und einen dunkelroten Fleck am Kopf. Die Bergbewohner erschienen ihm lediglich als berittene Dshigits (türkisch für 'Reiter'), vor denen man auf der Hut sein musste“ (S. 108).

Im Dorf ist der Brunnen verunreinigt und die Moschee geschändet.

„Kein Wort des Hasses gegen die Russen wurde laut. Das Gefühl, das alle Tschetschenen, vom jüngsten bis zum ältesten, diesen Feinden gegenüber hegten, war stärker als der Hass. Sie sagten sich, dass diese russischen Hunde keine Menschen seien, und ein solcher Abscheu und Ekel, ein solches Erstaunen über die sinnlose Grausamkeit dieser Kreaturen ergriff sie, dass der Wunsch, sie auszutilgen, wie man Wölfe, Ratten und giftige Spinnen austilgt, ebenso natürlich erschien wie der Trieb der Selbsterhaltung.

Die Einwohner des Dorfes hatten nun die Wahl: entweder, in dieser Feindschaft

²⁹ Ein absichtlich deutlich englisch klingender Name mit einer entsprechend deutlichen Betonung absoluter Dienstfertigkeit.

verharrend, am alten Platz zu verbleiben und mit größter Mühe, auf die Gefahr einer Wiederholung dieses wahnwitzigen Zerstörungswerkes hin, die dem starren Felsen abgerungene Heimstätte wieder herzurichten – oder, dem religiösen Gefühl und der tiefen Abneigung gegen alles Russische zum Trotz, sich durch Unterwerfung den Frieden zu erkaufen“ (S. 110 f.).

Schamil lässt indessen Hadschi Murat eine Botschaft zukommen, dass sein Sohn geblendet oder getötet werde, wenn er nicht zurückkehre. Hadschi Murat sieht keine andere Möglichkeit mehr, als wieder in die Berge zu gehen, so viele Anhänger wie möglich zu sammeln und mit Gewalt seine Familie zu befreien. So verlässt er zunächst unbemerkt seine Unterkunft bei den Russen, wird aber bald verfolgt und in einem Wäldchen gestellt. Es kommt zum Kampf gegen die russische Übermacht, zu der auch Kaukasier gehören, die sich auf die Seite der Russen geschlagen haben. Hadschi Murat fällt. Als Zeichen ihres Triumphes trennen die Sieger – „höchst vergnügt“ (S. 160) – ihm den Kopf vom Rumpf und bringen ihn als Trophäe ins Lager.

Im Lager zurück, zeigen sie im Mondlicht den Kopf:

„Es war ein glattrasierter Kopf, mit zwei Wülsten über den Augen und kurz gehaltenem schwarzen Bart. Das eine Auge stand offen, das andere war halb geschlossen; der blutige Schädel war von Säbelhieben zerhackt, und in den Nasenlöchern befand sich geronnenes schwarzes Blut. Um den Hals war ein blutiges Handtuch gewickelt. Trotz der Wunden, die auch das Gesicht entstellten, lag ein kindlich gutmütiger Ausdruck um die blauen Lippen“ (S. 150).

2.2 TOLSTOIS ÄSTHETIK DER GEWALT

2.2.1 DAS TÖTEN ALS SOLDATENVERGNÜGEN IM KOLONIALKRIEG

Was Tolstoi zum Gegenstand seiner Erzählung macht, ist, wie man inzwischen weiß, eine an vielen Stellen historisch bis ins Detail zuverlässig geschilderte Geschichte. Es geht ihm aber nicht darum, darzustellen und zu erläutern, was denn die russische Politik mit ihren Kaukasusfeldzügen für ein kolonialistisches Projekt im Rahmen der von Nikolaus I. reichsweit autoritär durchgesetzten und vor allem auf die Armee gestützten Russifizierungskampagne verfolgt³⁰, wiewohl das im Porträt des Zaren anklingt.

Tolstois Thema ist vielmehr, den Zusammenstoß zweier einander zutiefst fremder Kulturen darzustellen, wobei für den Leser deutlich wird, wie sehr er den Weg Hadschi Murats voller Sympathie verfolgt und ihn zum Träger seiner Zivilisationskritik an der russischen Offiziersgesellschaft macht, die in allem den europäisch von Frankreich und England dominierten Tendenzen zu folgen versucht. Während von den europäischen Kolonialmächten in den orientalischen Ländern gewütet wird, hat sich in deren Kulturbetrieb nämlich der sogenannte Orientalismus als Accessoir modischer Vornehmheit etabliert, wie andererseits länger schon in der Wissenschaft eine erste gründliche Beschäftigung mit den orientalischen

³⁰ Siehe [http://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_I._\(Russland\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_I._(Russland)) . – Nicht von ungefähr wird Zar Nikolaus I. vom heutigen Putin-Regime bewundert.

Kulturen erfolgte.³¹

Die Opern- und Ballschilderung entwirft ein karikaturreifes Bild, wie Hadschi Murat als Orientale mit Turban in der feinen Gesellschaft auftritt, als gehöre er zur Orientalismuskulisse und wäre in Wirklichkeit nicht Repräsentant jenes Orients, den sich europäische Herrschaft kolonialistisch einverleiben möchte und gegen den vor panslawistischem Hintergrund Zar Nikoluas I. im Kaukasus Krieg führen lässt. Das Theater scheint zur Zirkusmanege zu werden, als Fürst Woronzow, Statthalter von Kaukasien, von der Loge aus stellvertretend für das ganze Publikum Hadschi Murat beim Betreten des Theaters im Parterre zusieht. Es ist der ihn begleitende Adjutant Woronzows, der für Hadschi Murat den Eindruck abmildern soll, hier nur vorgeführt zu werden. Vielmehr unterstreicht der Adjutant, welche Privilegien einem Gast des Statthalters gewährt werden, wenn er in das neue Theater eingeladen ist. Jedoch ist nicht zu übersehen, dass Hadschi Murat nicht in der Loge neben dem Statthalter Platz nehmen kann, sondern mit dem Parterre, wenn auch in der ersten Parkettreihe vorlieb nehmen muss. Denn Hadschi Murat ist ja kein diplomatischer Vertreter seines Stammes, sondern auf der Flucht.

Seine Rolle als Zuflucht Suchender und als Gast wird von Tolstoi hier in das Gewand sanfter *sekundärer Gewalt* gekleidet; die Gastrolle wird gewissermaßen zum Zwangskostüm. Wie wenig sie im Grunde trägt, erfährt er am Ballabend, als er mit Woronzow das Gespräch über seine Angelegenheit sucht. Dieser tut jedoch so, als höre er ihn nicht, und lässt ihn stehen. Zwar bleibt er, wie es der Adjutant ihm empfiehlt, fast bis zum Schluss der Veranstaltung, aber er kann auch der Aufmachung der Frauen als Ballteilnehmerinnen nichts abgewinnen. Ihre in den Kleidern halbnackt wirkende Erscheinung bringt ihn in Verlegenheit und lässt ihn auf gleichgültige Distanz gehen, wie er es in der Oper schon zeigte; denn sie müssten, so sieht es Hadschi Murat, eigentlich Scham empfinden, wenn sie seine Nähe suchen, um ihre Fragen an ihn zu richten.

Wie genau auch immer Tolstoi ungewohnte Sichtweisen auf die Konfrontation einander fremder Kulturen in seiner Gesellschaft zum Zuge kommen lassen kann, indem er das Fremde überhaupt als von Menschen gemachte und getragene Kultur zu verstehen bereit ist und Hadschi Murat auf Augenhöhe mit dem adeligen russischen Statthalter in stille Kommunikation treten lässt, so hebt der zuletzt für die postume Fassung gewählte Rahmen auf etwas anderes ab, nämlich auf die von Tolstoi offenbar für naturgegeben gehaltene menschliche Gewaltbereitschaft. Denn in diesem Rahmen scheint etwas zum Zuge gekommen, was Goethe den jungen Werther im eingangs zitierten Brief hat niederlegen lassen und was auch in Goethes deutsches Volkslied gewordenem „*Heidenröslein*“ aus etwas anderer Sicht thematisiert wird.³²

„Ich ging quer über die Felder nach Hause. Es war mitten im Hochsommer. Das Heu auf den Wiesen war bereits abgeerntet, und man ging daran, den Roggen zu mähen.“

31 Siehe hierzu die grundlegende Darstellung von Edward Said, *Orientalismus*, S. Fischer, Frankfurt a. M. 2009 (mit dem Vorwort E. Sids von 2003 sowie dem Nachwort von 1994).

32 Die Parallele ist so auffällig, dass der Verfasser dazu neigt, Tolstoi eine Kenntnis von Goethes Gedichten zu unterstellen.

Es gibt zu dieser Zeit eine köstliche Auswahl von Feldblumen, die in Rot, Weiß oder Rosa prangenden duftigen, flaumig-weichen Kleeblüten und die milchweißen, angenehm riechenden Sterne der Kamille mit dem grellgelben Kreis in der Mitte und der gelbblühende Ackersenf mit seinem Honiggeruch [...]

Ich hatte einen großen, in allen möglichen Farben prangenden Strauß gesammelt und ging nach Hause, als ich in einem Graben eine prächtige, himbeerfarbene, in voller Blüte stehende Distel erblickte, von der Art, die man bei uns zulande Tatarendistel nennt und die man beim Mähen vorsichtig umgeht, falls sie jedoch zufällig von der Sense getroffen wird, sorgfältig aus dem Heu aufliest, damit man sich an den Stacheln nicht verwunde. [...]" (S. 5)

Der Ich-Erzähler möchte die Blüte pflücken, was ihn wegen der Widerstandsfähigkeit des Stängels fünf Minuten kostet. Als er sie in seinen Strauß einordnen möchte, sieht er, dass sie mit den übrigen Blumen nicht zusammenpasst, und bedauert, sie unnützerweise abgerissen zu haben.

„Welche Energie, welche Lebenskraft steckte doch in dieser Blume!', ging es mir durch den Sinn, als ich an die Anstrengungen dachte, die es mich gekostet hatte, sie zu pflücken. 'Wie verzweifelt hat sie sich gewehrt, wie teuer ihr Leben verkauft!'

(Als er durch ein frisch gepflügtes, schwarzes, fettes Brachfeld weitergeht, auf dem keine Pflanze mehr zu sehen ist, geht sein Selbstgespräch weiter:) *'Was für ein zerstörungssüchtiges Wesen ist doch der Mensch, wie viele lebende Organismen mannigfachster Art vernichtet er, um sein eigenes Leben zu erhalten!'* (Schließlich erkennt er am Rande des Feldes doch noch eine Tatarendistel, die aus drei Stängeln besteht.) *An dem einen war die Blüte abgerissen, und der Stumpf starrte in die Luft wie ein Arm, dessen Hand abgehauen war. Die beiden anderen Stängel trugen jeder eine Blüte. Diese Blüten waren einstmal rot gewesen, aber jetzt waren sie ganz schwarz. Der eine Stängel war geknickt, und die obere Hälfte mit der unansehnlichen Blüte an der Spitze hing herab; der andere Stängel war zwar von schwarzer Erde beschmutzt, doch ragte er immer noch grade empor. Man sah, dass ein Rad über den ganzen stacheligen Busch hinweggegangen war, dass er sich dann aber wieder aufgerichtet hatte, wenn auch nicht ganz, denn er stand ziemlich schief, aber er stand doch jedenfalls, wie ein Mensch, dem ein Stück Fleisch aus dem Leib gerissen, dem die Eingeweide umgekehrt, ein Arm ausgereckt, ein Auge ausgestochen worden, der aber immer noch dasteht und dem Feinde nicht weicht, dessen Hiebe alle seine Brüder ringsum niedergemäht haben. 'Welche Energie!', dachte ich, 'alles hat der Mensch hier besiegt, Millionen von Kräutern und Gräsern hat er vernichtet, und nur dieses eine ergibt sich nicht.'*“

In diesem Zusammenhang erinnert sich der Erzähler an eine Geschichte aus vergangener Zeit, aus der Epoche der Kaukasuskämpfe. Damit beginnt das erste Kapitel.

Die Erzählung endet, indem das Geschehen wieder in den Naturkreislauf mündet. Wie

die Jäger über dem getöteten Wild, so stehen die Kämpfer über den Leichnamen der besiegten Kaukasier.

„Im Pulverdampf durch die Büsche streifend, unterhielten sich die Sieger höchst vergnügt und freuten sich ihres Triumphes. – Die Nachtigallen, die während des Feuers geschwiegen hatten, begannen jetzt wieder zu schlagen – zuerst die eine in nächster Nähe und dann die anderen weiter im Gehölz. – Der Tod dieses Menschen war es, den mir die zertretene Distel auf dem frisch gepflügten Acker ins Gedächtnis rief.“

Das kolonialistische Unternehmen, bei dem die Bergwälder abgeholzt, die Dörfer niedergebrannt, die Brunnen vergiftet, die Kultstätten geschändet und die Ernten vernichtet wurden, erscheint hier in Gestalt einer alles niederwälzenden Naturgewalt, in die der Erzähler den historischen Kaukasuskrieg übergegangen sieht. Das Menschenwerk der Zarfefehle mutiert zur Naturgewalt, so dass eine neue Siegerperspektive auftaucht, die über den Besiegten und Opfern wie eine Welle zusammenschlägt und von ihnen nicht einmal mehr irgendwelche Spuren hinterlässt, außer dass sich ein Zeuge nach langer Zeit an das erinnert, was er damals gesehen hat.

Aber Tolstoi gab der Erzählung trotz des vom Ich-Erzähler gesetzten Rahmens den Namen der Hauptperson als eines Opfers und errichtete so in der Literatur doch so etwas wie einen Gedenkstein, über den die Naturgewalt noch nicht hinweggegangen ist und der aus ihr als menschliche Hinterlassenschaft herausragt. Damit ist der Gewalt der Stachel des Grauens, das über die Menschen in ihrer bekriegten Heimat hereinbrach, genommen und in ein mildes Licht getaucht, wie das abgeschlagene Haupt Hadschi Murats zu einer Erscheinung einer mondbeschiedenen Nachtszenerie auf der Seite der siegreichen Überlebenden wird.

Der heutige Leser mag sich mit dem von Tolstoi gewählten Erzählrahmen nicht zufrieden geben, und er scheint auch nach den vielen Fassungen immer noch nicht stimmig zu sein, weil er schief steht zu den aufgezählten Details des hierarchischen Hintergrundes, der sich über Hadschi Murats Schicksal aufgebaut hat. Die bei Tolstoi so transzendierte Gewalt des Kolonialkriegsgeschehens, die im „vergnügt“ vollzogenen Töten³³ von Seiten der übermächtigen Sieger den Zar als obersten Kriegsherrn verschwinden lässt, ist nämlich im Kaukasus unter Stalin und neuerdings unter Putin mit anderem als „vergnügtem“ Hintergrund wieder auferstanden und beginnt in antwortenden Terrorakten der Gegenseite die olympischen Winterspiele von Sotschi im Jahr 2014 zu überlagern. Dieser russische Kolonialkrieg – zuerst in der Zarenzeit, dann unter sowjetischen Vorzeichen, jetzt in einer Scheindemokratie, über deren Verfassung der Präsident der *Russischen Föderation* sich

33 Aimé Césaire zitiert in „Über den Kolonialismus“ (Wagenbach, Berlin 1968, S. 19 f.) die Schilderung eines französischen Massakers an Annamiten in Indochina: „Es handelt sich um den Bericht über die Einnahme von Thuan-An, der im September 1883 im Figaro erschien und in dem Buch von N. Serban: *Loti, sa vie, son oeuvre* zitiert wird: ‚Nun hatte das große Gemetzel begonnen. Man feuerte in Doppelsalven. **Und es war ein Vergnügen**, diese so leicht lenkbaren Geschossgarben zweimal pro Minute nach einem methodischen und sicheren Verfahren auf sie herabprasseln zu sehen ... Man konnte völlig Verrücktgewordene sehen, die sich, von einem wahren Fluchttaumel ergriffen, immer wieder aufrafften ... Sie rannten im Zickzack, und quer durch diesen Todeslauf, bei dem sie sich bis über die Hüften schürzten auf komische Manier ... **Und dann ergötzen wir uns damit, die Toten zu zählen**, etc.‘“

autoritär hinwegsetzt – ist noch nicht beendet, da die *Russifizierung* an dieser Grenze bisher nicht gelungen ist, wenn auch seit 2009 ein Rückgang der Gewalt festgestellt werden kann und in Grosny die völlig zerstörte Innenstadt in einem Bauboom modern neu erstanden ist.³⁴

2.2.2 SOLDATENLEBEN ALS ERLEBNIS DER FREIHEIT

Friedrich von Schiller: „**Reiterlied**“ aus „**Wallensteins Lager**“ (1797)

*„Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was wert,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.*

*Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bei dem feigen Menschengeschlechte,
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein, ist der freie Mann.*

*Des Lebens Ängsten, er wirft sie weg,
Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen,
Er reitet dem Schicksal entgegen keck,
Triffst heute nicht, trifft es doch morgen,
Und trifft es morgen, so lasset uns heut
Noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit.*

*Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,
Brauchts nicht mit Müh zu erstreben,
Der Fröner, der sucht in der Erde Schoß,
Da meint er den Schatz zu erheben,
Er gräbt und schaufelt, solange er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.*

*Der Reiter und sein geschwindes Roß,
Sie sind gefürchtete Gäste;
Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.*

*Warum weint die Dirn und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb nicht bewahren.*

34 „Grosny: Fassade aus Frieden und Wohlstand“ (18.10.2012):

http://russland-heute.de/articles/2012/10/18/grosny_fassade_aus_frieden_und_wohlstand_16989.html (13. 1. 2014)

*Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
 Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.
 Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
 Die Brust im Gefechte gelüftet!
 Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
 Frisch auf ! eh der Geist noch verdüftet!
 Und setzet ihr nicht das Leben ein,
 Nie wird euch das Leben gewonnen sein.“*

Nie wird intensiver gelebt als angesichts des Todes. Tendenziell wird auch bei Schiller der Krieg gewissermaßen zu einem befreienden Naturereignis, freilich männlich getönt und schließlich mit im *Sturm erobertem Minnesold*. Wenn intensives Leben im zivilen, von sekundären Zwängen überwucherten Alltag nicht mehr möglich ist, dann bietet der Krieg ein Ventil, in dem Gewalt als das erfahren wird, was sie in positivem und negativem Sinne sein kann. Das steckt in Tolstois Schilderung des Offiziers Butler, als er vom Überfall auf das kaukasische Dorf und dessen Verwüstung heiterer Stimmung zurückkehrt – siehe Seite 19 – und im Bett in einen festen, traumlosen Schlaf versinkt. Aber erzählmethodisch wäre es geschickter in den historischen Hintergrund einzubinden gewesen, als dass den Nachtigallen die melodiosen Schlusstöne zu überlassen waren. ALEXIS DE TOCQUEVILLE als der ältere Zeitgenosse Tolstois schätzt die Möglichkeit der Individuen in der kolonialistischen Expansion Europas rein gesellschaftspolitisch ein: „*Die Kolonien aller europäischen Völker zeigen dasselbe Schauspiel. Die Rolle des Individuums ist nicht etwa kleiner, sondern überall größer als im Mutterland. Seine Handlungsfreiheit wird weniger eingeschränkt.*“³⁵ Was bei Tolstoi als Natur daherkommt, folgt geschichtlich eben höchstens sekundär der Natur, da es zunächst und an erster Stelle um hartes Machtkalkül geht.

2.3 MIT ARKADI BABTSCHENKO IN DEN NEUEN TSCHETSCHENIENKRIEGEN

2.3.1 „*DER KREIS DES KRIEGES. ES GIBT KEIN ZURÜCK – DER WEHRPASS WIRD NUR IN EINE RICHTUNG AUSGESTELLT*“ (ARKADI BABTSCHENKO, 2011)

In den neuen Tschetschenienkriegen gleicht das Geschehen auf dem Kriegsschauplatz mit dem Einsatz neuester Waffen dem, was seit den Dekolonisationskonflikten als Konzept des *modernen Krieges* ausgearbeitet wurde. Es reicht nichtsdestoweniger bis in die Kolonialkriege des 19. Jahrhunderts zurück, zumal über die Eroberung Algeriens mit dem ersten Theoretiker des *modernen Krieges* in den Städten, Marschall Bugeaud.³⁶ Eine beschauliche Erzählung, wie sie mit „*Hadschi Murat*“ zwei Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch veröffentlicht werden konnte, aber ja historisch die Mitte des 19. Jahrhunderts thematisiert, hätte schon damals anders ausgesehen haben können, wenn Tolstoi sich mehr

35 Zitiert bei Domenico Losurdo, *Freiheit als Privileg. Eine Gegengeschichte des Liberalismus*, PapyRossa: Köln 2010, S. 302. – Die in der Zivilisation eingeschränkte Handlungsfreiheit bringt auch Robert Musil zum Nachdenken, wenn er sich 1922 vorstellt, dass es offenbar menschliches Bedürfnis sei, „*von Zeit zu Zeit das Dasein zu zerreißen und in die Luft zu schleudern, sehend, wo es bleibe. Dieses Bedürfnis nach ‚metaphysischem Krach‘, wenn der Ausdruck erlaubt ist, häuft sich in Friedenszeiten als unbefriedigter Rest an*“ („Das hilflose Europa oder Reise vom Hundertsten ins Tausendste“).

36 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Robert_Bugeaud_de_la_Piconnerie.

noch als auf die Seite Hadschi Murats auf die Seite der Kaukasusvölker insgesamt geschlagen hätte. Denn was aus den von Tolstoi zitierten Anweisungen Nikolaus I. spricht, für den Hadschi Murat ganz gleichgültig bleibt, ist bereits die Entfaltung eines *totalen Krieges*, weil eben von den russischen Truppen kein Unterschied mehr zwischen den einheimischen Kämpfern und der Zivilbevölkerung gemacht und ganze Landstriche in ein Schlacht- und Trümmerfeld verwandelt werden. Und da hat das Töten und Sterben in anderen Nuancen stattgefunden als im Abschlagen von Köpfen, weil die namenlosen Toten in den Dörfern, als Lebende immer der Unterstützung der abwesenden abwehrkampf-bereiten Männer verdächtigt, nicht einmal einen Trophäenwert hatten.

Da sich außer im Waffenarsenal wenig an diesem Gewaltkonzept geändert hat, sind die Folgen umso verheerender. Das zeigt sich am auffälligsten darin, dass wohl kaum ein russischer Soldat mehr wie in Schillers „*Reiterlied*“ oder bei Tolstoi *vergnügt* den Feldzug als ein Freiheitserlebnis begrüßen würde. Auch in Francis F. Coppolas „*Apocalypse Now*“ von 1979 wirkt es archaisch, wenn es über Vietnam in der Faszination eines Offiziers vom Geruch von Napalm im Hubschrauberflug – mit Wagners „*Walkürenritt*“ unterlegt – einen Nachklang mit Cowboyhut erfährt. Aber Reste des „Vergnügens“ sind dennoch geblieben, wenn dieser Begriff auch keine zureichende Vorstellung mehr vermittelt.

Das zeigt sich bei Arkadi Babtschenko (*1977), zweimaliger Teilnehmer im Tschetschenienkrieg, zunächst als 18-jähriger Wehrpflichtiger und ein weiteres Mal freiwillig, nachdem er im Zivilleben nicht mehr richtig Fuß fassen konnte. In zwei Romanen hat er seine Erfahrungen zu verarbeiten gesucht: „*Die Farbe des Krieges*“ (2007), „*Ein guter Ort zum Sterben*“ (2009). Die Zeitschrift „*Lette International*“ veröffentlichte im Sommer 2011 einen weiteren Text, in dem unter der Überschrift „*Der Kreis des Krieges. Es gibt kein Zurück – der Wehrpass wird nur in eine Richtung ausgestellt*“ der Tschetschenienkrieg fast namenlos bleibt und nur noch beiläufig Erwähnung findet, obwohl sich alles Geschilderte auf diese Zeit bezieht. Das Geschehen scheint fast ortlos geworden zu sein; Geografie ist eine überflüssige Kategorie. Babtschenkos Schwerpunkt ist Tolstoi gegenüber ein anderer geworden. Während Tolstoi die „*poetische Auffassung vom Krieg*“ erwähnt, der ein Offizier willentlich folgt, um sich nicht beeinträchtigen zu lassen, weshalb er allen Schrecken ausblendet, geht es Babtschenko um die möglichst genaue Schilderung dessen, wie das Kampfgeschehen den einzelnen Soldaten innerlich so in Anspruch nimmt und verändert, dass er sich als einen Gezeichneten empfindet, dem ein Zurück in den Frieden der Zivilgesellschaft verstellt ist.

„Im Kampf hat man nur ein einziges Gefühl: Euphorie – den Lohn der Natur für die Nähe des Todes. Eine Schutzreaktion. Auf sämtlichen Videos aus Tschetschenien lachen alle im Kampf. So ist der Organismus beschaffen. Nicht das Gehirn steuert dich, es sind die Nebennieren, die Bauchspeicheldrüse und die Hypophyse. Du bist glücklich. Du willst nur noch eins: dass auf der Welt immer Krieg sei und dass du in diesem Krieg seist. Und du grölst wie verrückt.“³⁷

[...]

³⁷ Vgl. dazu neuerdings Klaus Theweleit, *Das Lachen der Täter: Breivik u. a. Psychogramm der Tötungslust*, Residenz, St. Pölten-Salzburg-Wien 2015.

Heldentum, Heroismus, Selbstaufopferung, Tapferkeit – diese höchsten menschlichen Regungen sind im Krieg ebenso verbreitet wie Dreck. Sie werden zu etwas Natürlichem. Der Mensch, den du mit dem eigenen Körper wärmst wie er dich auch, wird dir mehr als Bruder. Menschen, von denen du es am wenigsten erwartet hättest, opfern sich für andere. Achtzehnjährige Bengel vollbringen derartige Wunder an Standhaftigkeit, dass sich einem das Fell im Nacken sträubt. Ihr Tod ist durch irgendeine höhere Wahrheit geheiligt.

Und plötzlich stellst du verwundert denselben Zug an dir selber fest: die Unmöglichkeit, die Tapferkeit zu verraten – weniger die Burschen selbst, als die Art, wie sie gefallen sind. Bei der Möglichkeit, zwischen Leben und Tod zu wählen, sich für den Tod zu entscheiden – bewusst. Und du weißt, dass du, sollte sich der Augenblick ergeben, dazu bereit bist.

Und du begreifst, dass das Allerschwärzeste, das es je in deinem Leben gegeben hat, der Krieg war. Aber das Lichteste, das es in deinem Leben gibt – ist ebenfalls der Krieg. Besseres wird es nie mehr geben.

[...]

Und nun kommen die Jungs aus dem Krieg zurück. Wohin? Die Kontinuität des Lebens ist zerstört. Vergangenheit und Gegenwart sind durch einen Graben getrennt wie Kontinente durch einen Ozean. Deine Welt ist zusammengekracht wie nach einem Atombombeneinschlag. All dein Wissen über das Leben ist verlorengegangen. Du weißt, wie man eine Zeltplane spannt oder wohin man zielt, um einen Menschen mit Gewissheit zu töten – das ist gar nicht so einfach, der Mensch ist ein ziemlich zählebiges Wesen –, doch hier wird es nicht gebraucht. Du befindest dich unentwegt im Stand-by-Zustand, wirst schlagartig zum Tier, als würde jemand einen Schalter in deinem Kopf betätigen, du bist bereit, zu töten und zu sterben, ohne nachzudenken – denn du bist zuletzt doch ein guter Soldat geworden –, aber in Friedenszeiten ist dein Können nicht anwendbar. Du forderst vom Frieden dasselbe, was er von dir gefordert hatte, als er dich in den Krieg schickte – Selbstaufopferung. Den Menschen jedoch bist du schnurz und piepe.

Ihr versteht euch nicht, du und der Friede. Du siehst ihn mit den Augen des Krieges an. Du schätzt die Menschen nicht nach der Dicke ihres Geldbeutels ein, sondern nach ihrem wirklichen Wert. Ihre Werte verstehst du nicht und nimmst sie nicht an. Weil du weißt, dass wahre Werte andere sind.

Und plötzlich verstehst du, dass der Friede, den du so sehr angestrebt und dir ausgemalt hast, in Wirklichkeit lediglich eine Parade von Missgeburten, von geistig kastrierten, moralisch minderwertigen Menschen ist, von Euphemismen, von dir selbst im Bewusstsein erschaffenen, während das echte, das einzige und reale Leben – dort gewesen ist. Dort, wo Taten Gewicht und Worte Bedeutung hatten.

Der Krieg ist kein Film und die Demobilisierung nicht das Ende des Films. Du

kannst nicht glauben, dass alles mir nichts, dir nichts zu Ende ist. Vergessen heißt auch – verraten. Und du beginnst Menschen zu hassen, die von deinesgleichen nichts wissen wollen.

Der erste Wunsch nach der Rückkehr ist bei allen derselbe: anzufangen zu töten. Alle. Durch die Bank. Ohne nachzudenken.

Das System 'Freund – Feind' definiert nun die ehemaligen Freunde als Feinde, während die ehemaligen Feinde dir jetzt näherstehen als die Freunde in Anführungszeichen. Du willst nicht begreifen, wie es möglich ist, Bier zu trinken und es sich gutgehen zu lassen, während gerade mal zwei Stunden Flugzeit von hier entfernt Menschen von Menschen getötet werden. In Musicals zu gehen, während Kinder umkommen. Während der Terroranschläge stehst du eher auf der Seite der Terroristen als auf der der Geiseln. Man sprengt euch in die Luft? Na und? Die ganze Zeit passiert dort genau das gleiche.

Nie wieder wirst du der alte sein. Man kann vom Rauschgift herunterkommen, man kann aus dem Krieg zurückkehren. Doch wird der Mensch im einen wie im anderen Fall nie wieder vollwertig sein. Bestimmte Teile sind unwiderruflich beschädigt. Du kannst keine Liebe, Freundlichkeit, Offenheit und kein Glück mehr hervorbringen. Um diese Gefühle zurückzuholen, braucht es Jahre. Der Rückweg vom Affen zum Menschen ist äußerst schwierig. Und er gelingt bei weitem nicht allen.“³⁸

Fast will es scheinen, als sei das „Reiterlied“ mehr noch als für den Dreißigjährigen Krieg und Wallenstein oder Tolstoi auf Babtschenkos Erfahrungen gemünzt. Denn das Urteil über die zivile Welt fällt bei Babtschenko noch härter aus. Die *sekundäre Gewalt* der Zivilgesellschaft mit ihren Anpassungszwängen scheint die Menschen dermaßen verstümmelt und um sich selbst gebracht zu haben, dass, wer einmal heutige Kriegserfahrungen aus nächster Nähe gemacht hat und *primärer Gewalt* in ihren Kampffiguren ausgesetzt war, in ihr nur noch schwer wieder heimisch werden kann. Das „Vergnügen“ freilich ist zusammengeschrumpft, von „Freiheit“ als Angebot des Krieges, wie es Schiller emphatisch dichtet, kann nicht mehr die Rede sein. Trotzdem wird etwas Einmaliges geboten: Freiheit tritt in Gestalt *hormongesteuerter Euphorie* als Angstreaktion angesichts des Todes im Kampf auf. Ein Glücksgefühl. Die in diesem Moment gefilmten Kämpfer lachen! Das wird ergänzt durch die Aussage des Ichs, dass es bereit wäre zu sterben, wenn es um den Einsatz für Kameraden ginge. Das Sterben in der Selbstaufopferung wird, überhöht durch eine nicht nennbare Wahrheit, zu einem geheiligten Akt.

Denkt man an die tendenziell depressiven atomisierten, anonymisierten, mobilen und zur kontextunabhängigen Kommunikation befähigten Individuen der Industriegesellschaften (ERNEST GELLNER), fragt es sich, wer hier zu therapieren ist: Die Individuen mit den wie zu einem unheilvollen Schicksal gewordenen und über sie wie ein tyrannischer *Leviathan* verhängten *sekundären Zwängen* oder der Kriegsheimkehrer, dessen Verhaltensauffälligkeiten in gewohnter Arbeitsteilung in die Sprechzimmer von Traumatherapeuten delegiert

38 Arkadi Babtschenko, *Der Kreis des Krieges. Es gibt kein Zurück – der Wehrpass wird nur in eine Richtung ausgestellt*, S. 8; in: Lettre International 93, Sommer 2011, Berlin, S. 7-8.

werden, als seien sie ein individuelles Problem und hingen nicht zutiefst mit der Gesellschaft zusammen, die ab und zu ihre Soldaten in Kriegseinsätze schickt.

Babtschenko spricht nämlich nicht mehr über eine typisch russische Erfahrung, wie ja auch Tolstoi unbewusst bereits über europäische Kolonialkriege schreibt, sondern über das, was für *moderne Kriege* die global operierenden Großmächte in den Konfliktzentren führen, ohne dass sie ihr Atomwaffenarsenal zur endgültigen Konfrontation gegeneinander in Stellung bringen müssten. US-amerikanische Autoren mit ihren Irak- und Afghanistanenerfahrungen sprechen nämlich tendenziell die gleiche Sprache wie Babtschenko.³⁹

Etwas entscheidend Wichtiges ist jedoch zu diesem Text Babtschenkos noch zu sagen: Der Feind bleibt mit dem, was er will, so stumm und unsichtbar wie die Absicht, die Russland in diesem Landstrich verfolgt. Es scheint sich weiterhin um die reine Eroberungssucht auf der einen und den reinen Verteidigungswillen gegen die Übermacht auf der anderen Seite zu handeln. Denn es scheint wie schon in den Befehlen Nikolaus I. nichts anderes zu geben als den russischen Eroberungs- und Siegeswillen. Die russischen Soldaten sind dabei so verwirrt wie die Menschen, denen sie bei undeutlichem Frontverlauf begegnen. Das bleibt solange so, bis sie unmittelbar in unberechenbares feindliches Feuer geraten. Für den Autor ein irrales Geschehen:

„Niedergebrannte Häuser, Tierkadaver, zerbombtes Kriegsgerät, der Rauch von Feuersbrünsten, Flüchtlinge mit Ziegen, mit zusammengeschnürter Habe, die wie Trauben an den Lastern hängen. Obdachlose mit irren Augen. Verwundete. Verwirrte Rekruten. Ein Tollhaus. Ringsum nur Kriegstechnik, nur noch Gebrüll und Gefluche. Es gibt weder Strom noch Wasserleitungen noch Geschäfte, weder Telefon noch Taxis – nichts, was unsere gewohnte Welt ausmacht. Das Auge erfasst nur den Zerfall, die Menschen leben auf der Straße oder in Kellern. Sie trinken getauten Schnee oder Wasser aus Flüssen und Sümpfen. Angst, Verzweiflung, Bosheit und Anspannung liegen in der Luft. Man fühlt sie buchstäblich auf der Haut“ (S.7).

Auch Babtschenko kommt bei seinen Gewaltschilderungen nicht ohne Naturvergleiche aus. Aber er unterfüttert sie mit Hinweisen auf die Stammesgeschichte des Menschen, ohne die geschilderte Gewalt nur in ein Bild von Natur einbetten zu wollen, um sie so zu transzendieren und mit Nachtigallengesang zu harmonisieren, wie das bei Tolstoi geschieht. Vielmehr ist der Mensch Glied der Natur in dem Sinne, wie er bei Goethe umfassender als bei Tolstoi in Erscheinung tritt. So schreibt Babtschenko, offenbar gestützt durch neuere Ergebnisse der Wissenschaften vom Menschen, dass es für den russischen Soldaten darum gehe, *„ein vernünftiger Australopithecus zu werden“*⁴⁰, in welchem sich der Verstand eines Men-

39 Es sei stellvertretend der Name Kevin Powers mit seinem Roman *„Die Sonne war der ganze Himmel“* (2013) genannt. – Kritisch zur Inflation medialer Umsetzung des Irak- und Afghanistankrieges usw., wo die Kraftfelder des Ersten und Zweiten Weltkrieges erodierend zu neuen Gewalthorizonten aufgerissen werden: <http://www.uni-frankfurt.de/fb/fb10/jubufo/Tutzing-2012/Von-Faludscha-zum-Hindukusch.pdf>.

40 Der Biochemiker Hans Günther Tassen in *„Mörderisches Erbe“* (Primus Verlag, Darmstadt, 2013): In den Genen liege es, jemanden zu töten. Die Ursachen für diese Fähigkeit reiche Millionen Jahre zurück bis zu den Vormenschen der Spezies Australopithecus und seien mit dem Trieb zur Arterhaltung, dem stetigen Kampf und der Sorge ums Überleben zu begründen. – Die Verhaltensbiologie kommt im Vergleich von Affen des Genus Pan mit dem Menschen zu ganz ähnlichen Schlüssen, wie sie sich zum Beispiel in den Arbeiten von Volker Sommer oder Frans de Waal niederschlagen.

schen mit den verfeinerten Instinkten eines Tieres paart. „*Wer diesen Weg der Rückentwicklung von der Zivilisation zum Affen am schnellsten zurücklegt, wessen Nerven um Bruchteile eines Millimeters dicker geworden sind und wessen Impulsdurchlässigkeit um Nanosekunden höher liegt, der behält recht.*“ Ohne ausdrückliches oder stillschweigend unterlegtes Ästhetisierungsverfahren, aber doch auf die Sinne des Lesers zielend, indem er ohne Vergleiche nicht auskommt, sucht er ein möglichst genaues Vokabular zur Beschreibung, damit sich der Leser ein Bild machen kann. Die von ihm erlebte Gewalt ist jedoch für ihn selbst schon zur Erinnerung geworden und nicht mehr das, was sich im Augenblick des Geschehens ereignete. Aus der Gewalt wird mit der Texterstellung zusätzlich Sprache, die dann außerdem noch für den Verfasser erst in der Übersetzung aus dem Russischen nachvollziehbar wird. Denn frei nach Schiller spricht, ach, die *Seele* nicht mehr, wenn sie zu *sprechen* anhebt. Seele und Sprache lassen sich eben nicht zur Deckung bringen, so wenig wie Gewalt und Sprache.

An einer Stelle scheint seine Auseinandersetzung mit der Gewalt über die Schwelle hinauszuschießen, jenseits derer der Leser seine Zustimmung verweigern muss, weil der Text über sich hinaus in die gefährdete Gegenwart hineinragt, in Russland auf jeden Fall der Zensor auf den Plan zu treten hätte, würde dort der Text publiziert: „*Während der Terroranschläge stehst du eher auf der Seite der Terroristen als auf der der Geiseln. Man sprengt euch in die Luft? Na und? Die ganze Zeit passiert dort genau das gleiche.*“ Oder sollten diese Sätze nicht vielmehr Anlass dazu geben, sich für Tschetschenien verantwortlich zu fühlen und in diesem Sinne politisch tätig zu werden?

Ein weiterer Gedanke drängt sich auf: Wenn das von Babtschenko geschilderte Gewaltgeschehen gegenüber der Gesellschaft, die den Erzähler in den Krieg schickt, solche Folgen bei der *Heimkehr* hat, dann müssten alle *Heimkehrer* aus den *modernen Kriegen* von ihrer Ursprungsgesellschaft ferngehalten und in Internierungslager gesteckt werden, damit sie nicht zu Attentätern oder Amokläufern werden. Aber es müsste bereits bei der Entsendung in den Krieg bekannt sein, dass das zumindest der vorläufige Lohn für den *Heimkehrer* sein wird.

2.3.2 ÜBER DEN HINTERGRUND DES TSCHETSCHENIENKONFLIKTES

Klaus-Helge Donath (*1956), als *taz*-Korrespondent lange in Moskau, inzwischen für Schweizer Zeitungen schreibend, verfertigte im Jahr 2000 eine Analyse der Geschehnisse in Tschetschenien für die April-Ausgabe des Magazins „Folio“ der Neuen Zürcher Zeitung. Hier ein Auszug, damit der seit Jahrhunderten währende kolonialistische Hintergrund für die in dieser Arbeit verfolgten Ziele deutlicher werde:

„Die Russen ließen sich von der westlichen Orientalistik, deren Bildern, Metaphern und Vorurteilen leiten. Das zaristische Russland verbaute oder verbot seinen Bürgern, auch Wissenschaftlern, einen unvoreingenommenen Blick auf die eroberten 'Wilden'. Den westlichen Armeen hingegen folgten Verwaltungsbeamte und irgendwann Bürger, die die Kultur, Sitten und Sprachen

der Unterworfenen erforschten – und sei es im Interesse der Herrschaftsausübung. Trotz einem Überlegenheitsgefühl zeigte Europa sich interessiert zu erfahren, wie die Welt, die es unterwarf, aussah. Das förderte einen gewissen kulturellen Austausch. Und verleitete dazu, die eigenen Verhältnisse zu reflektieren.

Die russischen Eliten hingegen wähten sich so überlegen, dass sie nicht einmal neugierig waren. Oder wehrten sie mit ihrer Arroganz die Minderwertigkeitsgefühle ab, die sie trotz ihres demonstrativen Europäertums gegenüber dem Westen hatten? Lenin gestand Russland zwar die Rolle einer Kolonialmacht zu, betonte indes Russlands halbkolonialen Status. Was an Fortschritten in der Industrie und im Transportwesen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreicht wurde, basierte vornehmlich auf ausländischem Kapital und moderner westlicher Technik. Aus eigener Kraft wäre die Autokratie dazu nicht in der Lage gewesen.

Die Expansion gegen Süden offenbarte zudem einen eigentümlichen Wesenszug Russlands als Kolonialmacht. Russland hat nie versucht, den Nordkaukasus ökonomisch auszubeuten. Der Gebirgszug mit seinen kantigen Bewohnern stand ihm bloß im Weg, er verriegelte den Zugang zum christlichen Georgien, das sich Anfang des 19. Jahrhunderts – aus Furcht vor den muslimischen Nachbarn – unter seine Schutzherrschaft begeben hatte. In Georgien nämlich sahen die Zaren einen Aufmarschplatz, von dem aus sie nach Persien und in das Osmanische Reich vorstoßen konnten. Schon damals wunderten sich die europäischen Mächte, wie das von Krisen heimgesuchte russische Reich die Lasten tragen und die Kolonialaufgaben lösen wollte. Aber der Anreiz zur uferlosen Landnahme schien unwiderstehlich.

Auch heute verbaut die russische Fixierung auf eine Reichs-Idee den Blick auf eine mögliche Lösung des Konfliktes. Der fehlende Respekt der Russen, ja die Verachtung für das Fremde im eigenen Haus hat die Zeit des Sozialismus überlebt. Anatoli Nowoselzew, ehemaliger Direktor des Moskauer Instituts für Orientkunde, räumt freimütig ein: 'Unsere Historiker, die sich mit der Geschichte der nichtrussischen Nationalitäten befassen, beherrschen deren Sprachen in der Regel nicht, noch machen wir Anstalten, diese Sprachen zu lernen.' Während der Sowjetherrschaft ist nicht eine Studie erschienen, die sich den kulturellen und soziologischen Problemen der anderen Völker gewidmet hätte. Und auch 1994 gab es in der russischen Armee keine Sprachkundigen, die den tschetschenischen Funkverkehr hätten abhören können. Derweil sprechen die Tschetschenen in der Regel gut Russisch.

Die Rebellion der nichtrussischen Völker der ehemaligen Sowjetunion traf die russische Intelligenz aus heiterem Himmel. Die Erlösungsparen des Sozialismus und des Internationalismus, die sich mit einem unterschweligen Rassismus verbanden, verblendeten auch die Intellektuellen. Ihre Empfindsamkeit versagte, wo Empfindungen und Gefühle der anderen verletzt wurden. War es so schwierig zu verstehen, dass Denkmäler General Jermolows⁴¹, die

41 Alexei Jermolow, 1777-1861, von 1817 bis 1827 Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen, Gründer der

gleich in Serie aufgestellt wurden, in kaukasischen Dörfern die Gefühle der Einheimischen verletzen mussten? Die postkommunistische Intelligenz hat es versäumt, die sowjetische Geschichte aufzuarbeiten und die stalinistischen Verbrechen an den kaukasischen Völkern zu thematisieren. Stalin ließ die Tschetschenen im Zweiten Weltkrieg nicht nur deportieren, er ließ auch ihre Kulturdenkmäler zerstören, ihre Bibliotheken in Brand setzen und Friedhöfe schleifen; die Grabstelen wurden als Baumaterial verwendet.“⁴²

Was Donath im letzten Satz schreibt, ist jedoch keine Marotte des Gewaltmenschen Stalin, sondern macht potentiell das Wesen eines jeden Kolonialismus aus, umso eher, wenn er auf Assimilation setzt, wie die expansiven Han-Chinesen sie, ihrer langen Tradition folgend, gegenüber den im äußersten Westen lebenden muslimischen Uiguren und in Tibet durchsetzen wollen⁴³, oder gar mit genozidalen Praktiken einhergeht: Diejenigen, die assimiliert werden, sollen sich an nichts Eigenes mehr erinnern können, und an diejenigen, über deren Dasein man sich hinwegsetzt, soll nichts mehr erinnern, damit dem Eigenen alleiniges Platzrecht verschafft sei.

Stadt Grosny.

42 Der ganze Text: <http://folio.nzz.ch/2000/april/und-keiner-wird-uns-helfen> (14. Jan. 2014).

43 Die im zweiten Jahrtausend vor Christus am unteren Gelben Fluss durch Siedler und Händler entstandene Kultur der Han-Chinesen, die nicht ethnisch, sondern weitgehend kulturell definiert ist, betreibt die längste bekannte, sich in der Gegenwart fortsetzende kolonialistische Bewegung (Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Kröner, Stuttgart 1996, S. 170 f.).

EXKURS 1: DIE KOLONIALISMUSTHEORIE VON KLAUS THEWELEIT UND EINE NEUE SICHT AUF DIE INKAS

Begriffe haben ihre Geschichte wie die Sprache, zu der sie gehören, und wie die fremdländischen Einflussbereiche, denen sie entlehnt sein können. Kolonisation in Übersee als Begleiterscheinung des europäischen Imperialismus, wie er Ende des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erlebte, bald überschritten hatte und seit dem Ersten Weltkrieg als Kolonialismus in Verruf geriet, gilt inzwischen als überwunden, da die europäischen Staaten keine Kolonialstaaten mehr sind oder sein möchten. Wie negativ alles, was mit Kolonisation und Kolonialismus als ihrer Gewaltform zusammenhängt, eingeschätzt wird, zeigt der umstrittene französische Versuch von 2005, das koloniale Erbe per Gesetz als positiven Bezugspunkt im „*patrimoine*“ zumindest im Bildungsgut aufgehoben zu sehen.

Auch in Deutschland lässt sich die Begriffsgeschichte mit ihren Wandlungen gut verfolgen. So galt die mittelalterliche Expansion in den Osten jenseits von Elbe und Saale im europäischen Kolonisationskonzert über ein Jahrhundert lang als „kolonialisatorische Großtat“ der Deutschen im Mittelalter und damit als dem ebenbürtig, was die europäischen Kolonialmächte in Übersee für Landerwerb betrieben. Inzwischen wird der Begriff „deutsche Ostkolonisation“ gemieden und in wissenschaftlichem Differenzierungstrieb durch andere Begriffe ersetzt.

So heißt es im „Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“, das von der Universität Oldenburg betreut wird (<http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/55332.html>):

„Die Erforschung der mittelalterlichen Ostsiedlung durch die deutsche Geschichtswissenschaft hat im Wesentlichen erst im 19. Jahrhundert eingesetzt. Begrifflich ist die Entwicklung von 'Germanisation' bzw. 'Germanisierung' und '(Ost-)Kolonisation' bzw. 'ostdeutsche Kolonisation' über 'deutsche Ostexpansion' und 'deutsche Ostbewegung' zu 'deutsche Ostsiedlung' oder 'deutschrechtliche Siedlung' gegangen. Aufgrund der Erkenntnis, dass in diesen Entwicklungsprozess neben deutschen auch andere mittel- und westeuropäische Siedler sowie die ansässige Bevölkerung einbezogen worden sind, wird im Deutschen heute vornehmlich der Begriff '(hochmittelalterliche) Ostsiedlung' benutzt, dagegen der Terminus 'Kolonisation', der in den meisten anderen Sprachen üblich ist, außer in Zusammensetzungen wie etwa 'Kolonisation zu deutschem Recht' oder 'mittelalterlicher Landesausbau und Kolonisation' wegen angeblich zu großer sprachlicher Nähe zum Kolonialismus der Neuzeit häufig eher vermieden.“

Zu beobachten ist damit auch, dass der Geschichtswissenschaft die Deutungshoheit und Durchsetzungskraft im öffentlichen Diskurs abhanden gekommen ist, insofern auch, als sie nicht mit einer Zunge spricht und die Pluralität der Begriffe, die eben doch zumindest immer die gleiche Zeit meint, als Angebot wahrgenommen wird. Gleichzeitig spielt im nationalgeschichtlichen deutschen Rahmen der Versuch eine Rolle, die „deutsche Ostsiedlung“ aus der Nähe zum Ostexpansionismus des Nationalsozialismus, der die „deutsche

Ostkolonisation“ als seinen vorbildlichen Bezugspunkt pflegte, zu entfernen.⁴⁴ Denn es ist bezeichnend, wie zwar mit großem wissenschaftlichen Bemühen die Siedlungsbewegungen des Mittelalters rekonstruiert und aufgearbeitet werden, aber der Nationalsozialismus als Teil des europäischen Imperialismus mit seinem Kolonialerwerbsstreben bisher nur zögerlich ins wissenschaftliche Blickfeld gerät.⁴⁵

WOLFGANG REINHARD spannt in der Einleitung seiner *„Kleinen Geschichte des Kolonialismus“* den Bogen sehr weit, wobei er aber alles, was die mittelalterliche „deutsche Ostsiedlung“ angeht, spurlos übergeht: Kolonisation sei als Erfüllung des biblischen „Schöpfungsbefehls“ (Gen., 1,28) mit der fortschreitenden Besiedelung und Urbarmachung der Erde verstanden worden. Dabei sei übersehen worden, dass die Siedlungs- und Kolonisationsbewegungen bereits auf Menschen trafen, die verdrängt werden mussten: gleich am Anfang Jäger, Sammler, Nomaden durch sesshafte Ackerbauern. Deshalb „ist historisch Kolonisation ohne Kolonialismus wohl nur selten möglich gewesen!“⁴⁶

KLAUS THEWELEIT vertritt in diesem weitgespannten Sinne ein Kolonialismuskonzept, das er in seinem vierbändigen „Pocahontas“-Projekt verfolgt und zuletzt im neuesten zweiten der inzwischen drei vorliegenden Bände *„Pocahontas II: Buch der Königstöchter. Von Göttermännern und Menschenfrauen. Mythenbildung, vorhomerisch, amerikanisch“*⁴⁷ vor allem mit einer Analyse der griechischen Sagenwelt deutlicher konturiert hat. Sigrid Löffler widmete dem Band im Kulturradio von Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb) eine ausführliche und begeisterte Besprechung. Sie zitiert aus dem Vorwort: Die frühesten griechischen Mythen *„berichten von ortsansässigen Königstöchtern, die von Göttermännern, welche eine einwandernde Population mit anschleppt, beschlafen und geschwängert werden; meist gegen ihren Willen (oder auch im Schlaf); die also vergewaltigt werden von der neuen Gott-Kohorte mit den Namen Zeus, Poseidon, Apollon, Dionysos; mitgebracht von einwandernden Indogermanen, den späteren 'Griechen'; wobei die einheimischen Könige, die Väter dieser Töchter, um ihr Land gebracht werden.“* In diesen mündlichen Erzählungen vom Gott und der Königstochter (Europa, Leda, Semele, Danae, Alkmene, Ariadne, Antiope, etc.) erkenne Theweleit als zugrunde liegendes Muster einen kolonialistischen Kontext: Es gehe immer um reale kolonialistische Landnahmen, in verschleierter Form. Die mythischen Liebesgeschichten und Sexualakte zwischen Göttern und Menschenfrauen würden lesbar als Ausschmückungen und Verschönerungen *„realer Vorgänge der Graecianisierung der östlichen Mittelmeergebiete, der Einwanderungsbewegungen auf das griechische Festland und der damit verbundenen Eroberungs- und Kolonisierungskriege“*.⁴⁸

44 Es sei noch einmal daran erinnert, dass der Expansionismus mit der geplanten Landnahme in Osteuropa bis zum Ural und ans Schwarze Meer bis zum Kaukasus in Anlehnung an das durch die deutsche Nationalgeschichtsschreibung hochgerüstete Mittelalter symbolpolitisch die Kernunternehmen des NS prägte: „Unternehmen Otto“, „Unternehmen Barbarossa“, „Programm Heinrich“.

45 Siehe dazu Enzo Traverso, *Moderne und Gewalt. Die europäische Genealogie des Naziterrors*, Neuer ISP Verlag, Köln 2003, S. 57.

46 Wolfgang Reinhard, *Kleine Geschichte des Kolonialismus*, Kröner, Stuttgart 1996, S. 2 f. (Inzwischen 2008 in der 2., völlig überarbeiteten und erweiterten Auflage erschienen.)

47 Klaus Theweleit, *Pocahontas II. Buch der Königstöchter. Von Göttermännern und Menschenfrauen. Mythenbildung, vorhomerisch, amerikanisch*, Stroemfeld, Frankfurt a. M. 2013.

48 Siehe <http://www.kulturradio.de/rezensionen/buch/2013/klaus-theweleit-pocahontas-ii.html>.

Das ist eine typische Umgangsform von Eroberern mit der bei Dichtern in Auftrag gegebenen Verklärung ihrer Taten, die ROBERT BARTLETT im europäischen Mittelalter beobachtet und an der ein Mann wie Heinrich Himmler, als er noch von einem Sieg im Osten ausging,⁴⁹ Maß nahm: Eroberer und Einwanderer hätten sich eine „Kolonialliteratur“ schaffen lassen(, so wie es Himmler auf eine „Heinrich-Saga“ abgesehen hatte). Diese „ruhmredige Eroberungsliteratur“ habe „auf eine imaginative Bestätigung der Erobererstaaten und Kolonialgesellschaften [abgezielt]; sie stellte den Eroberern und Kolonisatoren sozusagen Gründungsurkunden aus“.⁵⁰

Ohne dass man von einer Beeinflussung auszugehen hätte, weil sich etwa zur gleichen Zeit seit dem Jahr 1000 n. Chr. an der südamerikanischen Pazifikküste auf der Höhe von Peru auf einem 4100 km langen Gebiet ein großer erobernder Landnahmeprozess mit neuer Herrschaftsbildung vollzog, vielmehr im Sinne REINHARDS Kolonisation als von Anfang der überlieferten Geschichte an als Eroberungsbewegung gegenüber *weniger entwickelten* Menschen zu veranschlagen ist, wäre das, was die Stuttgarter Landesausstellung unter der Überschrift „Inka – Könige der Anden“ vom 12. Oktober 2013 bis 16. März 2014 zeigt, als ein Musterbeispiel für Kolonialismus anzusehen. Dort spielte sich nämlich etwas ab, was durchaus vergleichbar mit dem ist, was Theweleit zu Pocahontas in Nordamerika und den Griechen der europäischen Frühzeit schildert. Urs Willmann beschreibt die Stuttgarter Ausstellung mit dem neuen Forschungsstand über das Inka-Reich in „Die Zeit“ vom 2. Oktober 2013 unter der Überschrift „Die Schule der Diktatoren“. Mit Planwirtschaft, Terror, Spitzeln und einem riesigen Beamtenapparat hätten die Inka die Völker der Anden sich botmäßig gemacht. Ihre Ursprungsmythen zeugen von elitärer Grundhaltung und Arroganz. „Die Legende erzählt von einem Berg mit drei Fenstern. Das mittlere, das 'reiche Fenster', entließ vier Männer und vier Frauen, allesamt Brüder und Schwestern ohne Vater und Mutter – ergo: göttlich. Sie nannten sich 'Inka', was 'Herrscher' bedeutete.“ Die Ausstellung vermittelt ein sehr genaues Bild von der Etablierung ihrer Herrschaft. Die Herrscherclique sei nie anders mit den unterjochten Menschen verfahren,

„als sie nach Belieben gruppenweise in ihre militärische und wirtschaftliche Hierarchie einzubauen. Eigener Wille war nicht vorgesehen: Kinder wurden als Neugeborene registriert, Erwachsene den Arbeitsbrigaden zugeteilt, schöne Jungfrauen als Dienerinnen in Dienst genommen – oder vorgemerkt als Opfer im ewigen Frost. In weiten Teilen funktionierte der Inkastaat wie eine sozialistische Diktatur – die Fäden in den Händen von Kontrollfreaks, und über allem: die Partei.“

Hätte Urs Willmann KLAUS THEWELEITS neues Buch gekannt, hätte er darauf verweisen können, wie die Inka, als sie als überschaubare ethnische Gruppe ins Tal von Cusco einwanderten, sich ähnlich aufführten wie die vorhomerischen Eroberer in Griechenland.

„Das übliche Angebot: Inkaherrscher ehelicht Cheftochter. Eine solche Heiratsallianz mit der Alphasippe vor Ort nutzte beiden Seiten. Die Inka konnten von den neuen Untertanen Arbeitsleistung als Steuern einfordern. Die allein-

49 Indem er sich Heinrich I. (919-963) zum Vorbild für sein „Programm Heinrich“ nahm.

50 Robert Bartlett, *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisierung und kultureller Wandel von 950 bis 1350*, Kindler, München 1996, S. 120-127.

gesessenen Lokalfürsten hatten zwar nicht mehr das alleinige Sagen, aber als Schwiegerväter von Adligen positionierten sie sich auf hohem Niveau. Sie überwachten weiterhin Untertanen und wurden als Kaderangestellte mit Geschenken belohnt, mit Delikatessen, Coca, edlen Vogelfedern.“

Weigerten sich die Einheimischen, sich auf die Eroberer einzulassen, hätten die Inka zugeschlagen. Denn die Alternative habe Hochzeit oder Massaker geheißen.

„Nach der Übernahme wurden meist Teile der Bevölkerung zwangsumgesiedelt. Das senkte die Wahrscheinlichkeit von Aufständen und gereichte den Inka zu direktem Vorteil: Den Chimu etwa, Meistern der Goldschmiedekunst, wurden sämtliche Fachkräfte entrissen. Das berühmte Gold der Anden ist ihr Werk. Sie mussten das Edelmetall fortan für die Herrscher in Cusco dengeln.“

Die Inka hätten für sich in Anspruch genommen, Ordnung in die Welt zu bringen. Auf ihrem Programm habe gestanden, den Ackerbau zu reformieren und die Natur zu zähmen. Das sei heute noch an den Bewässerungsanlagen und der Verlegung von Flussläufen zu erkennen. Viel Arbeitskraft sei dazu nötig gewesen, was die Unterjochung weiterer Ethnien bedeutete.

„Die Inka verhinderten Hungersnöte, nicht zuletzt, weil sie die Produktepaletten der Kolchosen überarbeiteten. Quinoa, auch Inkareis oder Andenhirse genannt, gewann an Stellenwert. Primär jene Maissorten wurden in Monokultur angebaut, die am lagerfähigsten waren und viel Zucker enthielten – idealer Rohstoff für die Chicha, das beliebte Maisbier. Und aus Tausenden Kartoffelarten suchten sie die heraus, die sich leicht gefriertrocknen lassen.“

Für den Warentausch, aber auch zur Kontrolle und Verwaltung seien Straßen über 40.000 km angelegt worden. Transportiert wurden Kartoffeln und Alpakawolle in Richtung Küste, über den Rückweg kamen Muscheln und Meeresfische.

„Am Ende ihres goldenen Jahrhunderts läutete die Machtbesessenheit der Inka auch die Implosion ihres Regimes ein. Zwei Brüder, Atahualpa und Huáscar, wollten nicht teilen. Einer meuchelte den andern. Die brutale Anden-Diktatur war am Ende. Pizarro reichte 1533 eine Handvoll Haudegen, um die Inkahauptstadt Cusco zu erobern.“⁵¹

Es liegt auf der Hand, dass hier ein Kolonialregime durch ein anderes abgelöst wurde, wobei das spanische möglicherweise wegen seines christlichen Rahmens das harmlosere war und mit anderen Traditionen ein gemachtes Nest übernehmen konnte. Wenn schon harmloser, dann aber doch gleichzeitig überlegen. Sonst wäre das Inka-Reich nicht so leichte Beute für die wenigen Spanier gewesen, bei denen es ja nicht blieb, weil sie fast ganz Europa in Schleppe genommen hatten. So war ja der spanische Kolonialismus nur eine Variante der weiträumig einsetzenden und weitgehend erfolgreichen europäischen Expansion, für die durch den christlichen mittelalterlichen Expansionismus die entscheidenden Voraussetzungen geschaffen worden waren.⁵² Bei einem Scheitern wären die Gescheiterten

51 Siehe den ganzen Text hier: <http://www.zeit.de/2013/41/ausstellung-peru-inka> (17. Januar 2014).

52 So die These von Robert Bartlett, wie Anm. 50, S. 375 f. Siehe dazu auch Ian Morris, „Wer regiert die Welt?“ *Warum Zivilisationen herrschen oder beherrscht werden*, Campus Verlag, Frankfurt 2011. Dazu H. Münkler: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/sachbuch/ian-morris-wer-regiert-die-welt-die-zukunft->

schnell durch portugiesisches, holländisches, englisches oder französisches Nachrücken mit dessen jeweiligem Besitzanspruch ersetzt worden. Denn es ist zwar von europäischer Expansion zu reden, aber sie vollzog sich in nationalstaatlicher Konkurrenz, die letztendlich auch in Kriege münden konnte, von denen der *Siebenjährige Krieg* der bedeutendste war, weil er Frankreich für ein Jahrhundert um seine Position im kolonialen Wettlauf mit England brachte. So war es auch der nationale Wettbewerb, der ein Stimulus für „Greater Britain“, „La plus grande France“, aber auch für das mit „Unternehmen Otto“ im März 1938 endlich „großdeutsch“ gewordene „Deutsche Reich“ war, dessen Gründung 1871 zunächst nur „kleindeutsch“ erfolgen konnte. Für Russland steht unter Putin nach 1989/91 wiederum das „Größere Russland“ auf dem Programm, als wäre die gegenwärtige Krimkrise eine Fortsetzung des unter Nikolaus I. initiierten Krimkrieges von 1853-1856 und als müssten nach der Ukraine auch die baltischen Staaten und das von Russland immer wieder beeinträchtigte Polen um ihre Unabhängigkeit fürchten. Die Angst davor ist jedenfalls in die Welt gesetzt und dürfte Putin so gefallen, wie Zar Nikolaus in der Beschreibung Tolstois sein Angstmacher-Image gefiel.

Vom Rahmen, in dem das Inka-Reich entstand, ist hingegen noch nichts bekannt. Er war möglicherweise auch nicht vorhanden. Denn das Inka-Reich war offenbar in diesen Breiten ein südamerikanischer Einzelfall.

3 EHRE UND RUHM DER HELDEN ALS TÄTER

3.1 PERSPEKTIVWECHSEL MIT WIDERHAKEN

Das Wort „Täter“ taucht in der deutschen Sprache im 15. Jahrhundert auf, hat nach Grimm auch einen neutralen Sinn – „*eine person, die etwas thut, ausführt, zur wirklichkeit bringt, eine that verrichtet oder verrichtet hat*“ –, bezeichnet aber „*im engeren sinne eine person, die eine missethat, ein verbrechen begangen hat*“. Dieser zweiten Bedeutung nach können Helden Täter nur dann sein, wenn die begangene Tat nicht den Heldentaten zuzuordnen ist, für die sie Ehre und Ruhm erwarben, sondern gewissermaßen in den Privatbereich gehört, der in der öffentlichen Rede, wenn auch laut, beschwiegen wird. Denn die Nähe zu den Komposita „Übeltäter(in)“, „Missetäter(in)“ wirkt ehrabschneidend und kann schließlich zur Klärung sogar justiziabel werden, wenn jemand im Zusammenhang des grundgesetzlich garantierten Schutzes der Persönlichkeit den Tatbestand der Beleidigung gegeben sieht.

In der öffentlichen Redeweise über die deutsche Geschichte zwischen 1933 und 1945 wimmelt es gewissermaßen inzwischen von *Tätern* im engeren Sinn nach der Beschreibung des Grimmschen Wörterbuchs, ansatzweise bereits infolge der Nürnberger Prozesse, deutlicher, seit der Eroberungskrieg im Osten nicht nur als totaler Krieg oder Vernichtungskrieg beschrieben wird, sondern der Blick auf die Opfer des Völkermordes an Juden, Slawen, Roma und Sinti als Begleiterscheinung des Krieges fällt. Angesichts der großen Opferzahl und der mit ihr geschaffenen Aura kann es jetzt schon ehrenrührig und gewaltverherrlichend wirken, wenn soldatische Kriegstaten zwischen 1939 und 1945, die außer Sichtweite des Ermordens von Zivilpersonen geschahen, als heldenhaft beschrieben werden. Dass Hitler und Himmler als NS- und SS-Kriegsherren in zugänglichen Grabstätten beigesetzt wurden, hatten die Sieger wegen der Umstände ihres Todes auf beiden Seiten sowieso schon verhindert. Anstatt der 1942 von Hitler architektonisch ins Auge gefassten „Welthauptstadt Germania“ und der gigantischen Ausbaupläne für die Wewelsburg als Himmlers Residenz blieben Schutt und Trümmer als schmachvolles Vermächtnis.

Veränderungen der Blickweisen mit ihren Schwerpunktverlagerungen sind auch ohne spektakuläre Niederlagen keine den Deutschen vorbehaltenen Erscheinungen. In anderen Ländern kann es gleichermaßen um Neueinschätzungen vergangenen Geschehens gehen, indem Opfer, die aus gewohnter Wahrnehmung so ausgeblendet waren, wie es Tolstoi am Verhalten des Offiziers Butler darlegt, als er aufgeräumt von einem Tatort zurückkehrt, eine vernehmliche Stimme bekommen. Zwar halten sie nicht ruhmreiche Einkehr im jeweiligen Nationalgedächtnis. Sie werden aber im Nachhinein geehrt, indem ihrer gedacht wird.

Der französische Historiker MARC FERRO (*1924) veröffentlichte 2003 als Herausgeber „*Le livre noir du colonialisme. XVI^e - XXI^e siècle: de l'extermination à la repentance*“ (dt. Schwarzbuch des Kolonialismus. 16.-21. Jahrhundert: von der Ausrottung zur Buße) bei Hachette / Pluriel. Der Titel beinhaltet schon den Hinweis auf einen Wandel. In der Einleitung schreibt er unter Bezugnahme auf Veröffentlichungen von HANNAH ARENDT und AIMÉ CÉSAIRE, wie sich die Schwerpunkte der Wahrnehmung und Bewertung des nationalen Kolonisationswerkes verändern und schließlich in der Gegenüberstellung von Schmach, Schande, Scham oder Verherrlichung einander ausschließen können. Das ist für ihn seit

Jahrzehnten auch in den USA im Umgang mit den Indianern und in Australien mit den Aborigenes zu beobachten.

Um das Jahr 2000 herum habe sich in den alten europäischen Nationen ein Teil der Öffentlichkeit der Ideologie der Menschenrechte verschrieben. Sie ziele auf die Verbrechen, die der rote und braune Staat, die Nationalstaaten und die „Siege der Zivilisation“ zu verantworten hätten. Dabei sei man bei der Verurteilung der Verbrechen des Kommunismus und des Nationalsozialismus großzügig sehr weit gegangen, während die abendländischen Gesellschaften inzwischen gern vorgeben, dass ihnen die Verbrechen des Kolonialismus verheimlicht wurden und deshalb verborgen geblieben seien. Abgesehen von einigen kolonialistischen Exzessen sei dies jedoch falsch.

Denn in Frankreich hätten die Schulbücher der ersten zwei Drittel des 20. Jahrhunderts geschildert, mit welchem Schwung Bugeaud⁵³ und Saint-Arnaud⁵⁴ die Siedlungen der Algerier bei der Eroberung ihres Landes gebrandschatzt hätten, wie in Indien der Aufstand von 1857 niedergeschlagen wurde, indem englische Offiziere Hindus und Muslime vor die Kanonenrohrmündungen gebunden hätten, wie Pizarro Atahualpa Yupanqui exekutierte, wie Gallieni die Madegassen niedermetzte. Diese Gewalttätigkeiten seien bekannt gewesen, die in Algerien begangenen seit der Epoche Tocquevilles. In Indochina hätten Zeugen hundertmal die ständig erneuerten abgeschlagenen Häupter auf Stangenspitzen gesehen, was in den Zeitschriften des Mutterlandes wiedergegeben worden sei. In der von Malet-Isaac herausgegebenen Schulbuchausgabe von 1953 stand, wie die Revolte der Kabylen 1871 unverzüglich mit Exekutionen, Deportation der Anführer, schweren Geldstrafen und Beschlagnahme des Landbesitzes niedergeschlagen worden sei. 1972 sei General Lapasset mit seiner Aussage zitiert worden, dass *„der Abgrund, der Siedler und Einheimische voneinander trenne, eines Tages mit Kadavern gefüllt werde“*.

All das sei bekannt gewesen, öffentlich. Aber sobald sich herausgestellt habe, dass die Darstellung zum Ziel hatte, *„das Werk Frankreichs“* herabzuwürdigen, habe man das Dargestellte bestritten: zwar könne die Regierung Unrecht haben, aber mein Land habe immer Recht... Diese Überzeugung dauere verinnerlicht fort; sie nährt sich sowohl von der Selbstzensur wie auch von der Zensur der Autoritäten.⁵⁵

Dass bisher wenig in Frankreich entschieden ist, wird bei Wikipedia 2007 bei dem Eintrag für „repentance“ (dt. Buße, Schuldbewusstsein) als englischer und französischer Standardbegriff für den Umgang mit dem kolonialen Erbe oder der Sklavenhalterschaft festgehalten: Der vormalige Staatspräsident Nicolas Sarkozy habe diesen Ausdruck häufig während des Präsidentschaftwahlkampfes von 2007 benutzt. Folgender Satz stamme von ihm: *„Je veux en finir avec la repentance qui est une forme de haine de soi, et la concurrence des mémoires qui nourrit la haine des autres“* (Ich möchte mit der Bußfertigkeit, die eine Form des Selbsthasses ist, und der Konkurrenz der Erinne-

53 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Thomas_Robert_Bugeaud_de_la_Piconnerie (18.01.2014).

54 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Saint-Arnaud> (18.01.2014). Ein viel zu harmloser und äußerst überarbeitungsbedürftiger Artikel. Die französische Wikipedia kann mit ihren Eroberer-Portraits überhaupt nicht zum Vorbild genommen werden. Siehe: Antoine Perraud in <http://www.ldh-toulon.net/spip.php?article4999> (22.01.2014).

55 Marc Ferro (Hg.), *Le livre noir du colonialisme. XVI^e – XXI^e siècle: de l'extermination à la repentance*, Hachette (Pluriel), Paris 2003, S. 12 f.

rungen, die den Hass auf die anderen nährt, Schluss machen). Am 30. Oktober 2012 sei der vormalige Minister Gérard Longuet dabei gefilmt worden, wie er während des Abspans eines im Staatsfernsehen „Public Sénat“ ausgestrahlten Films den „bras d'honneur“ (obszöne Arm- und Faustgeste) gezeigt habe, eine grobe Variante des „Stinkfingers“ (franz. „doigt d'honneur“, eigentlich „Ehrenfinger“ und „Ehrenarm“). Seine Erklärung lautete, dass er auf die Veröffentlichung einer Mitteilung der französischen Presseagentur AFP so reagiert habe, aus der hervorging, dass Algerien eine offene Anerkennung der von Frankreich begangenen Kolonialverbrechen verlange. Frankreich habe sich Longuet nach nicht seiner Anwesenheit in Algerien zu schämen. Die Geschichte umzuschreiben laufe 182 Jahren nach den Ereignissen darauf hinaus, den Weg in die Zukunft zu versperren.⁵⁶

3.2 BRIEFE AUS ALGERIEN: DER TRIUMPH DES EROBERERS

3.2.1 ZITATE AUS DEN BRIEFEN VON MARSCHALL ARMAND JACQUES ACHILLE LEROY DE SAINT-ARNAUD (1798-1854)



Postum ließ der Bruder von Armand de Saint-Arnaud, der eigenmächtig seinen ursprünglichen bürgerlichen Namen Armand-Jacques Leroy veränderte, in Abstimmung mit seiner Witwe und der Familie 1855 dessen Briefe, die er während seines jahrelangen Einsatzes in Algerien schrieb, in zwei Bänden veröffentlichen.⁵⁷ Heute werden markante Stellen als Auszüge zusammengestellt und im Internet präsentiert:

- *„Zunächst plünderten die Soldaten, dann die Offiziere, und als man sich aus Constantine zurückzog, stellte sich wie immer heraus, dass der Spitze der Armee und den Offizieren des Generalstabs der größte und reichste Anteil*

⁵⁶ Siehe <http://fr.wikipedia.org/wiki/Repentance> (15.01.2014).

⁵⁷ Die Bände von 1855 liegen in digitalisierter Form vor: 1. Band (1855): http://books.google.de/books?id=frwPAAAAQAAJ&printsec=titlepage&hl=fr&redir_esc=y#v=onepage&q&f=false; 2. Band (1855): http://books.google.de/books?id=urwPAAAAQAAJ&printsec=titlepage&hl=fr&redir_esc=y#

zugefallen war“ (Einnahme von Constantine, Oktober 1837).

• „Wir werden bis Ende Juni damit beschäftigt sein, in der Provinz Oran zu kämpfen und alle Städte und Besitzungen von Emir Abd el-Kader⁵⁸ zu vernichten. Überall wird er auf die französische Armee stoßen, die alles in Brand stecken wird“ (Mai 1841).

• „Wir befinden uns mitten in den Bergen zwischen Miliana und Cherchell. Wir geben wenig Schüsse ab, wir brennen alle Siedlungen nieder, alle Dörfer, alle Behausungen. Überall flieht der Feind, indem er seine Herden mitführt“ (April 1842).

• „Das Land der Beni-Menasser ist ganz hervorragend und reich, eines der reichsten, das ich in Afrika gesehen habe. Die Dörfer stehen mit ihren Einwohnern dicht beieinander. Wir haben alles niedergebrannt, alles zerstört. Oh, der Krieg, der Krieg! Wie viele Frauen und Kinder, die in den Schnee des Atlasgebirges geflohen sind, haben das mit dem Kältetod und dem Unglück bezahlt! ... In der Armee gibt es fünf Tote und vierzig Verwundete“ (Gegend von Cherchell, April 1842).

• „Zwei schöne Armeen ..., die sich mitten in Afrika brüderlich begegnen, die eine in Mostaganem am 14., die andere am 22. Mai in Blidah aufgebrochen, alles vor sich niedermachend, verbrennend und jagend“ (Mai 1842; die Entfernung zwischen den beiden Orten 250 km).

• „Wir verwüsten, verbrennen, plündern, zerstören Häuser und Bäume. Kämpfe gibt es wenige oder keine“ (Gegend von Miliana, Juni 1842).

• „Umgeben von einem in Flammen stehenden und rauchenden Horizont, was mich an eine kleine Pfalz erinnert [in der Pfalz führte Ludwig der XIV. einen verheerenden Krieg], denke ich an Euch, und ich schreibe Dir [Bruder Adolphe]. Zuletzt schrieb ich Dir von den Brazes, ich habe sie niedergebrannt und verwüstet. Jetzt bin ich bei den Sindgad, die Wiederholung des gleichen in größerem Maßstab, es ist wie auf einem großen, vollen Dachboden ... Einige von ihnen haben mir als Unterwerfungsgeste ihr Pferd gebracht. Ich habe es abgelehnt, denn ich wollte eine vollständige Unterwerfung, und ich habe mit dem Niederbrennen weitergemacht“ (Ouarsenis, Oktober 1842).

• „Am nächsten Tag, dem 4. Februar, zog ich hinunter nach Haimda, im Vorüberziehen brannte ich alles nieder und zerstörte dieses schöne Dorf... Um 2 Uhr entfernte sich der Gouverneur [Bugeaud]. Die noch in den Bergen brennenden Feuer zeigten mir den Weg ihrer Marschkolonne an“ (Gegend von Miliana, Februar 1843).

• „Haufenweise Kadaver, die einen an die anderen gepresst und in der Nacht erfroren! Das war die unglückliche Bevölkerung der Beni-Naâsseur, deren Dörfer und Behausungen ich niedergebrannt und die ich vor mir hergejagt hatte“ (Gegend von Miliana, Februar 1843).

„Die schönen Orangenbäume, die mein Vandalismus fällen wird! ... heute bren-

58 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Abd_el-Kader (18.01.2014).

ne ich die Besitztümer und Dörfer von Ben-Salem und Bel-Cassem-ou-Kassi nieder“ (Gegend von Bougie, 2. Oktober 1844).

• „Ich habe mehr als zehn großartige Dörfer in der Kabylei niedergebrannt“ (28. Oktober 1844).

• „Es gab noch zahlreiche Gruppen auf den Hügeln, ich hoffte auf einen zweiten Kampf. Sie kamen aber nicht mehr herunter; so kappte ich die Bäume in den Obstgärten und brannte die wunderbaren Dörfer unter den Augen des Feindes nieder“ (Dahra, März 1846).

• „Ich ließ eine riesige Brandstätte nach meinem Vorbeimarsch zurück. Alle Dörfer, annähernd zweihundert, wurden niedergebrannt, alle Gärten verwüstet und die Olivenbäume gefällt“ (Kleine Kabylei, Mai 1851).

• „Wir haben ihnen viel Böses angetan, mehr als einhundert ziegelgedeckte Häuser niedergebrannt und mehr als tausend Olivenbäume abgeschnitten“ (Kleine Kabylei, Juni 1851).⁵⁹

3.2.2 „DIE EHRE SAINT-ARNAUDS“ : EINE BESTANDSAUFNAHME VON FRANÇOIS MASPERO AUS DEM JAHRE 1993

François Maspéro⁶⁰ (*1932) ist ein in Deutschland mehr oder weniger unbekannter französischer Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber. Sein Buch über Saint-Arnaud liegt seit 2012 bei Seuil (Paris) in der zweiten Auflage vor.⁶¹

Maspéro kennt die beiden Bände mit den Briefen Saint-Arnauds noch aus dem Regal seines Großvaters, las sie aber erst, als dessen Hausstand aufgelöst wurde und ihm die Bücher, deren Rücken er sich gemerkt hatte, in die Hände fielen. Er las sie zum ersten Mal zur Zeit des Algerienkrieges. Schnell wurde ihm damals klar, dass er einen exemplarischen Massakrierer vorgeführt bekam, der das blutigste Gesicht des Kolonialismus zeigte, wie er es in seiner Kindheit nicht wahrgenommen hatte. Erst dreißig Jahre später wurde ihm bei vertiefter Lektüre bewusst, wie Saint-Arnaud über die französische Literaturgeschichte in das nationale Gedächtnis eingespeist worden war. Charles-Augustin Sainte-Beuve (1804-1869), berühmter Literaturkritiker, sah in Saint-Arnaud einen Mann, der die Feder so geschickt handhabte wie das Schwert. Er verfasste eine so überschwängliche Besprechung der Briefe, dass sie der zweiten Auflage als Vorwort beigelegt wurde. Saint-Arnaud war für ihn die lebendige Verkörperung dessen, was ein brillanter französischer Offizier darzustellen hatte:

„ ... seine Kaltblütigkeit, seine Fröhlichkeit, sein Schwung, die Quellen seines Geistes, seine gute Miene und Zuversicht, sein Mut, vor allem seine Hoffnung und diese grundlegende Sittlichkeit des Menschen; es gibt keine bessere Vorbereitung auf die ewige Herausforderung des Krieges, wenn der allgemeine Antrieb noch

59 Vgl. <http://rebellyon.info/?La-conquete-coloniale-de-l-Algerie> (18.01.2014).

60 Vgl. in franz. Wikipedia http://fr.wikipedia.org/wiki/Fran%C3%A7ois_Maspéro (18.01.2014).

61 Hier wird die Ausgabe von 1993 zugrunde gelegt: François Maspéro, *L'honneur de Saint-Arnaud*, Plon, Paris 1993.

nicht nachgelassen, wenn das Prinzip der Ehre seine ganze Sensibilität behalten hat. Sobald man Befehlsgewalt erhalten hat, wird der Krieg zu etwas anderem, als es von weitem scheint; denn man hat ihn nur grob umrissen, wenn man sagt, er bestünde in der Kunst des Tötens und der Leichtigkeit zu sterben ...“ (S. 14).

Saint-Arnaud war so wenig Republikaner wie Sainte-Beuve. Maspero meint, dass Saint-Arnaud so exaltiert zu loben auch hieß, Napoleon III. zu schmeicheln, der ihm seinen Thron verdankte, nachdem er ihn zu seinem Kriegsminister ernannt hatte. Der ging in dieser Eigenschaft gegen die aufrührerische Pariser Bevölkerung mit einem Massaker vor. Damit war auch gesagt, dass einen Staatsstreich zum Sturz der Zweiten Republik zu unternehmen, wie es Saint-Arnaud für Napoleon tat, nicht gegen die besagte Ehre verstieß.⁶²

Zu Hause, bevor er in die obersten militärischen Ränge in Algerien aufgestiegen war, galt Saint-Arnaud als bezaubernder Gesellschafter, fein, kultiviert und immer ein Zitat von Ovid auf Lateinisch oder von Racine oder Voltaire bereit; aufgelegt zu Späßen, ein guter Musiker, ausgezeichnete Manieren, eine gute Stimme und distinguierte Redeweise, Englisch, Italienisch, Deutsch und Arabisch sprechend. Sainte-Beuve und seine Familie waren nicht die einzigen, die ein schriftstellerisches Talent in ihm sahen (S. 51). Aber in Frankreich brachte er es zu nichts. Denn er war auch leichtsinnig und gab viel mehr Geld aus, als er Einkommen hatte. Hatte er eines, verspielte er es schnell wieder und erstickte bis zum Ende seines Lebens in horrenden Schulden, so dass andere für ihn geradzustehen hatten.

So blieb ihm als knapp Vierzigjährigem nichts weiter übrig, als sein Glück in Algerien zu versuchen, zumal seine militärische Karriere ihn noch nicht weit gebracht hatte. Auch seine Nähe zu den Adelskreisen des Königshauses half ihm nicht. Seit 1837 hielt er sich in Algerien auf, befehligte die Fremdenlegionäre, zusammengesetzt aus dem Ausschuss der europäischen Armeen, oft Mörder und Diebe und gewissenlose Deserteure (S. 69). Saint-Arnaud machte sie zu seiner Truppe, obwohl von der Metropole wenig Unterstützung kam. Das kränkte ihn besonders, als die Eroberung der algerischen Stadt Constantine im Oktober 1837 als militärisch wichtiges Ereignis nicht zur Kenntnis genommen wurde. Dabei waren die französischen Eroberer zu ihrer afrikanischen „Bluttaufe“ bis zu den Knien im Blut gewatet und mussten sich über Leichname ihren Weg bahnen (S. 113).

Es war in der Metropole noch Überzeugungsarbeit zu leisten, damit sichtbar würde, dass dort zu kolonisieren wäre. Denn eigentlich sah man den Einsatz in Algerien nur als eine Verschwendung französischen Geldes an. Erst 1840 mit der Ernennung Bugeauds als eines bereits in Afrika kampferfahrenen Offiziers zum Gouverneur von Algerien nahmen die Kolonisierungsvorhaben nach der schon 1830 erfolgten Eroberung von Algier genauere Gestalt an und fanden neben Bugeaud zum Beispiel in ALEXIS DE TOCQUEVILLE ihren

62 Außerdem hatte es wenig zu sagen, ob man Republikaner, Monarchist, Royalist oder Befürworter einer HOBBSschen Tyrannei war: Im Kolonialismus, wie er in Algerien und anderswo durchexerziert wurde, ging es sowieso immer nur um die Durchsetzung und Aufrechterhaltung des Ausnahmezustandes gegenüber der zu kolonisierenden Bevölkerung. Und Frankreich setzte seinen größten Kolonialerwerb in der Dritten Republik nach 1871 durch! Auch ein liberaler Verfassungsstaat feilt eben nicht gegen die Versuchung, jenseits seiner Rechtsstaatlichkeit alles der *primären Gewalt* zu überantworten und den europäischen Weißen zum Wolf für farbige oder fremdvölkische Menschen werden zu lassen.

bekanntesten Fürsprecher.⁶³ Die Metropole begann sich zu kümmern. Das war ein Versprechen für Saint-Arnaud, weil seine Zukunft Konturen erhielt und im Mutterland die Verachtung der französischen „Afrikaner“ in Algerien überwunden schien (S. 98 f.).

Saint-Arnaud und Bugeaud kannten sich von Frankreich her und schätzten einander. Bugeaud wurde zu seinem Förderer und half ihm in Algerien über alles hinweg, was ihm dort an Korruption, Veruntreuung und rücksichtslosem Beutemachen zum Vorwurf gemacht werden konnte (S. 207). Vielmehr gab es bald die Auszeichnung der Aufnahme als Mitglied in der Ehrenlegion. Es gefiel ihm, Hof zu halten und ein Regime zu führen, wie es Tolstoi nicht anders für den russischen Statthalter von Kaukasien beschreibt. So half die Kriegsbeute auch, im algerischen Orléansville ein Theater einzurichten.

„Das Theater [wie sich ein Offizierskollege von Saint-Arnaud erinnert], die Cafés, die Salons von Saint-Arnaud hatten aus Orléansville ein Zentrum gemacht, wo alle Offiziere, die in der Umgebung einen Feldzug führten, sicher waren, einen wenn nicht prächtigen, so doch herzlichen und fröhlichen Empfang bereitet zu bekommen. Saint-Arnaud verfügte über die Gabe, die Gäste, die sich bei den Zusammenkünften einfanden, gut zu unterhalten“ (S. 261).

Zwischendurch, wenn es ihm seine angeschlagene Gesundheit erlaubt – er leidet an schwachen Eingeweiden in einer an Infektionen reichen Gegend und muss immer wieder Genesungsaufenthalte in Kauf nehmen –, führt er seine Feldzüge.

Die meistens tagebuchartigen Berichte und Schilderungen für seinen Bruder erfüllen noch andere Zwecke, als nur die Familie auf dem Laufenden zu halten. Bugeaud hatte ihn nämlich aufgefordert, seine Briefe so abzufassen, dass sie auch an Minister und Mitglieder des Königshauses zur Empfehlung für höhere Aufgaben weitergeleitet werden konnten (S. 209, 337). Da Saint-Arnaud gern schreibt und sich gern veröffentlicht sehen möchte (S. 117), hätte es dazu gar keiner Aufforderung mehr bedurft. So schreibt er an seinen Bruder:

„Heute ist alles aufs beste bestellt. Bruder, wie Du mich umarmt hättest, wenn Du gesehen hättest, wie ich mein blutbeflecktes und mit Beute beladenes Bataillon mit meiner blutenden Hand, meiner zerbrochenen Pistole und meinem bis zur Hälfte blutigen Säbel ins Lager zurückgeführt habe. Das sind gute Augenblicke, Bruder; man vergisst sie nie, und sie lassen so manche Mühsal vergessen“ (S. 201).

Oder:

„Man brachte mir 34 Köpfe. Aber es war der Kopf des Anführers, den ich haben wollte“ (S. 248).

Von der Einnahme der Oase Zaatcha gibt es härtere Zeugenberichte:

„Die Zuaven [das sind einheimische Söldner im Dienste Frankreichs⁶⁴] stürzten sich in Siegestrunkenheit wütend auf die unglücklichen Opfer, die nicht fliehen konnten. Da schnitt ein Soldat einer armen Frau scherzend die Brust ab, die ihn

63 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Alexis_de_Tocqueville#Eroberung_und_Kolonisierung_Algeriens (20.01.2014).

64 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Zuaven> (22.01.2014).

um die Gnade bat, mit ihr Schluss zu machen, und die wenig später ihren letzten Atemzug machte; dort packte ein anderer Soldat ein kleines Kind bei den Beinen und zerschlug seinen Kopf an einer Mauer;⁶⁵ woanders gab es andere Szenen, die nur ein verkommenes Wesen verstehen kann und die wiederzugeben ein ehrenhafter Mund sich sträubt ... Es ist eine schlimme Sache, wenn die Offiziere die Leute ihrer Elitetruppen nicht mehr unter Kontrolle haben, so wie es schlimm ist, wenn der Jäger hinter seiner Hetzhundemeute rennend nicht mehr zeitig genug bei der Beute ankommt“ (S. 312 f.).

Aber auch folgende Einschätzung der gleichen Vorgänge aus anderem Blickwinkel:

„Der Schwung unserer Soldaten war bewundernswert ... Die der Oase auferlegte strenge Züchtigung war von einer heilsamen Wirkung.“

Die berüchtigste Methode der Bekriegung der Einheimischen bestand in den „*enfumades*“ in den bergigen Rückzugsgebieten, wo es weiträumige Höhlen gab, in denen Hunderte von Menschen Unterschlupf finden konnten. Bugeaud hatte die Weisung gegeben, nachdem einer seiner Offiziere – der republikanisch gesonnene Cavaignac⁶⁶, im Juni 1848 Anführer der Militärdiktatur zur Bekämpfung der aufständischen Arbeiter (!) – ein erstes Beispiel gegeben hatte, dass sie bis zum Äußersten wie Füchse auszuräuchern seien (S. 242 f.). Hatten sich Einheimische in die Höhlen zurückgezogen, wurden vor den Eingängen Haufen mit Brennbarem aufgeschichtet und angezündet, so dass der Rauch in die Höhlen zog, die dann hermetisch abgeschlossen wurden. Aus dem durch Kohlenmonoxid verursachten Erstickungstod wurde stillschweigend Routine (S. 251), nachdem ein in Paris ruchbar gewordener Fall kurzzeitig 1845 in der Nationalversammlung für einen Skandal gesorgt hatte. Der Schluss, den die in Algerien tätigen Offiziere aus der Affäre zogen, war, dass sie Berichte über derartige Methoden nicht mehr an die Öffentlichkeit gelangen lassen wollten.

Saint-Arnaud, auch beteiligt an einer „*enfumade*“ mit fünfhundert Opfern (S. 248), verbrachte die meiste Zeit mit seinen Überfällen und Beutezügen.⁶⁷ Die Überfälle wurden gemeinhin Razzien genannt, und Maspero nennt sie Bugeauds absolute Waffe, nämlich die zum totalen Krieg (S. 177, 183). Viele unternahm Saint-Arnaud auf eigene Initiative, ohne dass sie zu einem militärischen Unternehmen gehörten. Es ging ihm allein um die Beute für seine persönlichen Bedürfnisse. In einem Brief an seinen Bruder erwähnt er eine vom Herbst 1842: „*Ich verabschiedete mich in nobler Weise von Blidah mit einer schönen Razzia ...*“ (S. 207). Die letzten Briefe mit entsprechenden Schilderungen stammen aus dem Jahr 1851. Sie waren mit der Aufzählung aller Feldzugeinheiten an seine Frau gerichtet. Sie

65 Vgl. im Alten Testament den Schluss von Psalm 137! → Kap. 3.4, S. 52 f.

66 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Louis-Eug%C3%A8ne_Cavaignac (20.01.2014).

67 Als er erfährt, wie in der Nationalversammlung 1845 mit seinem Kollegen Pélissier, einem weiteren späteren Marschall von Frankreich, umgegangen wird, als der ungeschickterweise zu offen über eine „*enfumade*“ geschrieben hat, äußert er sich so über die Parlamentarier: „*Was für ein Haufen von Schweinen! Wenn ich in einer ähnlichen Situation wäre, würde ich ihnen etwas liefern, worüber sie sich empören könnten! Ah, was für ein Lumpenpack ihr seid, die ihr es euch zu Hause wohlsein lasst! Es muss euch ja gut gefallen, wenn sich die armen Teufel, die hierher kommen, ihr Blut zu vergießen und sich die Knochen zerschlagen zu lassen, noch von den wilden Tieren verschlingen ließen, anstatt sie zu vernichten. Das alles, um eure dummen philanthropischen Bedürfnisse zu befriedigen!*“ (S. 254). Er bittet seinen Bruder, den Brief, in dem er seine eigene „*enfumade*“ schildert, niemand anderem in die Hände gelangen zu lassen. Nach seinem Tod veröffentlichte die Familie den Brief mit den anderen. – Zu Pélissier: http://de.wikipedia.org/wiki/Aimable_P%C3%A9lissier.

war Saint-Arnauds wichtige Stütze, so dass Maspero schreibt, die beiden wären in Algerien zu einem jener furchtbaren Paare zusammengeschweißt worden, in deren Schoß Zuneigung und Ehrgeiz eine unlösliche Verbindung eingehen (S. 337 f.).

Saint-Arnaud wäre gern selbst noch Gouverneur von Algerien geworden, wollte aber seinen Marschallsrang auch in einem europäischen Krieg zur Bewährung kommen lassen, von dem er sich die letzte Weihe und Anerkennung bei europäischen Offiziere erhoffte. Das war dann der Fall im Krimkrieg, wo die algerienerfahrene französische Armee unter dem selbst wegen schwachen Herzens mit dem Tode ringenden (!) Saint-Arnaud einen bravourosen Sieg über die russische Armee davontrug.⁶⁸ Frankreich verfügte damals über die beste Armee Europas. Sobald der Sieg an der Alma in Paris bekannt wurde, wurden in der allgemeinen Freude einundzwanzig Kanonenschüsse abgefeuert. Marschall de Saint-Arnaud hatte endlich die Schmach der Niederlage Napoleons von Waterloo abgewaschen (S. 492 f.).

Das Schlusskapitel trägt die Überschrift „*Apostel und Märtyrer*“. 1853 hat Saint-Arnaud das erreicht: Marschall von Frankreich, Graf, Kriegsminister, Großstallmeister des Kaisers, Senator auf Lebenszeit, Mitglied des Staatsrates, Präsident des Generalrates der Gironde, Kommandeur der Ehrenlegion. An seinen Bruder schreibt er:

„Bei den Menschen, die ein Herz haben und ehrenwert sind, fängt Gott schließlich an zu sprechen. Denn seine Stimme ist die einzige Wahrheit, der einzige Trost ... Ich lese viel im „Buch von der Nachfolge Christi“,⁶⁹ und dieses bewundernswerte Buch, das mich mit Bewunderung erfüllt, flößt mir auch ein schmerzliches Misstrauen gegenüber meinen Kräften ein. Wird Gott mir genug Willenskraft zuteil werden lassen, genug Ausdauer, um diesen edlen Weg, den er mir zeigt, weiterzugehen? Das ist es, was ich jeden Tag aufs neue mit Inbrunst erlebe.“

Victor Hugo wird trotzdem über Saint-Arnaud vernichtend urteilen. Er habe eine Auffassung von seinen Aufgaben wie ein Schakal (S. 436). Und François Maspero schreibt im letzten Satz seines Epilogs:

„Und das Leben dieses Menschen zu erzählen, der zu allen Zeiten gelebt haben könnte – und der, in unserer Epoche, ein perfekter SS-Offizier gewesen wäre, ohne eine andere Sache als die seine zu vertreten“ (S. 442).

3.3 DER ORIENTALISMUS ALS ÄSTHETISCH-KOLONIALISTISCHER STIMULUS

Zehn Jahre brauchten die Franzosen, durch die Juli-Revolution von 1830 aufgehalten, ehe sich herauskristallisieren konnte, was mit Algerien anzufangen wäre, nachdem der Auslöser für den erobernden Angriff auf Algier noch im Juni 1830 eher ein zufälliger war: Aus der Napoleonzeit waren die Franzosen gegenüber Geldleihern aus Algier Schuldner riesiger Summen zur Feldzugfinanzierung geblieben. Der Dey von Algier⁷⁰ bestellte den französischen Botschafter ein, um an die Schulden zu erinnern. Dieser verweigerte doch deren

68 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Krimkrieg> (18.01.2014).

69 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Nachfolge_Christi (18.01.2014).

70 Türkischer Titel für den Herrscher von Algier.

Anerkennung, woraufhin es zu dem überlieferten „Fliegenwedel-Zwischenfall“ ([Schlag mit dem Fliegenwedel](#)) kam, der den Grund für die Militäraktion lieferte. Vom christlichen Europa wurde vor allem etwas anderes als Ergebnis der Einnahme von Algier sehr geschätzt: Die Piratenüberfälle im Mittelmeer, die seit Jahrhunderten immer wieder zur Versklavung von Christen geführt hatten, fanden ein Ende.



Links: *Guillaume-Stanislas Marey-Monge (1796-1863), Oberst der Spahis⁷¹, einer von Youssouff rekrutierten Kavallerieeinheit in deren Aufmachung, Gemälde von Jean-Baptiste Leclerc.* Rechts: *Derselbe als General (und Politiker) von einem unbekanntem Maler.*

Es brauchte eine Weile, ehe die 1837 im Herbst erfolgte Eroberung von Constantine Wirkung zeigte. Denn an ihr war anfangs auch eine Persönlichkeit beteiligt, die nach ihrer Einführung in die Pariser Gesellschaft zur Anerkennung der militärischen Einnahme von Constantine führte, weil sie sich gut mit der Gestimmtheit des Orientalismus, den noch Tolstoi in „*Hadschi Murat*“ für Kaukasien veranschlagt, vereinbaren ließ. Es handelte sich um den 1808 in Elba geborenen Joseph Vantini, der Youssouf genannt wurde. Denn er war als junger Schiffspassagier auf der Fahrt nach Florenz von nordafrikanischen Piraten gefangen genommen und an den Bey⁷² von Tunis verkauft worden. Dort konvertierte er zum Islam, wurde in das Serail des Bey aufgenommen und tat sich durch militärisches Talent hervor. Er lernte einige Sprachen. Er ließ sich jedoch auf eine Verbindung mit einer der Töchter des Bey ein und wurde von einem Wächter bei einem Rendezvous überrascht. Wie überliefert ist, verfolgte er den Wächter, tötete ihn und warf ihn in einen Teich, nachdem er ihm den Kopf abgetrennt hatte. Am nächsten Tag zeigte er der Prinzessin, damit sie nicht weiter Verrat fürchte, den Kopf und die herausgeschnittene Zunge des Wächters. Trotzdem dachte er an Flucht, nachdem er von dem Eroberungsunternehmen der Franzosen gehört hatte. Noch 1830 schloss er sich den Franzosen an, um ihnen als Dolmetscher zu dienen.

71 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Spahi> (23.01.2014).

72 Türkischer Titel für einen Clanchef.



Links: *Joseph Vantini, genannt Youssouf (1808-1866),⁷³ als Orientale.* Rechts: *Derselbe als General mit allen Auszeichnungen nach der Teilnahme an allen algerischen Schlachten.*

Sein Kennzeichen in der Armee d'Afrique wurde der Kopf eines Mauren, heute noch in der korsischen Regionalfahne als Erbe aus einstiger Zugehörigkeit zu Spanien enthalten, wo man so an die *Reconquista* erinnerte.



Er avancierte schnell auf der militärischen Rängeleiter. Sein Rat an die Franzosen, deren Staatsbürgerschaft er 1839 wieder erwarb: „Für einen enthaupteten Franzosen werden zehn Einheimische geköpft“ (Maspero, S. 95). Diese Regel wurde dann Standard für seine Informationsbeschaffung: elf Gefangenen den Kopf abschneiden, um den zwölften zum Sprechen zu bringen (S. 220 f.). Seine in den Pariser Salons zur Schau gestellten Reichtümer stammten aus der Beute, die er als einer der erfolgreichsten und übelsten Plünderer bei den Razzien gemacht hatte und bis zum Ende der Eroberung weiter machte.

Bei der Pariser Kolonialausstellung von 1930 wurde in einem Buch für die Jugend ein Zeitgenosse folgendermaßen zitiert:

„Ich sah im Gefolge von Clauzel [erster Generalgouverneur Algeriens] zum ersten Mal einen jungen Moslem, Youssouf, gekleidet in einen himmelblauen Anzug,

⁷³ Siehe http://fr.wikipedia.org/wiki/Joseph_Vantini (23.01.2014).

der mit Silber und Perlen bestickt war. Zu Pferd auf einem bewundernswerten Schimmel, bewaffnet mit kostbar verzierten Waffen, schien er wie ein echter Held, aus 'Tausendundeiner Nacht' entsprungen“ (S. 95).

Sein Auftreten in Paris nach der Eroberung von Constantine war vorbereitet: Es gab zwischen Frankreich und Algerien einen Tourismus, der Zuschauer aus dem Mutterland die Situation vor Ort in Augenschein nehmen ließ, wie das auch mit dem späteren argentinischen Staatspräsidenten Domingo Faustino Sarmiento 1847 der Fall war⁷⁴ oder wie auch auf deutscher Seite an dem Geschehen in Algerien reger Anteil genommen wurde.⁷⁵ Auch Bugeaud stand in einem mentalen Beziehungsgeflecht; er wollte zum Beispiel die Kolonisierung Algeriens nach dem Vorbild der römischen Legionen oder der Saporoger Kosaken⁷⁶ betreiben (Maspero, S. 148).

Paris und die einstigen Besucher in Algerien hatten, als Youssouf zum ersten Mal dort war, nur noch Augen für ihn, wie Maspero urteilt. Er heimste einen Erfolg nach dem anderen ein. Er habe dort sanfte Razzien in den Boudoirs vollführen können, mehr als er arabische Gehöfte habe in Schutt und Asche legen können. Alexandre Dumas habe zu seiner Legende beigetragen, indem er die Geschichte mit der Tochter des Dey im Serail ausgeschlachtet habe. Gemälde von ihm wurden angefertigt. Man habe ihn an allen wichtigen Orten des Pariser Gesellschaftslebens wie auch am Königshof gesehen. Zeitungen berichteten, wie er von den Majestäten umschmeichelt wurde:

„Er trug einen afrikanischen Anzug mit einer bemerkenswerten Anmut; weite, flatternde Pluderhosen, ein Justaucorps⁷⁷, das mit Seide und Goldfäden bestickt war, einen Turban aus Kaschmirwolle, einen Dolch im Gürtel, das Kreuz der Ehrenlegion an der Brust“ (S. 122).

Maspero fasst zusammen, dass dank Youssoufs Algerien schließlich die Herzen der Franzosen gewann, als ob er der einzige, wahre Triumphator der Eroberung Constantines gewesen wäre, wo sich doch Saint-Arnaud, im Blute der getöteten Verteidiger watend, als Sieger sah, weil Youssouf bei der endgültigen Schlacht gar nicht dabei war (S. 122 f.) !

Saint-Arnaud fielen zu den „*enfumades*“ noch „*schreckliche Poesie und Bilder*“ (S. 248) ein. Es muss deshalb nicht weiter erstaunen, dass gar nicht ins Bewusstsein der maßgeblichen Zeitgenossen drang, dass in Algerien ein Genozid stattfand, der die dortige Bevölkerung von drei Millionen fast um ein Drittel reduzierte.⁷⁸ Denn in die Eroberung Algeriens schlitterten die Franzosen fast unbemerkt hinein, bis sie meinten, jetzt seien sie lange genug dort gewesen, so dass es vor allem gegenüber dem welterobernden England wie nationale Schwäche aussähe, würden sie einen Rückzieher machen. Erst da traten die Ideologen, angefangen mit ALEXIS DE TOCQUEVILLE, auf den Plan, damit Frankreich im imperialistischen Konzert zu „*la plus grande France*“, zu Großfrankreich, würde.

74 Vgl. www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf , S. 24 f., 75 ff.

75 Ernstpeter Ruhe, *La conquête de l'Algérie et les militaires allemands*: http://www.romanistik.uni-wuerzburg.de/fileadmin/99050602/user_upload/Mitarbeiter/Ruhe/Ruhe_Aufsatz/Militaires1.PDF (22.01.2014).

76 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Saporoger_Kosaken (22.01.2014).

77 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Justaucorps> (22.01.2014).

78 Ben Kiernan, *Die französische Eroberung Algeriens 1830-1875* in: *Erde und Blut. Völkermord und Vernichtung von der Antike bis heute*, DVA, München 2009, S. 476-489.

Maspero sagt am Schluss, dass er durch seine Kindheit in der Provence im *Massif des Maures*, von wo als einer Enklave einst muslimische Piraten Jagd auf Christen als künftige Sklaven in ihrem Herrschaftsbereich von Spanien als westlichstem Punkt bis weit in den Osten machten, auf die Idee kam, die Lektüre der Briefe Saint-Arnolds aus der Bibliothek seines Großvaters in eine Nacherzählung von dessen Leben und Zeitumständen zu verwandeln. Denn die Landschaften der Provence fänden ihre Entsprechung auf der anderen Seite des Mittelmeeres, wo die Franzosen bis zum Ende des Algerienkrieges 1962 für über 130 Jahre Fuß gefasst hatten. Es scheint ihm nach der letzten Lektüre der Briefe, als sehe er beim Wandern in der Landschaft seiner Kindheit, wie sich in vor ihm auftauchenden Fußspuren die anonym gebliebenen Opfer von der anderen Seite des Mittelmeeres in die Gesichter derer verwandeln, die er damals dort kannte. Von da gelangt er zu seinem letzten Satz, als er in Saint-Arnaud das Urbild einer überzeitlichen Soldatenschaft erkennt (S. 442).

3.4 MIT ÄSTHETISCHEN SCHEUKLAPPEN: DIE KOLONIALISTISCHE VERNICHTUNG DER ANDEREN ALS FREMDE FEINDE

Saint-Arnaud war gierig auf militärisches Vorwärtkommen und höhere Offiziersweihen, die ihm als Enddreißiger noch nicht zuteil geworden waren und die auf dem Kontinent zu dieser Zeit mangels Gelegenheit so leicht nicht zu erwerben waren. Deshalb war er in Algerien so darauf erpicht, dass es nach einem zögerlichen Anfang zum Krieg und zu Schlachten kam, in denen er sich Anerkennung und Rangabzeichen erwerben konnte. Seine Briefe geben Auskunft darüber, dass er, „*angetrieben von seinem abenteuerdurstigen Geist*“ (S. 114), immer wusste, was er tat und was er getan hatte. Maspero gibt detailreich wieder, wie Saint-Arnaud auf dreißig indirekt an die Pariser Öffentlichkeit gerichteten Seiten seine „*Bluttaufe*“ bei der Eroberung von Constantine erlebte (S. 117). So schreibt er, dass es nach der blutigen Schlacht unmöglich gewesen wäre, die Soldaten vom Beutemachen zurückzuhalten, zumal die begüterten Bewohner der Stadt fluchtartig beim bevorstehenden Angriff ihre Häuser verlassen hatten, so dass sie leer standen (S. 115).

„*Ich werde mich nicht weiter auf diese Szenen des Plündern und der Unordnung einlassen; sie dauerten drei Tage. Werfen wir einen dicken Schleier darüber und trüben wir nicht das Bild unseres Ruhms und unserer Erinnerungen*“ (S. 115).

In einem schluchtartigen Abgrund vor der Kasbah sieht er am Fuße des Felsens die Kadaver Hunderter von Frauen mit ihren Kindern liegen, die von den Seilen, mit denen sie sich hinablassen wollten, nicht gehalten wurden. Der Anblick der Stadt hat für ihn etwas Düsteres. Traurig und trübsinnig hätten die Einwohner über sich ergehen lassen müssen, was sie nicht hätten verhindern können. Ihre zuweilen drohenden Blicke hätten Zeugnis davon gegeben, wie wenig sie den Eroberern wohlgesonnen gewesen seien. Er fragt sich, wie denn diese Leute überhaupt je würden die Plünderung ihrer für Jahre in Ruinen verwandelten Häuser vergessen können. Seinen langen Bericht schließt er mit einer Nachricht an seine französischen Leser:

„*Diejenigen, die es sich auf ihren gepolsterten Sitzgelegenheiten gutgehen lassen, die Füße warm und den Bauch gefüllt, werden je nach Laune oder*

Leidenschaft darüber befinden, ob diese Eroberung zu halten oder aufzugeben sein wird. Sie haben kaum eine Ahnung, was sie uns gekostet hat“ (S. 116).⁷⁹

Maspero kommentiert diese Passagen nicht. Er muss als Autor davon ausgegangen sein, dass es heute genügen würde, Saint-Arnaud einfach selbst das Wort zu lassen, damit klar werde, dass in Algerien etwas geschah, wofür es eigentlich damals schon keine Rechtfertigung mehr gab. Saint-Arnaud scheint sich, begabt und auch feinfühlig, wie er war und wie ihn Maspero auch zur Geltung kommen lässt, mit seinesgleichen in etwas gefügt zu haben, das er für unausweichlich hielt, weil die Regierenden ohne genaue Zielvorgaben Handlungsmöglichkeiten in diese Richtung geöffnet hatten, ohne sich zu fragen, was sie wie selbstverständlich von denen erwarteten, die sich auf das Angebot einließen. Und Saint-Arnaud tat wie selbstverständlich, was er eigentlich nicht hätte tun dürfen. Er tat es, weil es dem von ihm akzeptierten Erwartungsrahmen entsprach und weil sich für seine Lebensgestaltung Möglichkeiten ergaben, für die er, wenn alles gut ginge, schließlich gesellschaftlich ehrenhafte Anerkennung finden würde. Das stand zu Anfang keineswegs fest, zumal Algerien sehr weit weg von dem war, was in Paris als aner kennenswert gelten konnte, weil es dort erst einmal überhaupt wahrgenommen werden musste. So brauchten die zunächst abschätzig als „Afrikaner“ oder „Beduinen“ titulierten Franzosen einschließlich Saint-Arnauds noch Jahre, ehe sie sich in der Metropole insgesamt auch in der Gestalt von Saint-Arnaud zur Geltung bringen konnten. Für sie hieß das zunächst auszuharren an der Spitze übel beleumundeter Fremdenlegionäre und Einheiten afrikanischer Söldner zu befehligen. Das orientalistische Youssouf-Präludium in den Pariser Salons war nicht mehr als ein Türöffner für die 1840 in Gang gesetzte Kolonisation, die jetzt die endgültige Zielsetzung für die zehn Jahre zurückliegende Eroberung von Algier sein sollte. Es brauchte aber noch Zeit bis ins Revolutionsjahr 1848, als in Paris nach Ansicht der Regierenden und der verängstigten Bürger einschließlich TOCQUEVILLES nichts mehr ohne die „Afrikaner“ gegen die Pariser Aufständischen auszurichten war. Das Blatt hatte sich gewendet: Die Armee d'Afrique galt jetzt nicht mehr nur als Garant der Kolonisationsvorhaben jenseits des Mittelmeeres, sondern auch der nationalen Sicherheit gegenüber den „Beduinen der Metropole“, wie jetzt die französischen Aufständischen genannt wurden.

Saint-Arnaud verstand es unabhängig davon immer ausgezeichnet, sich ein Ambiente zu schaffen und sich in ihm zu bewegen, so dass er sich gesellschaftlich eingebettet fühlen konnte. Zu „seinem“ Algerien gehörte ein Stück Pariser Atmosphäre mit genügend geselligem Umgang, der ihn über seine reichliche Briefstellerei hinaus mit dem Mutterland in Austausch stehen ließ. Die Razzien mit der Vernichtung der von ihm immer wieder als schön beschriebenen algerischen Kulturlandschaften mit ihren Bewohnern stellen dabei gewissermaßen den „bösen“ Kitzel dar, dessen er sich ganz bewusst ist, wie der Brief über die Kabylei vom Juni 1851 zeigt.⁸⁰ Im Übrigen hat er ein ruhiges Gewissen und den

79 Vgl. dazu auch Anm. 64. Das hier von Saint-Arnaud Thematisierte ist ein unerschöpfliches Stereotyp der Auseinandersetzung zwischen Krieger und Zivilist. Theodor Körner, der deutsche Befreiungskämpfer gegen Napoleon, bedichtete es in seinem Gedicht „Männer und Buben“, als er das Volk aufstehen und den Sturm losbrechen lässt: http://www.deutschestextarchiv.de/book/view/koerner_leyer_1814/?hl=Ma%CD%A4nner&p=90

80 Vgl. S. 42 dieser Arbeit. Ähnlich verhält sich Tocqueville gegenüber dem Schicksal der von ihm geschilderten amerikanischen Indianer, deren Untergang er der „Vorsehung“ anheimgestellt sieht und den er so entsprechend elegisch als unvermeidlich darstellen und gar bedauern kann! Im Unterschied zu Tolstoi also keine Natureinbettung, sondern gewissermaßen Schicksal, geschickt von den eingewanderten Europäern und ihrer überlegenen Zivilisation.

Eindruck, ein guter Mensch zu sein, wie er es sich selbst seinem Bruder gegenüber bescheidigt (S. 248).

Was ist angesichts Saint-Arnolds zum Beispiel von jenem Psalm 137 zu halten, der mit seinen ersten Sätzen immer wieder – auch bis in die Gegenwart der Pop-Musik – Bezugspunkt für alle möglichen Anleihen ist und auch in T. S. Eliots „*The Waste Land*“ (1922) am Anfang von Teil III „*The Fire Sermon*“ wiederholt? Am Schluss fordern die, die an den Strömen Babels sitzen und wohl lautend klagen und weinen, dazu auf, die Kinder von Babel zu packen und an den Felsen zu zerschmettern:

„1 An den Strömen von Babel, da saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten. 2 Wir hängten unsere Harfen an die Weiden in jenem Land. 3 Dort verlangten von uns die Zwingherren Lieder, unsere Peiniger forderten Jubel: 'Singt uns Lieder vom Zion!' 4 Wie könnten wir singen die Lieder des Herrn, fern, auf fremder Erde? 5 Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem, dann soll mir die rechte Hand verdorren. 6 Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich an dich nicht mehr denke, wenn ich Jerusalem nicht zu meiner höchsten Freude erhebe. 7 Herr, vergiss den Söhnen Edoms nicht den Tag von Jerusalem; sie sagten: 'Reißt nieder, bis auf den Grund reißt es nieder!' 8 Tochter Babel, du Zerstörerin! Wohl dem, der dir heimzahlt, was du uns getan hast! 9 Wohl dem, der deine Kinder packt und sie am Felsen zerschmettert!“

Solche Rachegeleüste sind nichts Außergewöhnliches. Was nämlich im Alten Testament im Deuteronomium – aber auch in anderen orientalischen Regionen – den „Bann vollstrecken“ heißt, wird mit dem denkbar größten ästhetischen Schutz vollzogen, der möglich ist, wenn man es auf Gebiete abgesehen hat, die von anderen bewohnt werden, die dort nichts mehr verloren und zu suchen haben sollen, weil man dort selbst leben möchte: Es ist Gott, in dessen Namen und nach dessen Gebot die Akteure handeln, damit ihnen nicht im Geringsten das Gewissen zu pochen braucht. Damit sich niemand die Hände und die Seele beflecke, wird alles erbeutete Gut als vom Bann getroffen Gott übereignet, wer immer es für ihn auf Erden zu verwalten bestellt ist. Immer geht es um die gezielte Abschichtung von Säuglingen, Kindern, Frauen und Männern und die Vernichtung ihrer Tierbestände, damit nichts an sie erinnere.⁸¹

Die Armee d'Afrique brauchte zu ihrer Rechtfertigung keine einleitende Bibellesung, um zu tun, was eine Razzia von ihr verlangte, so wenig wie die von Tolstoi beschriebenen Soldaten, die unter dem Befehl des Zaren die Kaukasusvölker bekriegten. Die „colonnes infernales“ Bugeauds (Maspero, S. 236, 274) und seiner Befehlsempfänger hatten die konterrevolutionäre Vendée und den Guerillakrieg in Spanien unter Napoleon als kontinentales Vermächtnis in Erinnerung, um zu wissen, wie mit dem Feind umzugehen ist. Michel Ragon (*1924)⁸² veröffentlichte 1984 den Roman „*Les mouchoirs rouges de Cholet*“, in dem eindrucksvoll geschildert wird, was der Beschluss des revolutionären Nationalkonvents von 1894 gegen die aufständische ländliche Bevölkerung im Westen, nämlich mit in Marsch

81 Gerd Lüdemann, *Das Unheilige in der Heiligen Schrift. Die andere Seite der Bibel*, Radius, Stuttgart 1996, S. 44, 57.

82 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Michel_Ragon .

gesetzten „colonnes infernales“⁸³ die Vendée vollständig zu zerstören und die Bevölkerung auszurotten, für Folgen hatte. Im ersten Kapitel heißt es gleich auf der zweiten Seite:

„An der Hackbank einer Fleischerei waren Männer mit Schlachterhaken am Kinn aufgehängt. An dem großen Kreuz eines Kalvarienbergs hing noch ein Priester in schwarzem Gewand. Sein von Kugeln zerschmetterter Schädel baumelte über einer zerbrochenen Laterne, die auf seiner Brust befestigt war und die den Schützen wohl geleuchtet hatte. Gerippe von Pferden und Ochsen verwesten in den Ruinen. [...] Auf dem ehemaligen Marktplatz lagen alle Dorfbewohner, starr, wie für eine Zählung. [...] fünfhundertvierundsechzig Leichname, davon einhundredsiebenundvierzig Kinder. Die Kleinsten, die Knirpse, waren auf Bajonette, die man in die Erde gerammt hatte, aufgespießt. Die Frauen lagen mit hochgeschürzten Röcken da, sie zeigten ihr Geschlecht, das von den eingeführten Patronen aufgerissen war. Der Bürgermeister war an seiner blau-weiß-roten Schärpe zu erkennen. Obwohl Republikaner, hatten ihm die Blauen Ohren und Nase abgeschnitten. Vielen der mit Lammfelljacken bekleideten Dorfbewohner hatten sie den Schädel gespalten und die Finger abgehackt. Schwaden von Fliegen schwirten umher, berauschten sich an dem geronnenen Blut.“⁸⁴



Was sich im von Napoleon besetzten Spanien zwischen 1807 und 1814 in der Auseinandersetzung mit den spanischen Guerrilla-Verbänden abspielte – Bugeaud hatte dort einen seiner ersten Einsätze –, lässt sich am anschaulichsten im Grafikzyklus von Francisco de Goya „Los desastres de la guerra“ (1810-1814) nachvollziehen.⁸⁵

83 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/H%C3%B6llenkolonnen> (28.01.2014).

84 Vgl. dazu den „Spiegel“-Artikel „Die Rache der Höllenkolonnen“ von Dieter Wild zum 200. Jahrestag der Revolte der Vendée vom 10. Mai 1993: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13681422.html> (22.01.2014). – Dazu insgesamt: Arno J. Mayer, *The Furies. Violence and Terror in the French and Russian Revolutions*, Princeton University Press 2000. Französische Ausgabe „Les Furies“ von 2002 (Fayard), Kapitel IX: *La guerre paysanne en France: La Vendée*, S. 300-312.

85 Siehe dazu die literarische Übersetzung bei Wolfgang Sofsky, *Todesarten. Über Bilder der Gewalt*, Matthes & Seitz, Berlin 2011, S. 233-242: *Die Greuel des Krieges*.

Gezielt hat man es beim Feind immer auf dessen Regenerations- und Reproduktionsfähigkeit abgesehen. Nicht nur, dass die Säuglinge zerschmettert werden, sondern bei Frauen und Männern geht es immer auch um die Verstümmelung ihrer Geschlechtsorgane als dem Ursprungort neuen Lebens. Ein ähnlich archaisches Verhalten provozierten auch die Frauen, die sich zum Beispiel mit dem deutschen Feind im Zweiten Weltkrieg auf ein Verhältnis eingelassen hatten und die nach der deutschen Niederlage der Rache der Nachbarn ausgeliefert waren. Indem man ihnen öffentlich die Haare schor und sie der Menge vorführte, sollten sie um ihre weibliche Attraktivität für die „eigenen“ Männer gebracht werden, damit sie von keinem Mann mehr berührt würden und aus ihrem Schoß vom Feind „verunreinigtes“ neues Leben kroch.⁸⁶ Angelehnt an HANNAH ARENDT wäre zu sagen, dass es um die Beseitigung der Gebürtlichkeit und die Stillstellung des feindlichen Lebens zu gehen hat. Dafür soll es keine Zukunft geben. Das scheint eine der menschlichen Geschichte vorausgegangene stammesgeschichtliche Mitgift aus dem Australopithekus-Erbe zu sein.⁸⁷



Robert Capa: Straßenszene mit geschorener Frau am 18. August 1944 in Chartres

Was HANNAH ARENDT unter „Gebürtlichkeit“ versteht, beschreibt den Horizont, vor dem sich das abspielt, wenn Menschenkohorten nur mehr das Eigene wahrnehmen, beschützen und weitertragen wollen, ob im rassistisch geprägten Kolonialismus den „Fremdvölkischen“⁸⁸

86 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Horizontale_Kollaboration (22.01.2014).

87 Dieser Verweis soll nicht ablenken, sondern verdeutlichen. Nach Noam Chomsky hat es, seit der Mensch Ostafrika vor 50000 Jahren verlassen hat, auch keine Entwicklung mehr in den Sprachsystemen der Menschheit gegeben! Es ist bezüglich der Sprache ebenfalls die Genetik, die die Menschen festlegt.

88 In Parallele gesetzt zu den hier erwähnten mörderischen bis genozidalen Verhaltensweisen wären auch die vom „Generalplan Ost“ flankierten Himmler-Reden einmal zu lesen, ohne dass man gleich in bisher gewohnte Schreckenssprachlosigkeit verfällt. Ein bemerkenswertes Beispiel gibt auch Domingo Faustino Sarmiento, später,

oder in bürgerkriegsähnlichen Krisenzeiten verleumdeten eigenen Minderheiten gegenüber. Was dann wie ein Neuanfang im Eigenen aussieht, ist nichts anderes als die stillstellende Wiedererrichtung des Früheren und hat mit dem, was Arendt „*das unendlich Unwahrscheinliche*“ nennt, nichts gemein; es sei denn, es würde sich zufällig durchsetzen:

„Der Neuanfang steht stets im Widerspruch zu statistisch erfaßbaren Wahrscheinlichkeiten, er ist immer das unendlich Unwahrscheinliche; er mutet uns daher, wo wir ihm in lebendiger Erfahrung begegnen – das heißt, in der Erfahrung des Lebens, die vorgeprägt ist von den Prozessabläufen, die ein Neuanfang unterbricht –, immer wie ein Wunder an. Die Tatsache, dass der Mensch zum Handeln im Sinne des Neuanfangens begabt ist, kann daher nur heißen, dass er sich aller Absehbarkeit und Berechenbarkeit entzieht, daß in diesem einen Fall das Unwahrscheinliche selbst noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, und dass das, was ‚rational‘, d. h. im Sinne des Berechenbaren, schlechterdings nicht zu erwarten steht, doch erhofft werden darf. Und diese Begabung für das schlechthin Unvorhersehbare wiederum beruht ausschließlich auf der Einzigartigkeit, durch die jeder von jedem, der war, ist oder sein wird, geschieden ist, wobei aber diese Einzigartigkeit nicht so sehr ein Tatbestand bestimmter Qualitäten ist oder der einzigartigen Zusammensetzung bereits bekannter Qualitäten in einem ‚Individuum‘ entspricht, sondern vielmehr auf dem alles menschliche Zusammensein begründenden Faktum der Natalität beruht, der Gebürtlichkeit, kraft derer jeder Mensch einmal als ein einzigartig Neues in der Welt erschienen ist. Wegen dieser Einzigartigkeit, die mit der Tatsache der Geburt gegeben ist, ist es, als würde in jedem Menschen noch einmal der Schöpfungsakt Gottes wiederholt und bestätigt; will man den Jemand, der einzigartig in jedem neuen Menschen in die Welt kommt, bestimmen, so kann man nur sagen, dass es in Bezug auf ihn vor seiner Geburt ‚Niemand‘ gab. Handeln als Neuanfangen entspricht der Geburt des Jemand, es realisiert in jedem Einzelnen die Tatsache des GeboreNSEINS; Sprechen wiederum entspricht der in dieser Geburt vorgegebenen absoluten Verschiedenheit, es realisiert die spezifisch menschliche Pluralität, die darin besteht, dass Wesen von einzigartiger Verschiedenheit sich von Anfang bis Ende immer in einer Umgebung von ihresgleichen befinden.“⁸⁹

Zuletzt eröffnet Arendt ein zwiespältiges Terrain, weil nämlich „*die spezifisch menschliche Pluralität*“ „*in einer Umgebung von ihresgleichen*“ (menschlichen Wesen) im Verlauf bisheriger Geschichte in der Regel auf die Anpassung an die „*Umgebung von ihresgleichen*“ hinausläuft. Diese Umgebung vermittelt nämlich, worauf menschliche Wesen immer auch

als die Vernichtungsfeldzüge gegen die Indianer geplant wurden, argentinischer Staatspräsident, als er 1844 über Indianer sagte: „*Unfähig zum Fortschritt, ist ihre Vernichtung von der Vorsehung bestimmt und nützlich, sublim und großartig. Sie müssen ausgerottet werden bis auf den kleinen Nachkommen, der schon über den instinktiven Hass auf den zivilisierten Menschen verfügt*“ (vgl. dazu www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 23).

89 Hannah Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, Piper, München 1967, S. 167. – Eigentlich müssten an dieser Gebürtlichkeit und ihrer Offenheit alle auf institutionalisierte Pädagogik zählenden Gesellschaftskräfte, wie sie Ernest Gellner und Robert Dreeben schildern (vgl. S. 7, Anm. 5), scheitern! Denn hier setzt Arendt ihre Hoffnung auf die anarchisch eingestellten, weil einzigartigen Individuen, die sich auf eine Umgebung von ihresgleichen einstellen.

sinnlich-ästhetisch angewiesen sind, was der „*einzigartigen Verschiedenheit*“ nicht immer gut bekommen muss. DIANA LENTON bringt das auf den Punkt, wenn sie darüber spricht, warum es für das, was mit den argentinischen Indianern seit dem 19. Jahrhundert geschehen ist, so wenig Aufmerksamkeit gibt, obwohl viele argentinische Zeitgenossen meinen, dass während der letzten Militärdiktatur an argentinischen Bürgern europäischer Herkunft ein Genozid begangen wurde:

„[...] *die meisten Intellektuellen, die in diesen Situationen Theorie konstruieren und sozialen Konsens stiften, fühlen sich einem sozialen Bezugssystem zugehörig. Das geht so weit, dass wir den Schmerz anderer nicht verstehen und nicht als eigenen empfinden können. Da gibt es keine Interkulturalität und keinen Dialog.*“⁹⁰

François Maspero, dessen Eltern und dessen älterer Bruder der französischen *Résistance* angehörten, was den Vater im KZ Buchenwald das Leben kostete, der Mutter eine Internierung im KZ Ravensbrück einbrachte und den Bruder den Tod im Widerstandskampf finden ließ, spannt den Bogen über Deutschland und Frankreich hinaus bis nach Nordafrika und sieht in Saint-Arnaud (1798-1854), diesem klassisch gebildeten, schöngestigen, mit Ehren überhäuftem Mann, einen *perfekten SS-Offizier*, wenn er *in unserer Epoche* gelebt hätte. Damit sagt Maspero so viel über Saint-Arnaud aus wie über die Gesellschaft, die ihn ehrte und eine Tradition schuf, indem sie seinem veröffentlichten Briefwechsel zu einem anhaltenden Erfolg verhalf. Dabei sollte klar sein, dass es Maspero an keiner Stelle um irgendein Aufrechnen im Vergleich womit auch immer geht, sondern darum, zu zeigen, wozu bestimmte Menschen zu bestimmten Zeiten unter bestimmten Umständen an bestimmten Orten in bestimmter Gesellschaft bereit sind; aber auch darum, dass es trotz all dieser Bestimmtheiten immer Alternativen gegeben hätte, die selbst noch in manchen Briefen Saint-Arnauds aufscheinen. Denn „*das unendlich Unwahrscheinliche*“ (ARENDE) ist eben nicht herbeizuzitieren, weil seine Latenz in ihrer örtlichen und zeitlichen Ungebundenheit nicht zu ergründen ist.

90 Vgl. hierzu das Interview mit Diana Lenton in www.himmlers-heinrich.de/bevoelkerungsfantasien.pdf , S. 87-91.

4 IN DEN 1840/50ER JAHREN IM „WILDEN WESTEN“

4.1 GRENZLAND UND „FRONTIER“⁹¹



*„American Progress“ oder „Der Fortschritt Amerikas“,
Gemälde des deutschstämmigen US-Lithografen und Malers John Gast von 1872*

Der allegorische Bildinhalt zeigt eine engelgestaltige weibliche Figur, die Columbia als die personifizierte Vereinigten Staaten darstellen soll. Das Gemälde wird auch vielfach unter dem Titel *„Manifest Destiny“* (= offensichtliche Bestimmung) vorgestellt. Der Mississippi am rechten oberen Bildhintergrund ist überschritten und bereits ein Ort der Schifffahrt geworden. Columbia zieht einen Telegraphendraht und hält ein Schulbuch unter dem Arm. Sie begleitet die amerikanischen Siedler mit dem Licht der „Zivilisation“, das hier vom aufgeklärten Osten in den noch von „Barbarei“ verdunkelten Westen getragen wird. Indianer und wilde Tiere werden weiter in die Dunkelheit getrieben, zu der sie gehören.⁹²

91 Hier wird nicht mehr ausführlich über den vor allem vom amerikanischen *„Go West!“* inspirierten deutschen Grenzkolonialismus gesprochen. Er ist auf dieser Domain als ein verspäteter kontinentaler Ableger des kolonialistischen europäischen Imperialismus zwischen 1939 und 1945 bereits genügend dargestellt.

92 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Manifest_Destiny. Später wird es nicht mehr um das von Osten her einfallende Licht gehen, sondern um die im Westen untergehende Sonne, der entgegenreitend die Freiheit, die in der zurückgelassenen Zivilisation verloren gegangen zu sein scheint, als paradiesisches Versprechen gesucht wird. Dazu auch: <http://www.univie.ac.at/sowi-online/esowi/cp/einfpropaedksa/einfpropaedksa-83.html> (Einführung und Propädeutikum Kultur- und Sozialanthropologie, Uni Wien, 14.10.2013, aufgerufen am 30.01.2014).

In den auf dem Gemälde vergegenwärtigten Vorstellungen von *Grenzland* und „*frontier*“ lebt in einem jeweils genauer umrissenen Raum fort, was Schiller im „*Reiterlied*“ ganz allgemein als *Kampf im Felde der Freiheit* besungen hat. Jetzt geht es um den sich vorschiebenden Zivilisationsrand, an den die ordnende Hand des Staates mit ihren Gesetzgebungen noch nicht ganz heranreicht. Auf Pioniergeist soll es ankommen, den auch Heinrich Himmler noch zum antizivilisatorischen Training für die Härte seiner SS-Männer für angesagt hielt, wenn er über die „germanische“ Besiedlung Osteuropas bis zum Ural und von dort hinein in die asiatischen Grenzräume schwärmte.⁹³ So hätte auch Bugeaud in Algerien anstatt der Armee d'Afrique am liebsten Wehrbauern mit siedlerischem Pioniergeist gesehen, die nach seiner Devise „*ense et aratro*“ (= *mit Schwert und Pflug*) die Grenze immer weiter vorgeschoben hätten.⁹⁴ Deshalb wurden die *Saporoger Kosaken* zu einem seiner Bezugspunkte. Aber auch der „*Far West*“ und „*Kalifornien*“ wurden nach TOCQUEVILLES Darlegungen über Amerika und die europäische Ausdehnung in dessen fruchtbare „Wüsten“ (!) als Stimulus zum Anwerben von europäischen Siedlern für Algerien beschworen. Die zogen jedoch die transatlantische Konkurrenz der beiden Amerika vor, wo sich die Millionenströme der europäischen Auswanderung vor allem in die USA ergossen.

Im „Wilden Westen“ war es nach den immer wieder notwendig werdenden Vorstößen der Armee gegen die Indianer für eine befristete Zeit der bewaffnete Farmer mit seinen Cowboys, der in eigenmächtigem Pioniergeist für das von ihm gesetzte Recht und die Ordnung sorgte, während die Trapper in noch gänzlich unerschlossene Gebiete vordrangen, aber das Land schon auf seine Ressourcen hin ausbeuteten. Sie bewegten sich im Unterschied zu den sesshaft gewordenen Farmern, die ihr Land abgrenzten und als erster Instanz dem Sheriff als Gesetzeshüter und Vorboten des Staates Rechenschaft hätten schuldig sein müssen, wenn sie sich mit ihrer Willkür nicht noch geraume Zeit über sein Amt hinwegsetzen konnten. In den Vereinigten Staaten hat sich mit dem Ruf des wehrbereiten Farmers der Name des zwischen 519 und 430 v. Chr. lebenden römischen Adligen und Politikers Lucius Quinctius Cincinnatus verknüpft, in dem George Washington ein Vorbild sah.⁹⁵

Für die Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich auf jeden Fall feststellen, dass sich vom

93 Hans Rothfels als renommierter Historiker der Nachkriegszeit greift seine in den 1930er Jahren vorformulierten vermeintlichen Charakterzüge des ostdeutschen Menschenschlages, die er „*in einem persönlichen Unabhängigkeits-sinn, einem ‚rugged individualism‘, wie ihn die amerikanische Tradition von der ‚frontier‘ herleitet*“, begründet sieht, nach seiner Emigration in die USA wieder auf. Denn: „*Es waren, besonders in den früheren Jahrhunderten, ‚Pioniere‘, die nach Osten gingen*“ (Hans Rothfels, *Ostdeutschland und die abendländische Tradition*, in: Hermann Aubin [Hg.], *Der deutsche Osten und das Abendland*, Kommissionsverlag „Volk und Heimat“, München 1953, S. 204, 206). – Himmler hatte sich ein Vorbild an den „*milites agrarii*“ genommen, von denen Widukind von Corvey berichtet, als er den Burgenbau Heinrichs I. beschreibt. In der „*Merseburger Schar*“ fanden sie ihren folgenreichen besonderen Ausdruck. (Vgl. dazu http://de.wikipedia.org/wiki/SS-Sondereinheit_Dirlewanger.) Es genügt also nicht, wenn in der angloamerikanischen Literatur das Wort „Wehrbauer“ ausschließlich mit den Siedlungsplänen des Nationalsozialismus in Verbindung gebracht wird. Vielmehr haben sich in der Regel die Bevölkerungen von Grenzräumen immer auf eine besondere Wehrbereitschaft zu stützen, was sich gegenwärtig vor allem an den Migrationsbewegungen auch an den Grenzen der *Europäischen Gemeinschaft* vor allem im Süden an der Mittelmeerküste entlang und im Osten zeigt (siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Europ%C3%A4ische_Agentur_f%C3%BCr_die_operative_Zusammenarbeit_an_den_Au%C3%9Fengrenzen).

94 Vgl. Jan C. Jansen, *Erobern und Erinnern: Symbolpolitik, öffentlicher Raum und französischer Kolonialismus in Algerien, 1830 – 1950*, Oldenbourg, München 2013, S. 68-73.

95 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Lucius_Quinctius_Cincinnatus . Dazu auch http://en.wikipedia.org/wiki/Fort_Washington,_Cincinnati,_Ohio .

Kaukasus über die Ostgrenze des Habsburger Reichs⁹⁶, von Algerien bis nach Nord- und Südamerika und ansatzweise in Südafrika eine Vielfalt von Grenzräumen erstreckte, an deren Rändern die kämpferischen Vorposten der *Europäischen Expansion* ihre Pflöcke einschlugen, um sie jederzeit herauszunehmen und in neu eroberte Landstriche raumgreifend zu versetzen.⁹⁷

4.2 JAMES CARLOS BLAKE „IN THE ROGUE BLOOD“ (1997), DEUTSCH „DAS BÖSE IM BLUT“ (2013)

4.2.1 DIE AUSEINANDERSETZUNG IM AMERIKANISCH-MEXIKANISCHEN GRENZKONFLIKT IN DEN 1840ER JAHREN ALS EINE POSTKOLONIALE HEIMSUCHUNG IN DER GEGENWART

Das „*Manifest Destiny*“ reicht in den Roman „*Das Böse im Blut*“ von James Carlos Blake hinein, als sich John Little, Hauptfigur neben seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Edward, in New Orleans aufhält und sich dort als Achtzehnjähriger für fünf Jahre Dienst in der US-Armee verpflichtet, nachdem er wegen einer Rauferei mit Soldaten in ein Militärgefängnis gesteckt worden ist und weiteren Schwierigkeiten aus dem Weg gehen will (S. 139-141). In der anstehenden Auseinandersetzung mit Mexiko soll es nach dem US-Präsidenten James Knox Polk darum gehen, Amerikas Westgrenze bis zum Rand des Kontinents auszudehnen und alles an Texas grenzende mexikanische Land zu erobern:

„In einem Leitartikel einer New Yorker Zeitschrift war erst vor Kurzem behauptet worden, es sei Amerikas ‚eindeutiges Schicksal‘, seine göttlich sanktionierte Mission, die amerikanische Staatshoheit von einem schimmernden Meer zum anderen zu errichten.“⁹⁸

Am Ende des knapp zweijährigen Amerikanisch-Mexikanischen Krieges⁹⁹ zwischen 1846 und 1848, der den Hintergrund für den größten Teil des Romans abgibt, sind die künftigen Bundesstaaten Nevada, Arizona, Utah, Kalifornien, New Mexiko und das vergrößerte Texas Teil der Vereinigten Staaten geworden. Edward Little, der um ein Jahr jüngere Bruder Johns, ist im letzten Kriegsjahr Mitglied einer für die US-Armee kämpfenden, hauptsächlich aus mexikanischen Banditen bestehenden *Spy Company*¹⁰⁰ geworden und beerdigt am Ende des Krieges, das auch das Ende des Romans ist, seinen zum Deserteur gewordenen und auf der unterlegenen mexikanischen Seite kämpfenden Bruder John:

„Lange, niedrige Wolkenbänke brannten rötlich im Westen. Und jetzt sprach er,

96 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Milit%C3%A4rgrenze>. – Vgl. dazu auch den zweiten Teil des Romans „*Radetzky*“ (1932) von Joseph Roth, der am östlichen Rand der Donaumonarchie spielt.

97 Siehe Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, Sonderausgabe, C. H. Beck, München 2011, S. 465-564: „*Frontiers: Unterwerfung des Raumes und Angriff auf nomadisches Leben*“, bezüglich Russlands als an Europa orientierter Kolonialmacht besonders S 529.

98 James Carlos Blake, *Das Böse im Blut*, Liebeskind, München 2013, S. 138f. Vgl. hierzu: http://de.wikipedia.org/wiki/Manifest_Destiny.

99 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Mexikanisch-Amerikanischer_Krieg. Neuerdings seit 2012: Spencer C. Tucker (Hg.), *The Encyclopedia of the Mexican-American War: A Political, Social, and Military History*, ABC-CLIO, Santa Barbara 2012 (3 Bände).

100 Siehe http://intellit.muskingum.edu/historical_folder/historicalusmexwar.html. Ausführlich in der spanischen Wikipedia: http://es.wikipedia.org/wiki/Mexican_Spy_Company.

ohne sich zu dem Grab hinter ihm umzuwenden, zu seinem Bruder. Sagte ihm, es tue ihm leid. Für alles. Leid für ihre Mutter und ihren Daddy und ihre kleine Schwester. Leid, dass er so ein nichtsnutziger Bruder war. Leid, dass er ihn in New Orleans im Stich gelassen hatte und jetzt in Mexiko. Leid, dass er ihn nicht einmal zu dem Teil von Mexiko hatte bringen können, wo Maggie jetzt lag.

„Es ist das falsche Land, Bruder, aber wenigstens seid ihr beide im selben.“ Er nahm einen weiteren tiefen Schluck. „Teufel, Junge, ich hätte mal schlafen müssen. Aber dann hätten die Wölfe dich gepackt. Die verdammten Kojoten. Du weißt, dass es so ist.“

Er blickte hinüber zu dem fernen Ende der Welt. „Mir tut alles so verdammt leid.“

In der aufkommenden Dunkelheit blickte er hinaus auf die leere Einöde und spürte, dass sich die Welt unter ihm drehte, so wie sie sich gedreht hat, bevor die Zeit gemessen wurde, und wie sie sich drehen würde, lange nachdem die Zeit aufgehört hatte zu existieren, weil kein Mensch ihr Verstreichen verzeichnet. Ein einsamer Wolf heulte im Wald.

„Verdammt, Kumpel, ich hasse es, es so direkt zu sagen, aber du hättest angefangen, ziemlich übel zu riechen, wenn ich noch länger gewartet hätte. Schätze, alle paar Meilen war ein Stück von dir abgefallen. In diesem verdammten Mexiko in Stücken verteilt rumzuliegen – das wäre wesentlich schlimmer, als hier in einem Stück begraben zu sein. Du weißt, dass das stimmt.“

Und dann, als er einen weiteren Schluck nahm, musste er plötzlich lachen, und der Tequila kam durch seine Nase hoch in einem feurigen Erguss, und er verschluckte sich und Tränen stiegen ihm in die Augen.

Keuchend drehte er sich zum Grab und sagte: „Verflucht noch mal, Bruderherz – du wärst von Krähen und Geiern gefressen worden, und das ist weiß Gott schlimm und beschämend genug, aber das ist nicht das Schlimmste, nein, Sir. Das Schlimmste ist, dass sie dich bald wieder ausgeschissen hätten!“

Er warf den Kopf zurück und lachte mit weit aufgerissenem Mund. Trommelte mit seinen Fäusten gegen seinen Oberschenkel und taumelte und schnaubte und schniefte vor Lachen. Die Pferde wandten sich zu ihm um, um zu sehen, was in ihn gefahren war, und die Sorge, die er in ihren überschatteten Gesichtern wahrnahm, ließ ihn noch lauter lachen. Seine Kiefer schmerzten vor Lachen, sein Bauch verkrampfte sich. Seine Augen brannten.

Und dann, plötzlich, stieß er einen durchdringenden Schrei aus – und weinte. Weinte hemmungslos. Geschüttelt von riesigen, heftigen Schluchzern, die ihn bis in die Knochen erschütterten.

Er zog sein heiles Knie an seine Brust, schlang fest die Arme darum und wiegte sich hin und her wie ein Kind und heulte seine Trauer hinaus aus dem Herzen, das ihm noch geblieben war.

Und seine Schreie hallten von den Felswänden hinunter in die leeren Canyons

und hinaus in die Einöde und verklagen in der sich dunkelnden Leere.“

So sieht James Carlos Blake (*1947 in Mexiko, Kindheit in Texas, lebt in Arizona) 1997 das Ende des glorreichen, göttlicher Vorsehung folgenden Krieges. Der so lachende, dann weinende und schließlich schreiende Überlebende, von vielen Narben wie sein Bruder gebrandmarkte Edward Little ist neunzehn Jahre alt, als er den gerade zwanzigjährigen John begräbt. Geraume Zeit zuvor war er zufällig mit einer Banditenbande auf seine Schwester gestoßen, die in einem Tross von Huren zur Begleitung der US-Soldaten unterwegs war, aber schwer erkrankt als Achtzehnjährige im Sterben lag. Er begrub sie in der Wüste, wie jetzt seinen Bruder John.

Bevor der Roman also in der amerikanischen Geschichte verankert ist, geht es J. C. Blake um die Schilderung des Schicksals einer Familie und dessen, was die amerikanische Geschichte für sie bedeutete, nämlich von ihr wie in einem Malstrom verschlungen zu werden.

Blake erzählt in einem zeitlich und geografisch genau begrenzten und zu verfolgenden Raum zwischen Georgia, Florida, Louisiana, Texas und Mexiko den in kurzer Zeit zwischen 1845 und 1848 erfolgenden Zerfall und Untergang der Familie Little. Im ersten Kapitel „*Die Familie*“ wird die plötzliche Auflösung der fünfköpfigen Familie geschildert, die seit 1842 abseits in einem Waldgebiet in Florida lebt. Dorthin musste der Vater Daddyjack mit seiner Frau Lilith und den drei im Abstand von einem Jahr geborenen Kindern John, Edward und Margret/Maggie fliehen, weil er bei einer Tanzveranstaltung seine Frau vor einen zudringlichen Tänzer meinte schützen zu müssen, indem er ihm sein Messer in die Brust stieß und herumdrehte. Er flieht aus Georgia in Richtung Süden und lässt sich als Holzfäller in Florida nieder. Die Ehe von Daddyjack und seiner Frau ist durch Gewalt geprägt. Das besonders, seit Daddyjack erfahren hat, dass seine Frau schon als Mädchen ein lockeres Leben mit vielen Männerbekanntschaften führte und sich bezahlen ließ. Dabei hat er selbst nach einem Verbrechen offenbar seine Identität gewechselt und ist nicht der, als den er sich ausgibt (S. 16 f.). Lilith wünscht sich, dass er stirbt, bevor er den Kindern etwas antut. Die Kinder sind nicht nur Zeugen der Brutalität von Daddyjack, sondern haben auch selbst unter ihm zu leiden, wie er auch seine gewalttätigen Erziehungsprinzipien an sie weitervermittelt. Maggie verschwindet eines Tages mit dem Pferd ihres Vaters und ist nirgends mehr zu finden. Als die Brüder von ihrer Suche heimkehren, ist das Anwesen abgebrannt. Ihre Mutter steht am Waldrand mit zerrissenen Kleidern und zerschlagenem Gesicht. Sie erzählt, dass ihr Mann mit dem Missbrauch seiner Tochter geprahlt habe. Daddyjack taucht mit blutiger Hose auf – er hat sein Geschlecht verstümmelt – und schießt auf seine Frau. John tritt ihm entgegen, und Edward erschießt seinen blindwütigen Vater, indem er ihm eine Kugel ins linke Auge jagt. Als die Brüder ihren Vater begraben haben, ist ihre Mutter mit den beiden Maultieren verschwunden. Die Brüder machen sich zu Fuß auf, um zu sehen, wie ihr Leben weitergehen kann, und ziehen nach Westen in Richtung Texas. Dort hoffen sie zu finden, was ihr Vater ihnen ans Herz gelegt hat: *„Merkt euch das, Jungs. Ohne ein Flecken Erde, den er sein Eigen nennen kann, ist ein Mann bloß 'ne Feder im Wind“* (S. 26).

Die sechs anderen Kapitel tragen die Überschriften „*Die Brüder*“, „*John*“, „*Edward*“,

„John“, „Edward“, „Die Brüder“. Die Überschriften spiegeln eine gemeinsam verbrachte, kurze Zeit vor dem Krieg und eine intensivere Phase im Krieg auf getrennten Wegen. Im letzten „Brüder“-Kapitel befinden sich beide am Ort des Endkampfes in Mexiko-Stadt, kämpfen aber auf gegnerischen Seiten, ohne einander gegenüberzutreten zu müssen. John wird als Deserteur gefangen genommen. Er kämpfte bei den „San Patricios“, einer Gruppe von irischstämmigen, deutschen, polnischen und schottischen US-Amerikanern auf Seiten der Mexikaner.¹⁰¹ Ihm droht die Hinrichtung, nachdem die siegreichen Amerikaner ihm schon ein großes „D“ ins Gesicht gebrannt haben. Edward kann ihn besuchen und ihm Hoffnung aufs Freigelassenwerden machen, denn er fühlt sich für ihn verantwortlich. John wird nämlich als Sprengstoffexperte von mexikanischen Widerstandskämpfern benötigt, die den Kampf gegen die Amerikaner wieder aufnehmen und weiterführen wollen. Aber die geschickt eingefädelte und zunächst gelingende Flucht Johns scheitert, als Amerikaner ihn wegen seines „D“ auf der Backe identifizieren, stellen und hinrichten. Edward findet den geschändeten Leib Johns, tarnt seinen Leichnam, damit er ihn aus der Stadt mitnehmen kann, und reitet in die unwegsame Wüste *„auf Pfaden, die kein Mensch vor ihm gegangen war“* (S. 446).

4.2.2 DAS BRÜDERPAAR EDWARD UND JOHN LITTLE

J. C. Blake schildert das Brüderpaar als neutraler Beobachter, aber auf Augenhöhe und mit viel Einfühlungsvermögen in die ausweglosesten, lebensgefährlichen Situationen, in denen es für alle Beteiligten nur noch ums Überleben geht. Dabei folgen sie dem Rat ihres Vaters:

„Egal, worum ihr kämpft, seid immer bereit, dafür zu sterben. Das ist der Trick dabei, Jungs. Seid ihr bereit zu sterben und der andere Bursche nicht, dann kann er sich von seinem Arsch verabschieden, glaubt mir“ (S. 19).¹⁰²

Der Vater schaut ihnen zu, wenn sie aus schierem Übermut gegeneinander kämpfen:

„Er brachte ihnen bei, wie man jemandem ein Knie wirkungsvoll in die Eier rammt, wie man mit dem Ellbogen in die Zähne schlägt und mit der Rückfaust gegen die Kehle. Wie man einen Augapfel ausdrückt. Wie man mit einer Kopfnuss eine Nase bricht und auf einen Spann stampft und mit einem Tritt ein Knie ausrenkt“ (S. 18).

Blake schildert, wie das Erleben von Gewalt beim zwölfjährigen Edward neben dem Entsetzen noch etwas anderes weckt, das er nicht benennen kann, *„aber das ihn bis in die Knochen erregte, selbst während sich ihm die Kehle vor Scham zuschnürte“* (S. 21).¹⁰³

101 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/San_Patricios.

102 Agota Kristóf schildert mit ähnlicher Perspektive in „Das große Heft“ (1986) jugendliche Zwillingbrüder: http://de.wikipedia.org/wiki/Das_gro%C3%9Fe_Heft.

103 Auf S. 12 erlebt er, wie sein Vater den unwillkommenen Tänzer seiner Frau ersticht: *„Der Junge war fast atemlos und hatte einen trockenen Mund, weil er gerade etwas von sich selbst gesehen hatte, etwas Schreckliches und Beglückendes und Drängendes zugleich, dem er sich nicht verweigern konnte, irgendein grimmiger Bereich seines eigenen Seins, der ihn erwartete wie der Horizont in den Badlands, rot wie die Hölle.“* Auf Seite 92 überkommt beide dieses nicht zu benennende Gefühl auf dem Jahrmarkt bei einer Zurschaustellung menschlicher Missgeburten und Abnormitäten.

Später trifft er auf einen von Indianern übel zugerichteten ehemaligen Kameraden, dessen verstümmelter Körper kopfunter an einem Baum hängt:

„Grauen vor dem Ding dort in dem Baum erfüllte ihn ebenso wie Bewunderung für die Reinheit seiner Entsetzlichkeit. Und er spürte jetzt die Gewissheit, dass es dieser verfluchte Teil der Welt war, wo seines gleichen und seine Kameraden in dieser Bande der Verdammten wahrhaftig hingehörten – hier, wo Blut das allgemeine Handelsmittel als auch das verehrte Werkzeug der Kunst war“ (S. 300).

Was Edward hier spürt und der Autor ansatzweise für ihn benennt, dürfte genau das sein, was auch beim Zuschauer, auf dessen zusätzliche Unterhaltung bei den im Roman geschilderten öffentlichen Hinrichtungen die volksfestartigen Vorbereitungen zielen, den Tod eines anderen zu einem sinnprallen, dem Schaudern nahes Erlebnis macht.¹⁰⁴ Es ist offenbar das Überleben, das den entscheidenden Kitzel liefert, wie sehr immer dieser tabuiert und möglicherweise stattdessen verheuchelte Volkspädagogik zum Bravsein evoziert wird, damit einem nichts dergleichen widerfahre wie dem oder der da. Blake erwähnt, was für eine lange Tradition es für die musikalische Untermalung und Stimulierung militärischer Tötungsrituale gibt, wenn zur Einstimmung in das Kriegsgeschehen mexikanische Trompeten den „*Degüello*“ zu blasen beginnen, „*eine unheimliche Melodie, die bedeutete, dass es keine Gnade geben würde. Sie war eine Erbschaft der Spanier. Die hatten sie zum ersten Mal als uralten maurischen Gesang gehört, der dazu aufrief, auch die letzte Feindeskehle durchzuschneiden*“ (S. 262).¹⁰⁵

Beide, John wie auch Edward, sind am Ende der Handlung in ihrem jungen Leben gewissermaßen schon viele Tode gestorben, aber Edward als zuletzt Überlebender nicht mehr mit einem Glücksgefühl des Wiedergeboren- und Auferstandenseins, sondern mit dem finalen Ausbruch eines allumfassenden absurden Lach-, Trauer- und Schreikrampfs. John erlebt seine langwierigste Initiation mit endloser Peinigung während der Ausbildung in der Armee, wo es keine Disziplinierung für Fehlverhalten gibt, die von den Vorgesetzten nicht mit sadistischer Fantasie und Freude ausgesonnen wird (S.160-163). Dabei ist Edward, der keine Soldatenausbildung hinter sich bringt, aber eine andere harte Schule unter den mexikanischen Banditen bei ihren Überfällen auf Warentransporte, Apachen oder Komantschen durchläuft, der Zähere. Er verliert sogar sein Haar und seine Kopfhaut, als ihn ein Indianer bei vollem Bewusstsein skalpiert (S. 323). Außerdem fehlt ihm ein Stück vom Ohr und seine Wange ist verstümmelt; er hinkt wegen eines kaputten Knies. Seine Zähigkeit ist es wohl auch, die ihn für Blake am Ende zum einzigen Überlebenden der Familie macht.

Wenn J. C. Blake die Gebrüder Little mit „*einem natürlichen Hang zur Gewalt*“ (S. 18) ausgestattet sieht, so heißt das mitnichten, dass sie sich von ihren Zeitgenossen unterscheiden. So werden die Banditen, denen sich Edward angeschlossen hat, als „*Männer der Blutkünste*“ beschrieben (S. 316), denen kein menschlicher Körperteil entgeht, der sich nicht für besondere Foltervorgänge eignen würde. Während einer Verschnaufpause im Krieg in Mexiko-Stadt vertieft sich John in die Betrachtung religiöser mexikanischer Kunst:

104 Vgl. hierzu die Eingangsseiten von Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1977, S. 9-14.

105 Vgl. dazu auch den Eintrag in der spanischen Wikipedia http://es.wikipedia.org/wiki/Toque_a_deg%C3%BCello.

„Die Welt, sinnierte er, war nichts als Töten und blutige Riten, selbst unter den Gläubigen. Die Stärkeren töteten und fraßen die Schwächeren, und die Allerschwächsten fraßen von den Resten. Das war das Leitprinzip der Natur, das älteste ihrer unveränderbaren Gesetze“ (S. 384).

Colonel William Selby Harney,¹⁰⁶ eine imponierende amerikanische Offiziersgestalt aus dem wirklichen Leben mit entsprechendem Nachruhm, wenn man dem englischen Wikipedia-Artikel folgt, der nicht anders gehalten ist als die französischen Wikipedia-Artikel für die Militärs der Armee d'Afrique, ist in der Romanhandlung dazu bestellt, die Deserteure zu erhängen, die sich wie John den Mexikanern angeschlossen haben, und zwar dreißig auf einen Streich in einem öffentlichen Schauspiel,

„in Einklang mit seinem Ruf, der, wie sein Nachruf im Jahr 1880 festhalten sollte, jener eines ‚schweren Hassers ohne Ausnahme‘ war, ‚auch etwas grausam in der Vergabe von Strafen‘. Es hieß, er habe ein Dutzend Jahre zuvor in Saint Louis eine widerspenstige Sklavin zu Tode geprügelt. Während der Indianerkriege in Florida hatte er gerne Gefangene enthauptet und ihre Köpfe auf Stangen entlang der Flussufer ausgestellt, als Warnung für die Wilden.¹⁰⁷ In der ganzen Armee kursierten Geschichten von seinem unersättlichen Appetit auf indianische Mädchen, die er danach daran hinderte, Anklage gegen ihn zu erheben, indem er sie als Spione erhängte. Jetzt würde er die letzten dreißig Verräter auf seine Art hängen“ (S. 418).

Die Sympathien des Autors, wenn von Sympathien überhaupt gesprochen werden kann und nicht eher Empathie das richtige Wort wäre, gehören nie den Siegern, denen wegen ihres Erfolgs in der Öffentlichkeit Anerkennung, wenn nicht Ruhm und Ehre zuteil werden, sondern namenlos bleibenden Gestalten, die hier zufällig Namen in der Literatur erhalten, aber sonst eher selten überhaupt jemanden haben, der sich an sie erinnert. Blake sinniert im Unterschied zu John, als er religiöse mexikanische Kunst betrachtet, nicht, sondern überlässt das ausschließlich seinen Figuren, in denen er als personaler Erzähler aufgeht. Sein letztes Wort gilt Edwards Schrei, der in der sich dunkelnden Leere verklingt. Von den vielen Sonnenuntergängen, denen John und Edward entgegenreiten, bevor sie sich zu anderen gesellen und in die Kampfhandlungen und Raubzüge der Grenzkriege eingebunden werden, ist ab der Hälfte des Romans nicht mehr die Rede. Sie hatten bis dahin etwas immer bedrohlicher werdendes in ihrem Leuchten, bis es von den letzten, die Edward erlebt, heißt:

„Die Luft war trocken und staubig, die Mittagssonne weiß wie eine Oblate. Sonnenuntergangshimmel boten Visionen von biblischen Feuerstürmen. Die Luft der Abende war dunstig rot. Er ritt ohne Eile und Ziel durch diese fremde Einöde“ (S. 218).¹⁰⁸

106 Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/William_Selby_Harney.

107 Der große Romancier Augusto Roa Bastos zitiert in seinem Roman „*Ich der Allmächtige*“ (1974) aus einem Geschichtswerk, wie der Diktator und Staatsgründer von Paraguay, Dr. Francia (1766-1840), 1816 eine Vielzahl mit Lanzen erstochener Indianer köpfen ließ, „*und ihre aufgespießten Köpfe, im Abstand von jeweils fünfzig Ellen aufgestellt, bildeten einen abschreckenden Kordon, der sich meilenweit an der Grenze der überfallenen Region hinzog, wo in der Folgezeit eine Ära des Friedens herrschte*“ (S. 54 in der Suhrkamp-Ausgabe von 2000).

108 Andere Sonnenuntergänge auf S. 193, 194, 207, 208, 369 (Johns letzte Erinnerung an die von ihm beobachteten

In diesem Roman gibt der Westen kein Versprechen mehr. Alle Heldenfiguren der Grenz- und Indianerkriege – Blake lässt die wichtigsten in Erscheinung treten – bleiben mehr oder weniger anekdotische Figuren, ob Generäle oder spätere Präsidenten der USA wie Andrew Jackson oder Zachary Taylor. Blake unterlegt den Westen vielmehr mit einer Bedrohung, weil aus dem blutigen Sonnenuntergang schließlich das Blut des Krieges wird, mit dem sich die auf Eroberung bedachte ausdehnende westliche „Zivilisation“ in ihren Grenzräumen das eigene Blut nicht nur verdorben hat, sondern weiter verdirbt, wie es Arkadi Babtschenko für die Gegenwart auf einem anderen kolonialistischen Grenzkriegsschauplatz beschreibt.

4.2.3 EINE MEXIKANISCHE FREMDENLEGION UND EINE US-TODESSCHWADRON IM AMERIKANISCH-MEXIKANISCHEN KRIEG

Durch den Mexikanisch-Amerikanischen Krieg wurde der Norden Mexikos nach der ersten katholisch-spanischen Eroberung von einer zweiten Kolonisationswelle vom protestantisch dominierten amerikanischen Norden überrollt, was zur Abtrennung bedeutender Gebiete an die USA führte. Zwei in den europäischen Kolonialismus verwobene Mächte stießen hier in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung aufeinander. Das geschah zu einer Zeit, als die lange Periode des Unabhängigkeitskampfes Mexikos von Spanien zwischen 1810 und 1821 zwar die Voraussetzungen für ein autonomes Staatsgebilde schuf, aber bis heute hat sich auch in den seither enger gewordenen Grenzen kein Staat bilden können, der seinen Bürgern Sicherheit gewährt. Die sogenannten *Ranchero-Räuberbanden* (S. 242 f.) führten wegen des Mangels an staatlicher Strukturierung und zuverlässiger Institutionen lange Jahrzehnte ein Schreckensregime, das mit den Überfällen der Apachen und Komantschen konkurrierte, die Widerstand gegen die kolonisierende Inbesitznahme von Grund und Boden leisteten, weil sie um ihre Lebensbasis gebracht wurden. Da gab es zwischen europäisch-christlich orientierten Mexikanern als Nachfolgern der Konquistadoren und US-Amerikanern keinen Unterschied, außer dass die Amerikaner entschiedener gegen die „Wilden“ vorgingen.¹⁰⁹

In diese Gemengelage wurde im Amerikanisch-Mexikanischen Krieg zusätzlich etwas eingelagert, womit die kriegführenden Parteien ihre Position absichern und verstärken wollten. In Blakes Roman wird das in Zusammenhang mit den Brüdern John und Edward Little thematisiert, nämlich die Schaffung einer aus übergelaufenen, vorwiegend katholischen US-Bürgern gebildeten Fremdenlegion in mexikanischen Diensten und die Umfunktionsierung einer mexikanischen Banditenbande in eine sogenannte *Spy Company* auf US-Seite als Gegengerilla-Gruppe (S. 372) zur Bekämpfung anderer Banden, die amerikanische Einheiten mit Guerilla-Taktiken in ihrem Vormarsch behinderten oder die Transportzüge zur Versorgung der amerikanischen Kriegsmaschinerie (S. 154: „*Tötungsmaschine der Yankees*“) überfielen und ausplünderten.¹¹⁰

Sonnenuntergänge); in der Grablegungsszene am Schluss brennen nur noch Wolkenbänke blutig im Westen.

109 Vgl. hierzu J. M. Le Clézio in Anm. 23 auf S. 16.

110 Die US-Amerikaner setzten hier ähnliche Erfahrungen um, die auch der „Youssef“ genannte Joseph Vantini bei der Eroberung Algeriens anwendete. Sie gingen von dort in das Repertoire der französischen Militäarakademien ein und wurden über den Algerienkrieg von Aussaresses, Lacheroy und Trinquier zur französischen Theorie des „modernen Krieges“ ausgebaut. Über diese Schleife gelangten sie hinwiederum in die nord- und südamerikanischen Militäarakademien, obwohl dort ein ähnlicher Erfahrungsschatz aus dem *Mexi.-Amerikan. Krieg* zur Verfügung stand.

John hat von Anfang an den Eindruck, dass er seiner irischen Herkunft wegen in der US-Armee besonderen Schikanen ausgeliefert ist. Denn die irische Herkunft verweist auf den in Rom zentrierten Katholizismus, der grundsätzlich an der Zuverlässigkeit nationaler Anhängerschaft und patriotischer Gefühle zweifeln lässt. An amerikanischen Ladentüren gibt es Schilder mit Aufschriften wie *„Für Hunde und Iren verboten“*, und *„in Boston, Philadelphia und Saint Louis waren katholische Kirchen in Schutt und Asche gelegt worden“* (S. 151). Diese Erfahrung teilt er mit anderen, vor allem mit seinem Kameraden Riley¹¹¹, dem historisch verbürgten künftigen Anführer der *„San Patricios“*, die ihren Namen vom irischen Nationalheiligen ableiten. Auf mexikanischer Seite ist man sich dieser Tatsache bewusst, so dass bald, als die beiden Heere auf den einander gegenüberliegenden Ufern des Rio Grande lagern, der kommandierende General der mexikanischen Armee des Nordens Handzettel zum Abwerben von US-Soldaten in deren Reihen schmuggeln lässt. Die Zettel preisen Mexiko als ein tiefreligiöses katholisches Land, in dem Sklaverei verboten sei. Besonders die Iren hätten über ihren Glauben stärkere Bande mit den Mexikanern als mit den amerikanischen protestantischen Soldaten. Den Überläufern wird ein höherer Sold als bei den Amerikanern versprochen und außerdem mindestens 200 Ar bestellbaren Landes, das sich in jedem Dienstjahr um 100 weitere Ar erweitere (S. 243 f.).

Als John, immer wieder wie sein Bruder Edward von dem getöteten Vater Daddyjack in Albträumen verfolgt, nach Vertragsunterzeichnung auf die mexikanische Seite gewechselt ist und zum ersten Mal die grüne Fahne der *„San Patricios“* sieht, fühlt er sich bewegt, weil für ihn als einen *„der Entwurzelten und Verdammten“* etwas wie Gemeinsamkeit aufscheint (S. 265). Der Oberbefehlshaber und mehrmalige Staatspräsident und zuletzt Diktator der Mexikaner Antonio López de Santa Anna¹¹², der seine ersten Erfahrungen als Soldat in den Napoleonischen Kriegen auf der Iberischen Halbinsel machte, nennt die zwei Kompanien der *„San Patricios“* die Fremdenlegion (S. 273, 421 f.).¹¹³ Sie leistet gute Dienste, zumal gute Artilleristen in ihren Reihen sind. Nach der mexikanischen Niederlage trifft vor allem sie der Zorn der Amerikaner. In Mexiko-Stadt erscheinen amerikanische Zeitungen. In einer steht folgender Leitartikel:

„Kein Mann, wie sehr vom Gewissen verflucht und von aller Welt verachtet er auch sein mag, gibt ein so vollständig entmanntes, so schändliches und entwürdigendes Bild ab wie der Deserteur. Keine Strafe kann für den Verräter zu hart sein; keine Schmach zu besudelnd für seinen Namen. Unsere Sprache kennt kein anderes Wort, das so viel Schande in sich birgt, wie das des Deserteurs. Unter Amerikanern drückt es mehr aus als alle Schimpfworte der Sprache zusammengenommen; denn würden alle Verbrechen gebündelt und zu einem verdichtet, könnten sie immer noch nicht die Stärke des schwärzesten von allen vermitteln — DESERTEUR!“ (S. 421).

Diese brandmarkende Verurteilung des Deserteurs musste wahrscheinlich deshalb so hart

111 Siehe http://en.wikipedia.org/wiki/Jon_Riley.

112 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Antonio_L%C3%B3pez_de_Santa_Anna.

113 Das geschah offensichtlich in Anlehnung an die 1831 in Frankreich gegründete Fremdenlegion, nachdem zuvor schon schottische, englische, irische, schweizerische, polnische und deutsche Soldaten auf Seiten der Franzosen gekämpft hatten, wie auch das Heer, das Napoleon nach Russland führte, aus Soldaten aller europäischen Länder zusammengesetzt war. Siehe auch <http://www.kriegsreisende.de/imperialismus/fremdenlegion.htm>.

ausfallen, weil die zahlreichen europäischen Einwanderer in die USA eine Vielzahl von verschiedenen Nationalitäten bildeten, die erst noch in einen dauerhaften amerikanischen Patriotismus eingebunden werden mussten. Dem waren die Mexikaner mit ihrem verlockenden Angebot an Land und Sold zuvorgekommen, mussten aber in der Niederlage der Hinrichtung der „*San Patricios*“ zusehen. Für die Öffentlichkeit blieb folgende Erklärung übrig:

„Mexikaner: Im Namen unserer Würde als Männer und unseres Gottes sollten wir uns alle im einmütigen und fortgesetzten Bemühen vereinen, jene ungeheuren Gräueltaten zu sühnen ...“ (S. 422).¹¹⁴

Die moralische Verurteilung des Deserteurs konterkarierten die Amerikaner indessen gleichzeitig in Mexiko selbst, als General Winfield Scott – ebenfalls ein späterer Präsidentschaftskandidat¹¹⁵ – eine der brutalsten Ranchero-Banden unter dem Anführer Manuel Domínguez – eine ebenfalls historisch verbürgte Gestalt – mit ihren „*Männern der Blutkünste*“ für Amerika anheuerte und in seine Dienste nimmt, ausgestattet mit vielen Privilegien und mit eigener Uniform mit Insignien der US-Army (S. 373). Edward Little gehört als einer der wenigen Amerikaner zur Bande, deren Mitglieder sich dann in US-Uniformen aller Methoden und Techniken bedienen, wie sie von den lateinamerikanischen Todesschwadronen¹¹⁶ noch in der Gegenwart praktiziert werden. Wenn sie in Guerilla-Gebieten Dörflern Auskünfte entlocken müssen, tritt das Yaqui-Halbblut Bernardo in Aktion. Er wird „*El Verdadero*“ genannt „*wegen seines Talents, die Wahrheit zu ermitteln*“. Sein Wissen und Können erwarb er sich in der mexikanischen Armee bei ihren Kämpfen gegen die Apachen:

„Kein Mann konnte an einer Lüge festhalten, wenn Bernardo erst einmal begonnen hatte, ihm die Füße zu verbrennen oder die Zähne auszuschneiden oder mit einer kleinen Rohledergerte auf die Hoden zu schlagen oder [...]“ (S. 377 f.).

Die Yankee-Offiziere nehmen zum Teil Anstoß an den von Domínguez vorgelegten, detaillierten Berichte über seine Aktionen, so dass General Scott fürchten muss, dass er in den Vereinigten Staaten wegen Duldung solcher Praktiken in Misskredit gebracht werden könnte. Deshalb wird Domínguez mitgeteilt, dass er und seine Männer alles tun sollten, „*was nötig war, um ihren Auftrag zu erfüllen, doch Domínguez müsse fortan sehr darauf achten, in seinen Berichten die widerwärtigen Einzelheiten auszusparen*“. Deshalb lässt es sich Domínguez schnellstens angelegen sein, zu versichern, dass er das vollkommen verstehe (S. 377).¹¹⁷

114 Die Verunglimpfung alles Katholischen als potentiell „vaterlandslos“ war keine amerikanische Eigenart. Im preußischen „Kulturkampf“ unter Bismarck spielte sie eine wichtige Rolle, so dass es heißen konnte, dass die Neue Welt „*protestantisch und germanisch*“ sei: „*Die kleindeutschen Schriftsteller erinnerten daran, dass Friedrich der Große an der Befreiung der Kolonisten mitgewirkt, sie rühmten von ihm, dass er ein ‚aufrichtiger und begeisterter Freund der amerikanischen Republik‘ gewesen sei. Und als später, in den 60er Jahren, der amerikanische Bürgerkrieg mit dem Siege der Nordstaaten endete, während gleichzeitig der deutsche Bürgerkrieg denselben Ausgang nahm* (siehe [Deutsche Einigungskriege](#)), *da fehlten nicht die geschichtlichen Parallelen*“ (Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*. Bd. 2: *Monarchie und Volkssouveränität*, dtv, München 1987, S. 192 f.).

115 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Winfield_Scott.

116 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Todesschwadron>. Vgl. dazu auch http://de.wikipedia.org/wiki/SS-Sondereinheit_Dirlewanger und <http://www.kriegsreisende.de/mittelalter/merseburger.htm>.

117 Vgl. zu James Carlos Blake als Autor und zum Roman insgesamt Alf Mayer:

<http://culturmag.de/rubriken/buecher/alf-mayers-blutige-ernte-james-carlos-blake-das-boese-im-blut/75819>.

EXKURS 2: DER KOLONIALISMUS UND SEINE „WIDERWÄRTIGEN EINZELHEITEN“

JÜRGEN OSTERHAMMEL schreibt 2009, dass *Frontiers* sowohl Orte der Vernichtung wie Orte der Neubildung sein können und Destruktion und Konstruktion oft dialektisch miteinander verschränkt seien.¹¹⁸

„Im 19. Jahrhundert wurden an *Frontiers* ganze Völker dezimiert oder zumindest ins Elend gestürzt. Gleichzeitig entstanden dort die ersten demokratischen Verfassungsstaaten. *Frontiers* können also ebenso Schauplätze archaischer Gewalttätigkeit wie Geburtszonen politischer und gesellschaftlicher Modernität sein.“¹¹⁹

Indirekt schlägt darin eine Wertung durch, die an dieser Stelle gegen die „*staatskolonialistischen Siedlungsprojekte im 20. Jahrhundert*“ gerichtet ist, wie sie OSTERHAMMEL in Italien gegenüber Libyen und Äthiopien, in Japan gegenüber der Mandschurei und in Deutschland in dessen *kurzlebigen Ostreich* während des Zweiten Weltkrieges beobachtet. So sei es Japan um die Errichtung einer militärischer Ordnungsutopie gegangen, Deutschland um eine „arische“ Rassetyrannie im eroberten Osteuropa.

Für die ursprünglichen *Frontier*bewohner des 19. und 20. Jahrhunderts dürfte es gleichgültig gewesen sein, für welche Art von „Geburtszonen“ der europäischen Expansion sie geopfert und vernichtet wurden. Was der summarischen Beobachtung OSTERHAMMELS außerdem entgeht, ist, dass es schließlich neu gegründete Verfassungsstaaten selbst sein können, die gewalttätig Kolonialismus betreiben, um ihre Territorien zu arrondieren. Das ist ja das Thema von James Carlos Blake, wenn er die Vorgänge im *Mexikanisch-Amerikanischen Krieg* schildert. Auch für TOCQUEVILLE, den späteren überzeugten Kolonialisten, war 1835 bei seiner Untersuchung über Amerika als Demokratie klar, dass die europäische Expansion durchaus auch in Gestalt der Demokratie gegenüber den Indianern mörderisch war. Die III. Republik (1871-1940) war es dann in Frankreich, die den Kolonialismus zu einem geförderten Gegenstand in der akademischen Ausbildung machte.¹²⁰ Der überzeugte republikanische Verfassungspatriot und spätere argentinische Staatspräsident DOMINGO FAUSTINO SARMIENTO oder sein Nachfolger im Präsidentenamt Julio Argentino Roca geben weitere Beispiele dafür, wie mörderisch Verfassungsstaaten an der *Frontier* agieren, über die hinaus sie expandieren wollen und dabei den Indianern gegenüber mit europäischem Anspruch an die Adresse ihrer Mitbürger – denn Indianer waren keine und mit ihnen wurde auch nicht verhandelt – öffentlich ein völkermörderisches Vokabular benutzen, das in Europa Europäern gegenüber zu dieser Zeit nur dann geduldet wurde, wenn es die zu „*Beduinen der Metropole*“ oder zu den „*Mauren des Nordens*“ erklärten Mitbürger in Frankreich im 19.

118 Diese Einschätzung führte dem Historiker Albert Brackmann die Feder, als er 1939 auf Aufforderung der SS seine Broschüre „*Krisis und Aufbau in Osteuropa. Ein weltgeschichtliches Bild*“ zur Instruktion von SS und Wehrmacht verfasste: www.himmlers-heinrich.de/grenzkolonialismus-1939.pdf.

119 Jürgen Osterhammel, wie Anm. 97, S. 531 f. – Immerhin bemerkenswert, dass das nationalsozialistische Deutschland beim europäischen Siedlungs- bzw. Grenzkolonialismus mit seinem „kurzlebigen Ostreich“ erwähnt wird, wenn auch versteckt in einem Buch über das 19. Jahrhundert!

120 Siehe dazu die beiden Arbeiten von Olivier Le Cour Grandmaison von 2005 und 2009: „*Coloniser, Exterminer. Sur la guerre et l'Etat colonial*“ und „*La République impériale. Politique et racisme d'État*“.

Jahrhundert oder Spanien zur Zeit des von Franco initiierten Bürgerkriegs betraf, die im Staatswesen ihrer Unterschichtideen von Mitsprache halber nicht geduldet werden sollten, zu vernichten oder in überseeisches Kolonialgebiet zu deportieren waren.¹²¹

Was also bedeutet es, wenn im kolonialistischen Grenzkampf wirkende Militärs darauf zu achten haben, dass die dabei zu bewältigenden „*widerwärtigen Einzelheiten*“, wie es in Blakes Roman heißt oder den französischen „Afrikanern“ aus ihrer Nationalversammlung entgegentönt, im Schoße der Gesellschaft, die sie zur Verwirklichung ihrer Expansionswünsche ausgesandt hat, nicht willkommen sind und deshalb aus den Berichten für die zivile Öffentlichkeit ausgespart werden sollen?¹²²

In Frankreich heißt es dann zum Beispiel, als eine der „*enfumades*“ ungeschickterweise 1845 in Paris ruchbar geworden ist, bei einem Redner der Nationalversammlung, dass es die Ehre der Armee und die Würde der Regierung verlangen, dass solche Dinge dementiert oder laut missbilligt werden.¹²³

Blake schreibt einen historischen Roman, wie das 1985 bereits Cormac Mc Carthy mit „*Die Abendröte im Westen*“ getan hat. Dieser Roman erschien damals in einer geringen Auflage, als sich Mc Carthys Ruf als großer amerikanischer Schriftsteller noch nicht durchgesetzt hatte und Blake überrascht war, als ein Freund ihn nach Erscheinen von „*The Rogue Blood*“ auf Mc Carthy aufmerksam machte. Mc Carthy deckt die gleiche Zeit und geografisch in etwa den gleichen Raum ab, wie das bei Blake der Fall ist. Beide Autoren haben für ihre Romane in den zugänglichen Archiven umfangreich recherchiert. Beide haben den Anspruch, dass sie in der Gegenwart die Bedeutung des Vergangenen aufdecken wollen. Beide schreiben in dem Bewusstsein, das schon Aimé Césaire oder vor ihm Simone Weil bewegte, als sie die schwarzen Seiten der europäischen Expansion brandmarkten und die französische Öffentlichkeit sensibilisieren wollten.

So schrieb Césaire 1955,

*„dass niemand, ohne schuldig zu werden, Kolonisation betreibt; dass eine Nation, die kolonisiert, dass eine Zivilisation, die das Kolonialherrentum – also die Gewalt – rechtfertigt, schon eine kranke, eine moralisch angegriffene Zivilisation ist, die unaufhaltsam, von Konsequenz zu Konsequenz, von Negation zu Negation, ihren Hitler auf den Plan ruft, das heißt, ihr Strafgericht“.*¹²⁴

Césaire hat als Sklavennachfahre aus der Karibik ein besonderes Interesse daran, europäischen Kolonialismus anzuklagen. Indirekt kommt in ihm ein Wortführer der Afrikaner als Opfer zu Wort, die im Schlepp der *Europäischen Expansion* vom Okzident für die niedrigen Körperarbeiten in den Kolonien rekrutiert wurden. Denkt man jedoch daran, auf was für eine jahrhundertelange Tradition der Sklavenhandel der muslimischen Araber in Afrika

121 Siehe <http://www.tlaxcala-int.org/article.asp?reference=6893>: *Keine Gnade für die Beduinen! Von Napoleon dem Dritten bis zu Franco: die „Roten“ als „Mohren aus dem Norden“.*

122 Heinrich Himmler meinte am 6. 10. 1943 über den Völkermord in einer Rede im östlichen Posen: *„Ich glaube, es ist besser, wir – wir insgesamt – haben das für unser Volk getragen, haben die Verantwortung auf uns genommen (die Verantwortung für eine Tat, nicht für eine Idee) und nehmen dann das Geheimnis mit in unser Grab.“* Dabei ließ er die Rede jedoch aufzeichnen!

123 François Maspero, *L'honneur de Saint-Arnaud*, Plon, Paris 1993, S. 243-245.

124 Aimé Césaire, *Über den Kolonialismus*, Wagenbach, Berlin 1968, S. 17.

zurückblickt und dass seine Spuren z. B. in Mauretanien bis in die Gegenwart reichen, dann ist ein allgemeineres Gewaltkonzept zu veranschlagen als das europäische des Kolonialismus mit Hitler als Dauer-Buhmann, der den Überseekolonialismus auf den europäischen Kontinent zurückholte.¹²⁵ Im Sinne des von BEN KIERNAN entfaltenen Völkermordkonzepts wäre viel weiter in der Geschichte zurückzugehen. Wenn man so will, taucht nach WOLFGANG REINHARDS Kolonialismusdefinition am fernen Horizont das Alte Testament mit dem Schöpfungsbefehl auf, dass die Menschen sich zu mehren und die Welt untertan zu machen haben, wobei am Feind, der das begehrte Territorium besiedelt, aber nicht zu den Auserwählten zählt, der exterminatorische Bann in Gottes Namen zu vollstrecken ist.

Das *Manifest Destiny* stellt sich in diese biblische Tradition. TOCQUEVILLE zögert nicht, das, was den Indianern widerfährt, als von der Vorsehung gegeben zu interpretieren. Offenbar, weil es ihm so unausweichlich vorkommt und sich in der Eigenschaft als weißer Europäer in seine melancholisch gestimmte Betrachtung fügt, zumal er sich ohne Anstrengung sowieso auf Seiten der Sieger befindet.¹²⁶

In der Gegenwart müsste es im Grunde jedoch eigentlich reichen, einer solchen Stimmung nicht nachzugeben, wenn man sich die zurückgekehrten traumatisierten Soldaten vergegenwärtigt, die sich mit ihren mentalen oder psycho-physischen Brandmarkungen in den „modernen“ Kriegen¹²⁷ nach ihrer Heimkehr von den abendländischen oder russischen Missionen nirgends mehr heimisch fühlen.

Blake bietet in seinem Roman alles an „widerwärtigen Einzelheiten“ auf, was sich den Archiven und der Überlieferung etwa über „die Männer der Blutkunst“ entnehmen lässt. Es hätte im 19. Jahrhundert schon des „*Embedded Journalist*“¹²⁸ auf französischer und amerikanischer Seite bedurft, damit nur die Informationen in die Öffentlichkeit gelangen, die „die Ehre der Armee und die Würde der Regierung“ nicht bei den eigenen Bürgern in Verruf bringen, wie es der Prinz de la Moskowa, Sohn von Marschall Ney, 1845 als Redner in der französischen Nationalversammlung empfahl. Wie aber MARC FERRO feststellt, hat die eigene Nation in ihren führenden Schichten einen großen Magen, solange die ruchbar gewordenen „widerwärtigen Einzelheiten“ als leidige, unumgehbare Begleiterscheinungen dem Weg zu nationaler Größe zugeordnet werden können. Im Jahr 1997 an die *US-frontier* zwischen 1840 und 1850 erinnert und auf Deutsch 2013 in diesen vergangenen Grenzkrieg geführt zu werden, ist wahrscheinlich nicht mehr als eine Zumutung für eine kleine Minderheit, für die etwa der deutsche Schriftsteller Hans Christoph Buch seine „*Streifzüge durch die postkoloniale Welt*“ unternimmt und sich für den Leser Gewaltszenen aussetzt.¹²⁹

125 Siehe dazu www.himmlers-heinrich.de/slavenkriege.pdf, S. 29-40.

126 Osterhammel schreibt, „dass die strukturell gewaltsamste Form der europäischen Expansion die Siedlungskolonisation ‚neuenglischen‘ Typs gewesen ist. Hier verbanden sich der Landhunger und das Desinteresse der Siedler an einheimischen Arbeitskräften, die Indifferenz der kolonialen Behörden gegenüber nicht besteuerebaren eingeborenen Untertanen und eine durch kein Naturrecht gemilderte schroffe Theologie der Erwählung und Verdammung, die den Indianer für nicht christianisierbar und zivilisierbar hielt, in einer brisanten Bereitschaft zu alltäglicher Gewaltsamkeit“ (Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, 5., aktualisierte Auflage, C. H. Beck, München 2006, S. 48).

127 Siehe www.himmlers-heinrich.de/moderner-krieg.pdf 1 und 2.

128 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Embedded_Journalist.

129 Hans Christoph Buch, *Standort Bananenrepublik. Streifzüge durch die postkoloniale Welt*, zu Klampen, Springe 2004. Oder: Hans Christoph Buch, *Blut im Schuh. Schlächter und Voyeure an den Fronten des Weltbürgerkriegs*, Eichborn, Frankfurt a. M. 2001. Darin besonders die vier Exkurs-Kapitel „Laokoon oder Die Grenzen von Journa-

Wenn nämlich das Arsenal an Demütigungen und Schmerzen, das den Soldaten im Vorlauf auf die Grenzkriege von ihresgleichen, zumal den Offizieren, angetan wird, schon die von Blake geschilderten Ausmaße zeigt, dann fällt ein umso schärferes Licht auf den Feind als Opfer dieser Armee, an dem sie sich auf Befehl im Kampf bis zum Massaker schadlos hält, weil jedes Empfinden für die Würde des Einzelnen systematisch abgetötet wurde. Deshalb fühlt sich John Little trotz seines Weißseins den „Wilden“ gegenüber¹³⁰ gerade als Soldat der US-Army von Anfang an als einer „*der Entwurzelten und Verdammten*“,¹³¹ dem es erst besser geht, als er zum Deserteur wird. Denn sein Eintritt in die Armee ist schon aus dem Zwang erfolgt, einer schlimmeren Alternative, nämlich wegen einer tödlichen Schlägerei mit Rekruten eingekerkert zu werden, durch die Unterzeichnung eines Dienstvertrags entgehen zu können. Dass die Desertion dann ein Verrat sein soll, ist für ihn nach den „*widerwärtigen Kleinigkeiten*“ als US-Soldat nicht nachvollziehbar. Das wird ihm in der Niederlage vermittelt, als er sich in den verruchtesten Übeltäter und deshalb in das gehetzte und hingerichtete Opfer seiner ehemaligen „Kameraden“ verwandelt sehen muss. Er ist aber auch lange genug Täter gewesen, wenn auch in geringerem Maße als Edward, der für seinen Bruder in einer Notwehrsituation zum Vaternörder wurde, was ihm wie John jeden Weg zu vertrauten anderen und zu irgendeinem Geborgenheitsgefühl verschließt.

Für Autoren wie Cormac Mc Carthy und James Carlos Blake gilt jedenfalls, dass sie alle Gräueltaten, die Menschen einander antun, in ihre Schilderungen einbringen und dabei den Lesern zumuten, was der Verfasser dieses Textes beim Zitieren auf Seite 68 durch in eckige Klammern gesetzte Pünktchen übergangen hat. Nichtsdestoweniger machen sie aus den „*widerwärtigen Kleinigkeiten*“ wesentliche Momente ihrer Kunst, sind gewissermaßen „*Männer der literarischen Blutkünste*“ und sprechen den Leser damit ästhetisch an und fesseln ihn; unabhängig davon, dass die wirkliche Sprache der Gewalt, wie Hans Christoph Buch meint, alle anderen Sprachen zum Verstummen bringt.¹³² So bieten beide Autoren auch immer wieder großartige Landschaftsbeschreibungen und Schilderungen von Natur, die den Handlungen der Menschen den Anschein von etwas Überzeitlichem, wenn auch Vergänglichem verleihen, denn die Geschichte ist längst über sie hinweggegangen. Auf die in der Gebürtlichkeit des Menschen bei HANNAH ARENDT aufscheinende Hoffnung versagen sie sich jegliche Anspielung – bei Blake gerade durch die Wahl der Familie Little –, außer dass hinter vielem, was sie schreiben, die Fragezeichen evoziert werden, ob das denn alles unausweichlich so und nicht anders hat geschehen müssen, obwohl es sich damals so und nicht anders an den betreffenden Schauplätzen zugetragen haben mag.¹³³

lismus und Literatur“.

130 Durchweg wird aus der personalen Erzählsituation von Indianern nur als „Wilden“ gesprochen., obwohl gerade bei den Streifzügen der zur *Spy Company* gewordenen Rancho-Bande den Indianern das Gleiche widerfährt, was die nomadisierenden Indianer ebenfalls als „*Männer der Blutkunst*“ auf ihrer Gewaltpalette zur Auswahl stehen haben.

131 Eine Geschichte „von unten“ liegt seit den 1980er Jahren auch für die USA vor: Howard Zinn, *Eine Geschichte des amerikanischen Volkes*, Nikol Verlag, Hamburg 2013. Rezension: http://www.deutschlandfunk.de/geschichte-schmutzig-und-duester.730.de.html?dram:article_id=102903. Durchaus vorstellbar, dass es dieser Blick war, der dann von Cormac Mc Carthy und James Carlos Blake ins Literarische übersetzt wurde.

132 Es ist aber nicht nur die Sprache der Gewalt, die eine derartige Wirkung hat und den Sprechern die Artikulation unmöglich macht; denn folgt man Schiller – siehe Seite 30 –, so schweigt die Seele längst, wenn es um Versprachlichung des Seelischen geht, zumal der individuellen Leiderfahrungen. Die Sprache der Worte ist eben in vielen Fällen ein unzulängliches Medium; wie alle anderen Medien in Bezug auf das zu Vermittelnde.

133 Durch solche Fragen motiviert, hat César Aira zu den blutigen Feldzügen der argentinischen Republik gegen die Indianer seinen Roman „*Die Mestizin*“ als alternativen Entwurf zu der einmal geschehenen Geschichte geschrieben.

In keiner der Grenzregionen, ob im Kaukasus, in Algerien oder in Mexiko, hatten die Expansionisten mehr zu suchen, als dass sie expandieren wollten. Einen dringenden Bedarf an Land für eine aus den Nähten platzende wachsende Bevölkerung gab es nirgends, am wenigsten in Frankreich. Deshalb war in den USA der Krieg gegen Mexiko eine so umstrittene Angelegenheit wie die Eroberung Algeriens in Frankreich. HOWARD ZINN spricht von einem Krieg der amerikanischen Elite gegen die mexikanische und stellt eine Vielzahl von Stellungnahmen amerikanischer Arbeiter zusammen, die sich gegen einen Krieg stellten. Auch bei den US-Soldaten des angreifenden Generals Taylor lassen sich nur rudimentär patriotische Gefühle ausmachen. Die Hälfte waren frisch Zugewanderte, zumeist Iren und Deutsche. HENRY DAVID THOREAU schrieb aus Anlass des Krieges seine Abhandlung über den zivilen Ungehorsam und hörte auf, seine Kommunalsteuern zu zahlen. Indessen äußerte ein etablierter New Yorker Journalist an seinem Schreibtisch Folgendes:

„Lasst uns in den Krieg ziehen. Die Welt ist allmählich fade und abgestanden, alle Schiffe sollten eingenommen, die Städte zerschlagen und die Welt niedergebrannt werden, damit wir von vorn beginnen können. Das würde Spaß machen. Etwas Interessantes – etwas, worüber man reden kann.“

Die Bodenspekulanten verdienten am meisten am Krieg. Denn sie plünderten die heimkehrenden Soldaten aus, indem sie sie um ihren Sold in Gestalt von 64 Hektar brachten und ihnen nur 50 Dollar dafür gaben, auf die sie in ihrer Armut angewiesen waren.¹³⁴

Nachzuvollziehen ist auf jeden Fall mit Aimé Césaire, dass aus dem, wozu die Menschen von Wortführern der zivilisierten Gesellschaften in deren Grenzbereiche entsandt werden, allein deshalb etwas zurückstrahlen muss, weil es sich in die Biografien der Zurückkehrenden eingeschrieben hat. Es mag in ihnen aus den gleichen Gründen lange Zeit verschlossen bleiben, wie die entsendende Gesellschaft keine „*widerwärtigen Einzelheiten*“ aus den Grenzzonen unmittelbar zurückgespiegelt bekommen möchte. Aber schließlich bricht doch hier und da etwas von dieser vom Journalisten gratismütig beschworenen lebenserschütternden *primären Gewalt* durch, was die *sekundäre Gewalt* nicht völlig zu kanalisieren und zu bändigen verstand. Das ist ja der Grund, weshalb es offenbar der Freiräume bedarf, die heute meistens woanders als in den geografischen Grenzzonen gesucht werden müssen, etwa beim Autofahren trotz und gegen alle Verkehrsregeln, in „*Fight-Clubs*“ oder in sogenanntem Wildnisssport, während in der durch *sekundäre Gewalt* gebändigten Gesellschaft der gebannteste Blick auf die Expansion der Wirtschaft in der Hoffnung auf erhöhte Wachstumsraten und Exportchancen gerichtet wird, wozu inzwischen in Deutschland auch das in Viehfabriken und in Schlachthöfen produzierte Hühner- und Schweinefleisch gehört, ohne dass ein Gedanke beim millionenfachen Töten von Kreaturen zu verweilen braucht, da es sowieso als „*widerwärtige Einzelheit*“ in die kaum einsehbaren Grenzgebiete der Gesellschaft ausgelagert ist.

Blake thematisiert es in „*Das Böse im Blut*“ auf S. 336 f.

¹³⁴ Howard Zinn, *Eine Geschichte des amerikanischen Volkes*, Nikol, Hamburg 2013, S. 149-168.

5 DIKTATORENROMANE ALS SPIEGELUNGEN (POST-)KOLONIALER GESELLSCHAFTEN

„In einem Land, das Mörder als Helden feiert, wagt es Joshua Oppenheimer mit seinem Film, sich dem Tabu und dem Terror zu stellen. Um die Geschichte des Genozids an über einer Million vermeintlicher Kommunisten in Indonesien nach dem Militärputsch 1965 zu schildern – eine Geschichte, die die Opfer und ihre Nachfahren auch heute noch nicht zu erzählen wagen –, entscheidet sich der junge amerikanische Regisseur für den einzig möglichen Weg: Er spricht mit den Mördern. Stolz und frei von jeglicher Reue erzählen sie von den Morden und sind freudig bereit, ihre Taten nachzuspielen und sich selbst zu inszenieren. ‚The Act Of Killing‘ ist ein filmischer Fiebertraum, eine verstörende Reise in die Psyche der Mörder.“

(Kinoankündigung des Films von 2012 über das von Diktator Sukarno und General Haji Mohamed Suharto zu verantwortende Massaker im postkolonialen Indonesien)

In den lateinamerikanischen Diktatorenromanen des 20. Jahrhunderts gibt es wohl keinen, in dem nicht an entscheidender Stelle das „Gespenst des Kommunismus“ – im „Manifest der Kommunistischen Partei“ von Karl Marx und Friedrich Engels 1848 auf den Weg gebracht – und die mit ihm einhergehende gefürchtete Revolution umgehen. Dieses Gespenst, das die gleichzeitigen Kolonialunternehmungen in den 1840er Jahren noch nicht schreckte, sondern noch einige Jahrzehnte brauchte, um sich deutlicher zur Gestalt zu bringen, rechtfertigt in der Regel den Diktator, wie es auch zur Ängstigung der Beherrschten und zur Beruhigung der Herrschenden beschworen wird. Je nach Abwehrhaltung oder Zuwendung zu den Vereinigten Staaten werden die Konturen des Gespenstes schwächer oder schärfer gezeichnet; jedenfalls geht das eine kaum ohne das andere.

Im Nachhinein wird dieses hintergründige Gestimmtsein in der Literatur durch die gegenwärtige soziologische Analyse kritisch untermauert. Die Staaten kolonialistischen und imperialistischen Ursprungs und ihre herrschenden Klassen lassen nämlich nach dem mexikanischen Soziologen PABLO GONZÁLEZ CASANOVA¹³⁵ die kolonialistischen Beziehungen gegenüber den kolonisierten Minderheiten und Ethnien innerhalb ihrer Grenzen fortleben und konservieren sie. Dieser interne Kolonialismus sei lange Zeit ein Tabu für die verschiedenen Richtungen der Analyse gewesen. Das Phänomen wiederhole sich aber ein ums andere Mal nach dem Fall der Imperien und nach Erreichen der politischen Unabhängigkeit der Nationalstaaten mit Varianten, die von der Beziehung der Machtpotentiale der vormalig kolonisierten Bewohner und ihrer Kolonisatoren in den unabhängig gewordenen Staaten abhängen. Das heißt, dass ein interner Kolonialismus andauere.

GONZÁLEZ CASANOVA fährt in neomarxistischer Denktradition fort,¹³⁶ indem er feststellt,

135 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Pablo_Gonz%C3%A1lez_Casanova.

136 Auch die Sowjetunion zählt er zu den von internem Kolonialismus geprägten Staaten. Das koloniale Erbe des

dass die vom Nationalstaat kolonisierten Völker, Minderheiten oder Nationen unter ähnlichen Bedingungen leiden, die den internationalen Kolonialismus oder Neokolonialismus kennzeichnen: Sie leben in einem Gebiet ohne eigene Regierung; sie sind den Eliten der herrschenden Ethnien und der ihnen zugehörigen Schichten nicht gleichgestellt; ihre Verwaltung und rechtspolitische Verantwortlichkeit sind Angelegenheit der herrschenden Ethnien, des Bürgertums oder der Oligarchien der Zentralregierung oder der ihr zugehörigen Verbündeten und Untergebenen; ihre Bewohner nehmen keine der höheren politischen und militärischen Ämter ein, außer wenn sie sich „assimiliert“ haben; ihre Rechte und ihre wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Situation werden von der Zentralregierung vorgegeben und reguliert; im Allgemeinen gehören die in einem Nationalstaat intern Kolonisierten zu einer bestimmten „Rasse“, die sich von der herrschenden unterscheidet und als niedriger stehend betrachtet wird oder, wenn es gut geht, in der staatlichen Demagogie symbolisch als „befreite“ angesehen wird; die Mehrheit der Kolonisierten gehört einer anderen Kultur an und spricht eine andere als die Nationalsprache. Wenn sich, wie Marx behauptet, ein Land auf Kosten eines anderen bereichert, wie sich eine Klasse auf Kosten einer anderen bereichert, dann sind in vielen Nationalstaaten, die aus eroberten Territorien entstanden sind, ob es sich dabei um Imperien oder Republiken handelte, zu diesen zwei Formen der Bereicherung die des internen Kolonialismus hinzuzurechnen.¹³⁷

5.1 DAS BILD DES DIKTATORS IN RAMÓN DEL VALLE-INCLÁN'S „TYRANN BANDERAS. ROMAN DES TROPISCHEN AMERIKA“ (1926)

Es ist klar, dass die so entstandenen Nationalstaaten in sich so viel Widersprüchliches an Hinterlassenschaft zu bewältigen hatten, dass seit dem 19. Jahrhundert die Verfassungen immer wieder durch diktatoriale Regime außer Kraft gesetzt wurden, weil keine gleichberechtigte Teilnahme am Gemeinwesen gewährleistet wurde und deshalb immer wieder mit Unruhen zu rechnen war. Ramón del Valle-Inclán (1866-1936) schickte, nachdem er sich 1893 und 1921 in Mexiko aufgehalten hatte, 1926 in seinem Roman „*Tirano Banderas*“ (deutsch 1961¹³⁸) in einem fiktiven Land einen Tyrannen in die literarische Welt, der von langer Wirkung sein sollte und ohne den der Diktatorenroman in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum zu einer Tradition hätte werden können.¹³⁹ Zu erinnern ist auch daran, dass der Roman in Spanien zur Zeit der Diktatur des Primo de Rivera (1923-1930) veröffentlicht wurde, deren Gegner Valle-Inclán war. So kann das aus Südamerika importierte

Zarenreichs sei der marxistisch-leninistischen Einheitsdoktrin geopfert und ebenfalls als Tabu verdrängt worden, so dass die kolonisierten Ethnien nie die ihnen von Lenin noch zugesicherte Autonomie zugesprochen bekommen hätten.

137 Vgl. <http://bibliotecavirtual.clacso.org.ar/ar/libros/campus/marxis/P4C2Casanova.pdf> : Pablo González Casanova, *Colonialismo interno [una redefinición]*, 2006. – Inzwischen gilt es, jenseits der marxistischen Analyse einen dritten Weg zwischen Sozialismus und Kapitalismus zu erkunden, Walter Mignolo nennt das Mittel, diesen Weg zu finden, „Grenzdenken“: „*Geopolitik des Wahrnehmens und Erkennens. (De)Kolonialität, Grenzdenken und epistemischer Ungehorsam*“ (<http://eipcp.net/transveral/0112/mignolo/de>).

138 Ramón del Valle-Inclán, *Tyrann Banderas. Roman des tropischen Amerika*, dtv, München 1963. – Der Roman gehört zu den berühmtesten Werken der hispanischen Literatur, ist derzeit in Deutschland jedoch nur antiquarisch zu erhalten.

139 Auf den berühmten Vorläufer „*Barbarei und Zivilisation*“ (1845) von F. D. Sarmiento sei hier verwiesen. Dort werden der argentinische Caudillo Facundo Quiroga und der Diktator Juan Manuel de Rosas porträtiert: http://de.wikipedia.org/wiki/Barbarei_und_Zivilisation und www.himmlers-heinrich.de/eroberung.pdf, S. 22 f, 36 ff.

Modell des *Caudillo* auch als Anspielung auf das Geschehen in Spanien verstanden werden.

Seinen ersten Auftritt hat Santos Banderas vor einer Abordnung der spanischen Kolonie in seinem Land, als ein Militäreinsatz gegen einen Aufstand zu Ende gebracht wurde und vor seinem Regierungssitz, einem ehemaligen Kloster, ein indianischer Delinquent bis zu den Lenden eingegraben wird, um von zwei Korporalen mit der Stäuppeitsche gezüchtigt zu werden. Santos Banderas, eine „Mumie im Klerikerrock“ (S. 143) schaut der Züchtigung zu, als die Delegation zu ihm vorgelassen wird:

„Herr Santos zog sich vom Fenster zurück, um eine feiertäglich angetane Abordnung der spanischen Kolonie zu empfangen. Der Krämer, der Pfandleiher, der kleine adlige Liederjan, der großmäulige Chauvinist, der Doktor ohne Nostrifikation¹⁴⁰, der schaumschlägerische Journalist, der Reiche mit dem üblen Ruf standen aufgereiht da und verneigten sich vor der schweigsamen Mumie mit dem grünen Speichelfaden an den Lippenrändern.¹⁴¹ – Don Celestino Galindo, verfettet, schwülstig und schofel, nahm das Wort und begrüßte in schmeichlerischer Übertreibung den glorreichen Friedensengel von Zamalpoa¹⁴²:

„Die spanische Kolonie drückt ihre Verehrung aus dem verdienstvollen Führer des Volkes, dem einmaligen Vorbild an Tugend und Tatkraft, der die Macht der Ordnung wieder hergestellt, indem er die revolutionäre Demagogie¹⁴³ empfindlich gezüchtigt hat. Mit einem Gebet und einer Träne gedenkt die spanische Kolonie großherzig verzeihend der Opfer verderblicher Verlockung, der Opfer der gefährlichen revolutionären Seuche. Aber gleicherweise will die spanische Kolonie nicht darauf verzichten, anzuerkennen, dass die einzige Gewähr der Ordnung und des Gemeinwohls nur der unbedingte Gehorsam gegenüber den Gesetzen und ihre rücksichtslose Anwendung sein kann.‘

Aus der Reihe der Spaniak¹⁴⁴ wurde beifälliges Gemurmel laut. – Einige waren plump wie Fels, schlagflüssig und breit, andere hatten den argwöhnischen, verärgerten Ausdruck alter Krämer, und andere wieder, mit Ringen an fetten Händen und Ketten über Schmerbäuchen, schwitzten aus allen Poren linkische Aufgeblasenheit. In einem waren sie alle einander verwandt: Keiner wußte, was mit den behandschuhten Händen anfangen. – Tyrann Banderas leierte eingelernte Schulmeisterphrasen ab:

„Ich bin glücklich zu sehen, dass die hier ansässigen sprachverwandten Männer sich der besten Tradition des gemeinsamen Mutterlandes als würdig erweisen, indem sie ihren unerschütterlichen Glauben an die Ideale der Ordnung und des Fortschritts kundtun. Ich bin besonders glücklich über den moralischen Beistand, der mir von Seiten der spanischen Kolonie zuteil wird. Santos Banderas ist nicht machthungrig, wie ihm seine Gegner vorwerfen. Santos Banderas

140 Beglaubigung eines im Ausland erworbenen akademischen Grades.

141 Banderas kaut ununterbrochen Kokablätter.

142 Fiktiver Ort, an dem ein revolutionärer Aufstand in einem Massaker aufgelöst wurde.

143 Den Indianern soll durch die Aufteilung von Großgrundbesitz Eigentum an Grund und Boden gewährt werden.

144 Bezeichnung für die spanischstämmige kreolische Bevölkerung.

versichert Ihnen, dass er als den glücklichsten Tag seines Lebens jenen ansehen wird, an dem er sich zurückziehen kann, um wie Cincinnatus¹⁴⁵ einst den Rest seines Lebens in der Verborgenheit zu verbringen und sein Feld zu bebauen. Glauben Sie mir, meine Freunde, die Pflichten der Präsidentschaft sind für einen alten Mann, wie ich einer bin, eine sehr schwere Bürde. Wer regiert, muß oft genug die Stimme seines Herzens zum Schweigen bringen, ist doch die unerbittliche Anwendung des Gesetzes der einzige Schutz ehrenwerter und arbeitsamer Bürger. Wenn, wer regiert, vor die Aufgabe gestellt wird, ein Todesurteil zu unterzeichnen, darf er wohl Tränen in den Augen haben, doch seiner Hand ist es nicht erlaubt zu zittern. Diese Tragik des Staatsmannes übersteigt, wie ich gerade ausgeführt habe, die schwachen Kräfte eines alten Mannes.¹⁴⁶ Vor solch ergebenen Freunden, wie Sie es sind, will ich aus meiner Schwäche kein Hehl machen, und ich versichere Ihnen, dass mir das Herz geblutet hat, als ich die Todesurteile von Zamalpoa unterzeichnen musste. Drei Nächte lang habe ich kein Auge zugetan.'

„Hört! Hört!“

Die starre Reihe der Spaniaken lockerte sich. Von einer Fliese auf die andere traten die belackschuhten Hühneraugen- und Hartballenfüße. Behandschuht und tölpelig begannen sich die Hände ziellos zu bewegen. Schließlich spielten sie alle in stiller Übereinkunft mit den kurzen Uhrketten aus dickem Brasilgold. Die Mumie wiederholte mit Nachdruck:

„Drei Tage und Nächte fastend und schlaflos!“

„Donnerwetter!“

Der so erdnah sich äußerte, war ein untersetzter, schwärzlicher Weinhändler aus der Montaña, dem das Haar in Igelstacheln vom Kopf stand und der Stiernacken über den Zelluloidkragen quoll: Die knallige Stimme hatte etwas von der jähren Gewalttätigkeit einer Theaterclaque an sich. Tyrann Banderas zog sein Etui und bot allen Hacktabak aus Virginia an:

„Gut ... wie ich Ihnen sagte, zerfleischt es einem das Herz; und die Verantwortung, die einem die Regierungsgeschäfte auferlegen, wird schließlich eine zu schwere Last. Man suche den Mann, der die Staatsfinanzen in Ordnung hält, den Mann, der die lebendigen Kräfte des Volkes in die rechten Bahnen lenkt. Der Staat verfügt zweifellos über Persönlichkeiten, die imstande wären, ihn mit größerem Geschick zu lenken, als ein alter kranker Mann es vermag. Es müßten alle repräsentativen Kräfte, hiesige und ausländische, zusammenfinden, um...“

Während er sprach, wiegte er den Schädel hin und her, der aussah, als wäre er mit Pergament überzogen. Der Blick: Geheimnis hinter grünlichen Brillengläsern. In der Reihe der Spaniaken hob und senkte sich ein Gemurmeln, das

145 Vgl. S. 59 dieser Arbeit.

146 Er ist seit 15 Jahren an der Macht (S. 93).

schmeichlerisch kundtat, man wäre anderer Meinung. Gackerte Don Celestino: „Männer, die die Vorsehung schickt, können nur durch Männer, die die Vorsehung schickt, abgelöst werden.“

Die Spaniaken klatschten Beifall und traten auf den Fliesen wie Rindvieh, das von Fliegen geplagt wird. Mit puritanischer Gebärde drückte Tyrann Banderas die Hand des pompösen Spaniaken:

„Bleiben Sie, Don Celes! Spielen wir eine Partie Fröschlein miteinander.“

„Mit größtem Vergnügen!“

Mit dem letzten Wort änderte sich die Haltung des Tyrannen Banderas, und er verabschiedete die übrigen Spaniaken kurz und bündig:

„Und Sie, meine Freunde, will ich nicht länger von Ihren Geschäften abhalten. Zu Ihren Diensten!“ (S. 15-17).

Im Land herrscht seit Jahren Bürgerkrieg. Abgesehen von Militäreinsätzen gegen Guerillagruppen oder Aufständische werden täglich bei Sonnenuntergang in einem Graben des am Meer gelegenen Festungsgefängnisses Santa Monica Todesurteile an Revolutionären vollstreckt, so dass in den Uferwellen, die an die Grundmauern schlagen, beständig in einer Reihe ausgerichtete Leichen schwimmen (S. 121). In den hier vorgestellten spanischstämmigen Herren hat Banderas die bedingungslosesten Stützen seiner Herrschaft. Sie wollen ihn an der Macht halten und von allen Reformvorhaben oder gar vom Amtsverzicht abhalten, wie er es in dieser Rede anklingen lässt. Denn eigentlich möchte er die Revolution in legale Bahnen lenken und einem Nachfolger den Weg bereiten (S. 169).

Seine Anspielung auf Cincinnatus¹⁴⁷ nimmt einen symbolpolitischen Topos auf, der vor allem auf Niccolò Machiavelli zurückgeht, und zwar auf Kapitel 25 im Dritten Buch der „Discorsi“ über die Schriften von Titus Livius: „Von der Armut des Cincinnatus und vieler römischer Bürger“. Er ist nach den USA in der lateinamerikanischen Diskussion bis in die Gegenwart allgegenwärtig.¹⁴⁸ So sah sich etwa der letzte Diktator von Chile, Augusto Pinochet, als einen reinkarnierten Cincinnatus,¹⁴⁹ allerdings mit dem gleichen Selbstbetrug wie Santos Banderas, sich nämlich nach dem verzweifelten Hilferuf der jungen Republik für ein halbes Jahr als militärischer Diktator zur Verfügung zu stellen, wie es Cincinnatus tat, um die bedrohten öffentlichen Angelegenheiten vor Feinden und ihrer Zerstörungswut zu schützen, und sich danach in aller Bescheidenheit zur Bebauung und Kultivierung der eigenen Scholle aus dem öffentlichen Leben wieder zurückzuziehen. Solche Vorstellungen suchten auch den Eroberer und späteren Generalgouverneur von Algerien heim, den Marschall Thomas Robert Bugeaud, Marquis de La Piconnerie, Duc d'Isly, der sein Ideal

147 Eine weitere Anspielung auf S. 169.

148 In der Presse von Nicaragua, von El Salvador oder Ecuador finden sich im 21. Jahrhundert Hinweise auf Cincinnatus als einen wohlthuenden Diktator, der sich nach befristeter Zeit wieder zurückzieht, wenn er Ordnung in die chaotischen gesellschaftlichen Verhältnisse gebracht sieht, ohne dass eigene Vorteile wie solche der Bereicherung irgendeine Rolle spielen. Man google einmal mit der spanischen Namensform „Cincinato“. Vgl. dazu auch Uwe Walter, *Ein Cincinnatus für die Bankrottländer*: <http://blogs.faz.net/antike/2011/12/02/ein-cincinnatus-fuer-die-bankrottländer-314/>.

149 Gregory Weeks, *Waiting for Cincinnatus: The Role of Pinochet in Postauthoritarian Chile*, 2000: <http://lasa.international.pitt.edu/Lasa2000/Weeks.PDF>.

ebenfalls in der gleichberechtigten Handhabung von Schwert und Pflugschar sah: „*ense et aratro*“; aber mit etwas völlig anderem schrieb er bis heute Militärgeschichte, nämlich mit seiner Schrift „*La guerre des rues et des maisons*“ über die Kriegführung in großen Städten.

Den Kreolen oder *Spaniakern*, die sich im „*Spanischen Klub*“ ihr Stelldichein geben (S. 35 f.), redet Santos Banderas mit seiner grünlichen indianischen Maske und einem messerdünnen Lächeln nach dem Munde. Ohne sie als den Herren mit ihren Reichtümern kann er sich als „*Indianer väterlicher- und mütterlicherseits*“ (S. 170), der sich mit seiner klassischen Bildung und völligen Assimilation gewissermaßen als Marionette der *Spaniakern* besonders eignet, gar nicht an der Macht halten. Zwar hat er als junger Mann in Peru noch gegen die Spanier gekämpft, hat aber inzwischen als Herrscher einen Seitenwechsel auf die Seite der nach wie vor herrschenden Klasse vollzogen.¹⁵⁰ Seine ganze Verachtung gilt jetzt den Indianern, die er für völlig ungeeignet hält, im öffentlichen Leben irgendeine Rolle zu spielen:

„Nun heißt es rasch und mit Nachdruck handeln. Die utopischen Pläne der hiesigen Diplomatie¹⁵¹ widersprechen den Interessen der hier ansässigen Spanier. Die Hirngespinnste der wirklichkeitsfremden Diplomaten beruhen auf der Unkenntnis amerikanischer Gegebenheiten. In der Politik amerikanischer Länder stellt sich die Menschheit als ein Wesen mit drei Köpfen dar: dem Weißen, dem Indianer und dem Neger. Drei Menschheiten. Jede Politik, die darauf keine Rücksicht nimmt, ist in diesen Breiten ein bloßer Humbug“ (S. 21).

Beim Inspekteur der Polizei, einem 30-jährigen Akademiker und Sohn hochstehender Kreolen, äußert sich das im Glauben an geheiligte Kastenvorrechte: „*Erebrte Verachtung des Indianers ist die geistige Nahrung der halbblütigen Schicht der Grundbesitzer, einer Art Bodenadel, die man in jenen Gebieten Patriziat nennt*“ (S. 47). Ein Yankee mit Bergbauinteressen kommentiert die Überheblichkeit der Spanier geringschätzig: „*Wenn die Weißen überdauern als führend, dann verdanken sie das den Kriegsschiffen und Kanonen der USA*“ (S. 38). Unterdessen – die Romanhandlung spielt sich an knapp drei Tagen um Allerheiligen und Allerseelen an den ersten Novembertagen ohne Jahresangabe ab – bemüht sich Santos Banderas um seinen Nachfolger. Das auch mit Zielrichtung auf die diplomatischen Schwierigkeiten, die er beheben möchte. Seine Wahl fällt auf Don Roque Cepedas, der wegen revolutionärer Reden in der Festung einsitzt. Sein Programm besteht aus einer Mischung der französischen Revolutionsschlagwörter *Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*, wobei die Indianerbefreiung für ihn eine wesentlich christliche Forderung ist, und theosophischen Erlösungsvorstellungen (128 ff.). Banderas nimmt ihn nicht ernst. Das zeigt sich darin, wie er sich im Gefängnis an Don Roque wendet. Er

150 Valle-Inclán soll sich an verschiedenen historischen Diktatorengegestalten orientiert haben, aber am auffälligsten an Porfirio Diaz, dem mexikanischen Präsidenten zur Zeit seines Aufenthaltes in Mexiko: José Extramiana, *A propósito de algunas fuentes de «Tirano Banderas» en un intento de interpretación de la novela*. In: Bulletin Hispanique. Tome 69, N°3-4, 1967. S. 465-486. Porfirio Diaz war Mestize, über seinen Vater indianischer, über seine mestizische Mutter teilweise von spanischer Herkunft.

151 Die im Lande anwesenden diplomatischen Vertreter des Auslandes einschließlich des spanischen Gesandten tun sich schwer, gemeinsam eine missbilligende Stellungnahme zu den von ihnen beobachteten Gewaltmaßnahmen von Präsident Banderas zu formulieren. Schließlich verabschiedet das Diplomatische Korps eine Note, in der es ein Verbot des öffentlichen Alkoholausschanks und die Verstärkung der Wachen vor den Gesandtschaften und den ausländischen Banken verlangt (S. 163).

schmeichelt ihm, weil er jenen Gegnern, die ihn nicht mit Waffen bekämpfen und im Rahmen der Gesetze bleiben, immer mit Achtung, ja sogar mit Sympathie begegne. Er lobt Don Roque wegen des menschenfreundlichen Ziels seiner Propaganda, *„die daraufhin abzielt, die indiani-sche Rasse zu ihrer Verantwortung in staatsbürgerlichem Sinne heranzuziehen“* (S. 145).

In einem Monolog über seine Pläne unter der Überschrift *„Loyolas Lehre“* schlagen seine jesuitischen Absichten durch (S. 139), mit Don Roque einen Nachfolger zu bestimmen, der, ehe er scheitert, weil er den Indianern in Banderas' Augen kein angemessenes Verständnis entgegenbringt, sich dem anpassen wird, was er von Banderas übernommen hat:

„Tschack! Tschack! Sie sind scheinbar und anscheinend demütig und doch so unberechenbar! Nicht schlecht die Meinung der Wissenschaftler, die ursprüngliche Organisation indianischer Gemeinschaften sei entartet durch den spanischen Individualismus, Wurzel unserer Führermanie. Herrschsucht der Einheimischen, Stumpfheit des Indianers, Verkommenheit des Mestizen und koloniale Theokratie sind die Schlagwörter, mit denen uns der Industriekapitalismus der Yankees und die Zierde der europäischen Diplomatie in Nachrede bringen. Sie machen den Freibeutern der Revolution die Mauer, um unsere eigene Ordnung zu beseitigen und dafür unsere eigenen Bodenschätze, die Eisenbahn und die Zölle auszubeuten ... Wir werden ihnen aber einen sauberen Strich durch die Rechnung machen und den zukünftigen Präsidenten der Republik mit allen Ehren aus dem Gefängnis herausholen!“ (S. 143).

Banderas hat aber nicht durchschaut, was sich in einem parallel zu seinem Tun laufenden Handlungsstrang für eine Gefahr entwickelt hat. Es gibt nämlich einen kreolischen Großgrundbesitzer, Filomeno Cuevas, der sich sein Gut erarbeitet und eine Familie mit fünf Kindern hat. Er kann dem Tun seines Präsidenten nicht länger zuschauen. Deshalb möchte er ihn mit einer von ihm zusammengestellten, ergebenen Truppe bewaffneter indianischer Landarbeiter in einem nächtlichen Überfall beseitigen. Zu ihnen ist der Indianer Zacarías, der einmal Soldat war, in Begleitung eines Offiziers aus dem Gefolge des Präsidenten gestoßen, den Banderas der Unzuverlässigkeit verdächtigt, weswegen er an ihm wegen eines von diesem Offizier verursachten nichtigen Zwischenfalls ein Exempel statuieren möchte, damit das Volk seine Gerechtigkeit schätze. Zacarías, der dem Offizier zur Flucht verhilft, weil er ihn kennt, hat einen besonderen Grund, dem Tyrannen nach dem Leben zu trachten. In seiner Abwesenheit ist nämlich seine Lebensgefährtin verhaftet worden, weil man sie der Mitwisserschaft an der Flucht des Offiziers bezichtigt. Sie muss ihren kleinen Sohn zurücklassen, der sich in der Nähe der Schweinesuhle aufhält und vor der Polizei Angst hat. Als Zacarías zurückkehrt, um nach seiner Familie zu sehen, findet er nur noch die verstümmelte Leiche seines Sohnes. Die Säue haben Gesicht und Hände zerfressen und die Geier seine Augen ausgehackt. Zacarías steckt den Leichnam in einen Sack und begibt sich wieder zur Truppe des Gutsherren, um sich mit besonderem Rachedurst am Überfall auf den Präsidenten zu beteiligen. Den Sack mit der Kinderleiche hat er als Talisman wie zur Totenbeschwörung vor sich auf dem Sattel liegen; von den Kindern Filomenos sagt er vor dem Ritt in die Hauptstadt zu Banderas, sie seien ihr Herzblut (S. 8, 117).

Als Banderas Schüsse aus der Stadt hört, ist es bereits zu spät, Verteidigungsmaßnahmen zu ergreifen, zumal seine Wache schnell zum Feind überläuft und er schnell ganz ungeschützt auf sich allein gestellt ist. Seine 20-jährige Tochter, wegen geistiger Behinderung im Gebäude von Pflegerinnen bewacht und versorgt, ersticht er, um sie nicht der Schmach ausgeliefert zu sehen die Tochter des „Hurensohnes Banderas“ zu sein. Als er sich am Fenster zeigt, treffen ihn mehrere Gewehrkegel.

„Sein Kopf, von den Richtern der öffentlichen Schande preisgegeben, war drei Tage lang auf einem mit Armsündertüchern verkleideten Schafott auf der Plaza de Armas zur Schau gestellt. Dasselbe Urteil verfügte, dass sein Leib gevierteilt werde; die Teile sollten von Landgrenze zu Landgrenze, von Meer zu Meer jenen Städten zugesprochen werden, die unter dem Tyrannen am meisten gelitten hatten“ (S. 190).

Für Valle-Inclán als Schriftsteller gibt es drei grundlegende Perspektiven: das Knien, das Stehen und die Betrachtung aus sehr großer Höhe. Kniet der Künstler vor seinen Gestalten, schaffe er Götter, Halbgötter und Helden; stehe man ihnen gegenüber, sehe man die Gestalten wie sich selbst, mit ähnlichen Tugenden und Schwächen; von oben gesehen würden die Gestalten zu Marionetten (S. 196: Nachwort des Übersetzers). Dass die Perspektive aus großer Höhe der Blickwinkel Valle-Incláns ist, zeigt schon der hier wiedergegebene erste Auftritt von Banderas in der Runde der spanischen Kolonie. Sein mit *„Auftakt“* und *„Ausklang“* eingerahmtes Geschehen hat er in sieben Kapitel untergliedert, zu dem mit Ausnahme des vierten mit sieben je drei Bücher gehören. Im Dritten Teil heißt das Dritte Buch *„Dramatisches Puppenspiel“*, im letzten Buch gibt es das Dritte Buch als *„Aufzug der Possenreißer“*. Es ist, als habe man es mit einem als Roman inszenierten „Großen Welttheater“ in der Tradition des Pedro Calderón de la Barca zu tun oder als folge Valle-Inclán der von Shakespear über das Londoner Globe-Theatre gesetzten Inschrift *„Totus mundus agit histrionem“*: *„Die ganze Welt ist eine Bühne, / Und alle Männer und Frauen sind nur Spieler“* (Aus *„Was ihr wollt“*). Das heißt auf *„Tyrann Banderas“* übertragen, dass die auftretenden Romanpersonen nur Rollenträger sind und die Rollen immer wieder mit neuen Darstellern mehr oder weniger gut oder schlecht ausgefüllt werden können.¹⁵² Im Roman wird das noch dadurch unterstrichen, dass Banderas sich auf Cincinnatus beruft, dessen Rolle er nachahmen möchte. So schreibt Karl Marx, dass die Menschen zwar ihre eigene Geschichte machen, *„aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“*. Im Tyrannen ist eine dieser Rollen vorgegeben, die Banderas übernahm, als er sich ins Präsidentenamt wählen ließ, das die Möglichkeit zur Diktatur eröffnete. Die *unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umstände* sind es nun, die jeder Rolle ihre einmaligen Stempel aufdrücken, so dass nur dem Augenschein nach jedes Mal das gleiche Stück aufgeführt wird. Abgesehen vom einmaligen

¹⁵² Das ist auch für Karl Marx nichts Fremdes, in dem, was er beobachtet, Bekanntes wiederzuerkennen, wie er es am von Saint-Arnaud für Napoleon III. durchgeführten Staatsstreich von 1851 in *„Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte“* sarkastisch vorführt: *„... beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüm, um in dieser althehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neuen Weltgeschichte aufzuführen ...“*

Stempel kann jede Rolle auch gut oder schlecht gespielt werden, wobei es auch immer undankbare Rollen gibt. Gerade die zwielichtigen, weil mit großer Macht dotierten sind es, deren Träger in der Regel ein erhebliches Rechtfertigungspotential entwickeln. So möchte auch Banderas nicht „Tyrann“ genannt werden, noch weniger „Hurensohn“. Cincinnatus ist dann ein willkommener Bezugspunkt.¹⁵³

In Valle-Incláns Roman ist also Exemplarisches eingegangen, das nicht verhehlt wird. Für die vom Soziologen im 21. Jahrhundert vorgelegte Analyse (post-)kolonialer Verhältnisse passt es im Großen und Ganzen immer noch. Denn Valle-Inclán spielt auch mit allen Begriffen, die zu seiner Zeit das revolutionäre Vokabular ausmachten, wie auch mit denen der konservativen Gegner und Besitzstandswahrer: „*Diktatur der kapitalistischen Eigentumsverhältnisse*“, „*Sklavenhalter*“, „*jahrtausendalter Kommunismus*“, „*Proletarier*“, „*Kolonialabsolutismus*“, „*Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit*“, „*Indianerbefreiung*“ usw.; „*revolutionäre Habenichtse*“, „*Leute, denen nichts heilig ist*“, „*Ideale der Ordnung und des Fortschritts*“, „*Schwarzhäute sind den Indianern der Pazifikstaaten überlegen*“, „*es gibt drei Klassen von Menschen*“ usw.

Mit der Wahl der Perspektive aus großer Höhe und dem Blick auf seine Romanfiguren als Marionetten könnte Valle-Inclán leicht den Eindruck erwecken, als nehme er das wirkliche Geschehen nicht ernst. Denn auch die in der Brandung gegen die Grundmauern der Festung Santa Maria schlagenden Leichname der Hingerichteten werden Inhalte eines üppi-gen tropischen Bühnenbildes, wie auch der peitschengestäubte, bis zu den Lenden eingegrabene und am Schluss erschossene indianische Soldat zur Dekoration des Hofes des ehemaligen Klosters als Regierungsgebäude gehört. Aus dem Hintergrund ist außerdem immer wieder mit Klängen verschiedenster Instrumente zu rechnen. Das Schreckliche wird, wenn es dargestellt werden soll, eben seiner Unmittelbarkeit beraubt und folgt dann den Regeln der jeweiligen Kunst, die sich des Schrecklichen in medialer Gestaltung annimmt. In ihr hallt etwa auch immer das wider, was James Carlos Blake seine Figur Edward Little erleben lässt, als Edward seinen schrecklich hingerichteten Bruder beerdigt und dabei vom eigenen Gelächter, dann von Tränen und am Ende von einem lauten Schrei erschüttert wird.

Valle-Inclán hat eine Figur von den mit entsprechenden Stereotypen versehenen Rollen ausgenommen. Don Filomeno Cuevas ist es nicht. Er wirkt zwar wirklich ehrenwert gegenüber den anderen Großgrundbesitzern, legt aber noch zu viel Wert auf sein Erscheinungsbild als Held, der für sein Land zu fallen bereit ist und als solcher im Gedächtnis seiner Kinder aufgehoben sein möchte (S, 116 f.). Am wenigsten rollenhaft erscheint Zacarías, der durch eine Narbe im Gesicht Gezeichnete, der alles verloren hat, außer dass er sich nicht nur in seinem von Säuen und Geiern verstümmelten toten Sohn, sondern auch in den lebendigen Kindern der anderen wiedererkennt, wenn er mit leiser Stimme sagt: „*Sie sind unser*

153 Für die Groß-Nazis musste die seit dem 19. Jhd. wie zu ihrem Gebrauch aufbereitete deutsche Nationalgeschichte herhalten, um sich Kostüme auszuborgen und durch Geschichte und ihre geplante *Vollendung* legitimiert zu sehen. Im Nachhinein wird das heute „Missbrauch“ genannt. Aber es funktioniert offenbar nicht anders, wie auch das Beispiel Pinochets zeigt, der nichts ohne Bezug auf sein Vorbild Cincinnatus getan haben will. Die Nazi-Großtäter hatten als Ausweg den Selbstmord eingeplant, Himmler schon seit Kriegsbeginn mit gewissermaßen eingebauter Zyankalikapfel und entsprechendem Ersatz bei unvorhergesehenem Verlust. – Dieses Vorgehen, sich in die Linie für vorbildlich gehaltener oder ausgegebener historischer Gestalten einzuordnen, ist ein anderes Muster als das von Tolstoi benutzte oder bei Goethe anklingende, wenn Menschen nur vollziehen, was ihnen nach der Natur vorgegeben ist.

*Herzblut!*¹⁵⁴ Aber er selbst ist in die von der Tyrannei verbreitete Gewalt als Gegner eingebunden und wird „den Tyrannen Banderas zur Ader lassen“ (S. 8), also zum Tyrannenmörder werden.

5.2 DIE MYTHISCHE VERKÖRPERUNG DER DIKTATOREN DER EURO-IBEROAMERIKANISCHEN GESCHICHTE IN „*EL OTOÑO DEL PATRIARCA*“ (1977)

Gabriel García Márquez' 1977 veröffentlichtes Buch „*Der Herbst des Patriarchen*“ ist ein in ganz anderer Weise durchkomponiertes Kunstwerk als „*Tyrann Banderas*“. Es ist durch den Strom seiner absatzlosen sechs Kapitel gewissermaßen eher ein langes Gedicht in Prosa als ein Roman. Die Herrschaft des namenlosen Patriarchen, Generals, Diktators oder Despoten hat sein namenloses Land in Mittelamerika mit seiner mythisch langen Herrschaft von einhundertseven oder zweihunderzweiunddreißig Jahren Dauer in „*unzählbarer Zeit der Ewigkeit*“ zugedeckt, bis die rasende Menschenmenge mit Jubelhymnen und Befreiungsmusik die Jubelnachricht von seinem Tod als frohe Botschaft verkünden kann. Seinen Namen, den er in früheren Aufzeichnungen verwendete, hat er verdrängt; denn „*ich bin ich*“ ist ihm während des geschilderten Zeitraumes gewisser als der Name Zacarías, der ihm fern und fremd vorkommt.¹⁵⁵

In diesem Namen als Erinnerungsfetzen taucht jener Zacarías wieder auf, der bei Valle-Inclán als Gezeichneter zu einem der Tyrannenmörder wird, aber dann in der Vorstellung von García Márquez sich selbst zum nächsten Tyrannen macht und sich in die lange Kette der Diktatoren nicht nur Lateinamerikas, sondern seit der europäischen Antike einreihet. Denn so weit zurück reicht bei García Márquez die Linie der Diktatoren, wenn er seinen Patriarchen eines Tages einer Verschwörung auf die Spur kommen lässt, deren Ziel, ihn „*in der Mitternacht zum kommenden ersten März*“ zu beseitigen, er jedoch zuvorkommen kann. So braucht er nicht wie einst Gaius Julius Caesar im Jahr 44 v. Chr. an den *Iden des März* zu sterben. Denn er hat herausbekommen, dass sein einstiger Mitverschworener beim Machterwerb und zum engsten Vertrauten gewordene General Rodrigo de Aguilar selbst nach der Herrschaft trachtet. Er wird getötet, in der Küche in Ganzkörpergestalt als Braten zubereitet und seinen Mitverschwörern zum Mahl vorgesetzt:

„[...] und es war, als habe ihm eine innere Stimme offenbart, dass jene Hand die Hand des Verrats war, zum Teufel, der ist's, sagte er sich verblüfft, und nun hob er den Blick durch den Lichtstrahl der über der Tischmitte hängenden Lampe und traf auf die schönen Artilleristenaugen meines Seelengevatters General Rodrigo de Aguilar, so ein Pech, sein starker Arm, sein heiliger Mitverschworener, das war doch nicht möglich, dachte er, desto schmerzvoller berührt, je

154 Zweimal kommen Leichname im Roman zu symbolischem Einsatz: Im Leichnam des Sohnes erscheint die Härte der Tyrannei als Auslöschung der Zukunft; mit der Instrumentalisierung der Leiche durch Zacarías für seine Rache soll Zukunft gewissermaßen wieder eröffnet werden. Der zerstückelte Leichnam des Tyrannen wird in den Orten, die am meisten unter ihm gelitten haben, zu einem reliquienhaften Menetekel, damit das Gedenken eine neue Tyrannei verhindere. – Mit Leichnamen ein besonderes Vermächtnis zu verbinden hat etwas Archaisches. Das Alte Testament etwa zeugt mit dem Buch Richter, Kapitel 19 davon. Kleist hat es in seiner „*Hermannsschlacht*“ aufgegriffen, wenn die Körperteile der geschändeten Jungfrau Hally zur Stimulierung der Rache an den Römern an die germanischen Stämme geschickt werden.

155 Gabriel García Márquez, *Der Herbst des Patriarchen*, dtv, München 1980, S. 127.

tiefer er das Gespinst der falschen Wahrheiten entzifferte, mit denen man ihn so viele Jahre hindurch abgespeist hatte, um ihm die brutale Wahrheit zu verhehlen, dass mein lebenslanger Gevatter Befehlsempfänger war von Glücksritterpolitikern, die er bequemlichkeitshalber aus den obskursten Hinterwinkeln des Föderationskrieges geholt und sie bereichert und mit fabelhaften Vorrechten überschüttet hatte, et hatte sich von ihnen ausnutzen lassen, hatte geduldet, dass sie sich seiner bedienten, um höher aufzusteigen, als es die alte, vom unwiderstehlichen Atem des liberalen Wirbelsturms fortgefegte Aristokratie sich je erträumt hatte, und doch wollten sie noch mehr, zum Teufel, sie begehrten den Ort des Gotteserwählten, den er sich vorbehalten hatte, sie wollten ich sein, ihr Missgeburten, wollten, ihr Weg solle von der eisigen Hellsicht und unendlichen Klugheit jenes Mannes erleuchtet sein, der unter seinem Regime mehr Vertrauen und mehr Machtbefugnis anzusammeln vermocht und sich dabei des Vorrechts bedient hatte, der einzige Mensch zu sein, der ihm Schriftsätze zum Unterzeichnen vorlegen durfte, ihn ließ er die Exekutivbefehle und die Ministerialgesetze laut vorlesen, die nur ich verabschieden konnte, ihn wies er auf die Abänderungsanträge hin, er unterschrieb mit seinem Daumenabdruck und drückte darunter das Siegel des Rings, den er damals in einem Kassenschrank verwahrte, dessen Nummernkombination niemand außer ihm kannte, auf Ihr Wohl, Gevatter, sagte er immer zu ihm, wenn er ihm die unterschriebenen Papiere reichte, hier haben Sie was, um sich abzuwischen, sagte er lachend zu ihm, auf diese Weise hatte General Rodrigo de Aguilar innerhalb eines so verzweigten und fruchtbringenden Machtsystems wie dem meinen ein zweites zu entwickeln vermocht, und damit nicht zufrieden, hatte er im Schatten den Aufstand der Grafen-Kaserne angezettelt mit der Komplicität und rückhaltlosen Hilfe des Botschafters Norton,¹⁵⁶ seines Kumpan beim Genuss holländischer Huren, seinem Fechtmeister, der die Schmuggelmunition in norwegischen Stockfischfässern im Schutz diplomatischer Zollfreiheit eingeführt hatte, während er mich am Dominotisch mit den Weihrauchkerzen einbalsamierte, es gebe keine freundlichere Regierung, keine gerechtere und vorbildlichere Regierung als die meine, auch waren sie es, die dem falschen Aussätzigen den Revolver mit den fünfzigtausend Pesos in Banknotenhälften in die Hand gesteckt hatten, die wir im Haus des Angreifers vergraben gefunden hatten und deren andere Hälften nach dem Verbrechen durch meinen eigenen lebenslangen Gevatter ausgehändigt werden würden, Mutter, schau, welch gallenbittere Pechsträhne, und doch fanden sie sich nicht mit dem Fiasko ab, sondern dachten sich endlich den vollkommenen Schlag aus, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, nicht einmal des Ihren, Herr General, denn General Rodrigo de Aguilar hatte allerglaubwürdigste Zeugenaussagen zusammengetragen des Inhalts, ich verbrächte meine schlaflosen Nächte im Gespräch mit den Blumenvasen und den Ölgemälden der Vaterlandshelden und der Erzbischöfe des im Finstern schlummernden Hauses, ich steckte den Kühen das Thermometer unter den Schwanz und gäbe ihnen Phenacetin zu fressen, damit ihr

156 Anspielung auf die Allgegenwart der *Yankees* oder *Gringos*.

Fieber sinke, ich hätte ein Ehrengrab für einen Admiral des Ozeanischen Meeres bauen lassen, der nur in meiner fieberhaften Phantasie existiere, wo ich selbst mit diesen meinen erbarmungsvollen Augen die drei vor meinem Fenster ankernden Karavellen gesehen habe, ich hätte in meinem unwiderstehlichen Laster, erfindungsreiche Apparate einzukaufen, die öffentlichen Gelder vergeudet und sogar von den Astronomen gefordert, sie sollten das Sonnensystem stören, um einer Schönheitskönigin zu gefallen, die allein in den Visionen seines Deliriums existiert habe, und dass ich in einem Anfall altersschwachen Wahnsinns zweitausend Kinder in einen zementbeladenen Leichter gesteckt hätte, der auf hoher See in die Luft gesprengt worden sei, Mutter, stellen Sie sich das vor, was für Hurensöhne, und mit diesen feierlichen Zeugenaussagen hatten General Rodrigo de Aguilar und der Generalstab der Präsidentenwache in einer Vollversammlung beschlossen, ihn im Klippenasyl der berühmten Greise in der Mitternacht zum kommenden ersten März während des alljährlichen Auftritts von Sankt Angel Custodio, des Schutzheiligen der Leibwächter, zu internieren, das heißt innerhalb von drei Tagen, Herr General, stellen Sie sich das vor, aber trotz der Bedrohung und des Ausmaßes der Verschwörung ließ er mit keiner Gebärde den Verdacht aufkommen, er habe sie entdeckt, vielmehr empfing er in der vorgesehenen Stunde wie alle Jahre die Geladenen seiner Leibwache und hieß sie um den Banketttisch herum den Aperitif mit ihm trinken, in Erwartung des Generals Rodrigo de Aguilar, der den Ehrentoast ausbringen sollte, und er plauderte mit ihnen, lachte und alberte flüchtig der Reihe nach mit ihnen, die Offiziere blickten auf ihre Uhren, hielten sie ans Ohr, zogen sie auf, es war fünf Minuten vor zwölf, doch General Rodrigo de Aguilar kam nicht, es herrschte eine mit Blumenduft vermischte Schiffskesselhitze, es roch nach Gladiolen und Tulpen, in dem verschlossenen Raum roch es nach lebendigen Rosen, jemand öffnete ein Fenster, wir atmeten, wir schauten auf die Uhr, wir rochen eine sanfte Seebrise, durchzogen vom zarten Siedfleischduft eines Hochzeitsessens, alle schwitzten, nur er nicht, wir alle erlitten, erduldeten die Gewitterschwüle des Augenblicks unter dem unversehrten Leuchten des uralten Tiers, das mit weitoffenen Augen in einem eigenen, einer anderen Weltzeit vorbehaltenen Raum blinzelte, zum Wohl, sagte er, die unwiderrufliche schmachtende Lilienhand hob von neuem das Glas, mit dem er den ganzen Abend geprostet hatte, ohne zu trinken, man hörte den Eingeweidelärm der Uhrenwerke in der Stille eines endgültigen Abgrunds, es war zwölf, doch General Rodrigo de Aguilar kam nicht, jemand wollte aufstehen, mit Verlaub, sagte er, und er versteinerte ihn mit tödlichem Blick, dass mir keiner von seinem Platz weicht, keiner atmet, keiner lebt ohne meine Erlaubnis, bevor es nicht zwölf geschlagen hat, und nun schwebten die Portieren auseinander, und herein kam der hochwohllobliche Divisionsgeneral Rodrigo de Aguilar auf einer silbernen Platte, in seiner ganzen Länge auf einer Garnitur aus Blumenkohl und Lorbeer ruhend, mariniert mit Gewürzen, im Ofen goldgebräunt, zubereitet in seiner Uniform mit den fünf goldenen Mandeln für feierliche Anlässe und den zahllosen Tapferkeitspaspelschnüren am Unterarm seines

Ärmels, vierzehn Pfund Medaillen auf der Brust und ein Sträußchen Petersilie im Mund, beim Kameradschaftsbankett servierfertig für die offiziellen Tranchiermeister angesichts der schreckversteinerten Gäste, die wir atemlos der erlesenen Tranchier- und Verteilzeremonie beiwohnten, und als jeder auf seinem Teller einen gleichen Anteil des Verteidigungsministers mit Pinienkernfülle und Duftkräutern liegen hatte, gab er den Befehl zu beginnen, wohl bekomm's, Señores“ (S. 120-123).

Es ist nicht nur der makabre Zwang zum Kannibalismus, mit dem der innere Kreis der Macht zur Strafe für seinen Verrat vorgeführt wird. Denn die vom Patriarchen verbreitete Angst ist gleichzeitig ein Zeichen seiner Einsamkeit, in der er sich in eigener Angst in seinem Palast verbarrikadiert, um in einen wachen Schlaf zu sinken (S. 200). Andererseits findet er immer junge Frauen für sein Begehren, so dass er endlos viele Siebenmonatskinder zeugt und auch in hohem Alter noch seinem Trieb nachgeht (S. 12, 16; 217 f.). Allerdings kann er seine Frau Letitia Nazareno und seinen Sohn Emanuel nicht vor der Rache schützen, mit der Teile von Militär und Klerus auf Letitia reagieren, als sie sich von ihr zu sehr auf die Finger geschaut fühlen. Beide werden von sechzig auf sie abgerichteten schottischen Wildhunden auf dem Stadtmarkt angefallen, zerfetzt und gefressen (S. 192 f.). José Ignacio Saenz de la Barra, *„der letzte frei herumlaufende Spross unserer vom Vernichtungswind der Föderations-Caudillos niedergemähten Aristokratie (...), das prachtvolle Abschlussexemplar einer Sippe ohne größeres Vermögen als seine zweiunddreißig Jahre, seine sieben Sprachen (...), der entschlossene Blick eines Mannes der Vorsehung“* (S. 202), wird für Jahre zum folternden Exekutor aller, die des Attentats auf Letitia und Emanuel verdächtigt werden. Der Präsident hat sich jedoch ausbedungen, *„dass ich nichts davon weiß, nie etwas davon gesehen habe“* (S. 222 f.). Davon sind auch die *„guten Vaterlandsfreunde des Vaterlands“* überzeugt; denn wüsste der General, wie viele Menschen sterben müssen, wäre Saenz de la Barra längst in der Hafenfestung als Gefangener verschwunden (S. 224).

Hier folgt García Márquez einem exemplarischen Motiv auf einer anderen Ebene, als es bei Valle-Inclán in der Gestalt des Zacarías der Fall ist: Frau und Kind eines Mannes zu ermorden ist eine ähnlich starke Erniedrigung von männlicher Ehre, wie den Mann gleich zu kastrieren, obwohl man dazu erst seiner habhaft geworden sein müsste. Das heißt, es handelt sich um einen Eingriff in den verletzlichsten Bereich der Individualsphäre, wo sich jeder, wo immer er gesellschaftlich stehen mag, zum Opfer geworden fühlen muss.¹⁵⁷ Die Rache fällt dann nach dem Maßstab der dem Rächer gegebenen Möglichkeiten aus, solange ihm Spielraum zu seiner Entfaltung gegeben ist.

Im Hintergrund der Machtfülle des Patriarchen in seinem *„Alptraumreich“* (S. 251) stehen die ausländischen Statthalter der absoluten Herrschaft: Engländer und Amerikaner oder insgesamt Gringos (S. 28, 45). Sie hatten den Präsidenten, unterstützt von ihren Mari-

157 So gehört auch in Miguel Angel Asturias' Roman *„Der Herr Präsident“* (wie Anm. 161, S. 121 f.) das geplante langsame Sterben eines Kleinkindes an der Brust der gefolterten Mutter zu den stärksten Schreckensbildern tyrannischer Herrschaft. Es ist ein Anschlag auf die Zukunft des Menschen, der ein Entkommen aus der Tyrannei ausschließen soll und deshalb gerade bei solchen Opfern angewandt wird, bei denen man Widerstandspotential mutmaßt. – Im Unterschied zu solchen Praktiken der Herrschaftssicherung lassen sich Landesväter in der Öffentlichkeit gern in der Gesellschaft von Kindern sehen, die ihnen von ihren Familien zugeführt werden, damit der Landesvater sie auf seinen Arm nehme und liebe.

neinfanteristen, mit einem Putsch an die Macht gelangen lassen und greifen nach langen Jahren der Herrschaft und der Misswirtschaft dem verschuldeten Regime finanziell unter die Arme (S. 194).

García Márquez hat für sich durch seine Freundschaft mit Fidel Castro ausgedrückt, dass in der „*Befreiungsmusik*“ am Ende seines Romans eine sozialistische Version von Zukunft anklingt¹⁵⁸ und er auf ein neues Gesellschaftsmodell in der Menschheitsgeschichte setzt, in dem diktatoriale Macht ein für allemal überwunden sein sollte. Denn in seinem Verständnis ist die Kette der lateinamerikanischen Diktaturen nur eine Variante überlieferter absoluter Herrschaft, wie er sie bei Sueton und Plutarch in deren römischen Herrscherbiographien, in Thornton Wilders Roman „*Die Iden des März*“ oder in Sophokles’ „*König Ödipus*“ studiert hat.¹⁵⁹

5.3 DAS BEISPIEL GUATEMALA

Miguel Angel Asturias (1899-1974)¹⁶⁰ ist mit „*Der Herr Präsident*“ ein weiterer wichtiger Vertreter des Diktatorenromans, beheimatet in Guatemala.¹⁶¹ Es ist ein Jugendwerk, in den 1920er Jahren in Guatemala begonnen, in Frankreich abgeschlossen, 1933 in Guatemala veröffentlicht, sofort verboten, endgültig 1946 in Mexiko erschienen. Wie „*Tyrann Banderas*“ oder ein anderes wichtiges Werk der Gattung vom spanischen Autor Francisco Ayala (1906-2009)¹⁶² – „*Wie Hunde sterben*“ (1958) – wurde es erst Jahrzehnte später ins Deutsche übersetzt.¹⁶³ Alejo Carpentier (1904-1980)¹⁶⁴ ist ein anderer Autor, der mit „*Die Methode der Macht*“ (1974; dt. 1976 [schlechte Übersetzung] und 1989) einen Diktatorenroman mit einem namenlosen Präsidenten in einem unbenannten Land in Mittelamerika ansiedelt.¹⁶⁵

Asturias gab seinem Präsidenten ebenfalls keinen Namen, hatte aber im Unterschied zu allen seinen Schriftstellerkollegen sogleich Schwierigkeiten mit der Zensur, weil man meinte, in der Figur entweder den guatemalteken Diktator Manuel Estrada Cabrera (1898-1922) identifizieren zu können oder aber auch Jorge Ubico Castañeda, der von 1931-1944 diktatorisch herrschte und sich ebenfalls angesprochen fühlen konnte. Der Herrscher tritt bei Asturias indessen selten persönlich auf, bleibt am ehesten die im Hintergrund allgegenwärtige Gestalt, die alles unter Kontrolle hat und, organisiert über die Geheimpolizei,

158 Paul Ingendaay, *Fidel und Gabo: Freunde bis zum Grab*, FAZ, 9.3.2004:

<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/maennerbund-fidel-und-gabo-freunde-bis-zum-grab-1148631.html>.

159 José Manuel Camacho Delgado, *Césares, tiranos y santos en El otoño del patriarca, La falsa biografía del guerrero*. Diputación de Sevilla, Sevilla 1997.

160 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Miguel_%C3%81ngel_Asturias.

161 Miguel Angel Asturias, *Der Herr Präsident, mit einer erläuternden Nachschrift des Autors*, rotpunktverlag, Zürich 1984.

162 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Francisco_Ayala.

163 Francisco Ayala, *Wie Hunde sterben. Nachwort von Hanjo Kesting*, Manesse, Zürich 2006. – Während es noch keinen deutschen Diktatorenroman über Adolf Hitler gibt, nehmen sich Autoren wie Jonathan Littell oder Roberto Bolaño deutscher Themen aus dieser Diktatorenzeit an.

164 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Alejo_Carpentier.

165 Alejo Carpentier, *Die Methode der Macht*, Suhrkamp, Frankfurt 1992. Carpentier entwirft das Porträt eines an europäische, vor allem französische Vorbilder und ihre Kultur gebundenen Diktators in den ersten Jahrzehnten des 20. Jhd.s. Am Ende stirbt er einsam im Pariser Exil, nachdem er aus seinem Land verjagt wurde, wie es anderen lateinamerikanischen Diktatoren vor ihm erging, deren Schicksal er vermeiden wollte.

über ein allwissendes Gedächtnis zu verfügen scheint, das der Patriarch bei García Márquez zu vermissen beginnt, nämlich „*die ganze Bevölkerung der entlegensten Gebiete seines unermesslichen Alptraumreichs bei Namen und Vornamen zu nennen*“ (G. M., wie Anm. 155, S. 251). Die Romangestalten bei Asturias haben alle an irgendeiner Stelle ihres Lebens den Eindruck, dass sie bis in die Verästelungen ihres Familienlebens nichts verbergen können und sie leicht von der Geheimpolizei auszuspionieren sind. Deshalb verhalten sie sich häufig auch in vorauseilendem Gehorsam so angepasst, dass sie alle Verbindungen meiden, die sich ihrem Überblick entziehen, und wenn es um die engste Verwandtschaft geht. Auch die Liebe muss zum Verrat führen (S. 295). Denn der Diktator hat es fertig gebracht, die Angst zu seinem mächtigsten Verbündeten zu machen. Es soll kein Entkommen geben. Ein Student, dem der letzte Auftritt im Geschehen gehört, bemerkt auf einmal, was es heißt, dass sein Elternhaus in einer Sackgasse steht. So ist der letzte Satz ein ins Jenseits gerichteter aus der christlichen Liturgie: „*Kyrie eleison*“, „Herr, erbarme dich!“ (S. 298).

5.3.1 ZUR LAGE DER INDIGENEN BEVÖLKERUNG

In Guatemala, wo etwa 40 Prozent der etwa 13 Millionen Einwohner (2008) zu den indigenen Völkern gehören, ist es bis in die Gegenwart nicht gelungen, eine Gesellschaft zu organisieren, in die alle Ansprüche der Bürger auf Teilnahme eingebracht werden können und zumindest den Anschein von Verwirklichung haben. So kam im Januar 2014 ein Führer der Indianer und ihrer Forderungen nach Polizeiangaben bei einem „Verkehrsunfall“ ums Leben. Dazu findet sich im Internet folgender Beitrag:

„Führender indigener Aktivist getötet. – Donnerstag, den 23. Januar 2014. Von PIA (Periodismo Internacional Alternativo)

GUATEMALA (Concepción, 23. Januar 2014).– Der 56-jährige Juan León Tuyuc Velásquez wurde am Morgen des 15. Januar am Straßenrand der Interamericana bei Sololá, etwa 150 Kilometer westlich der Hauptstadt Guatemalas, tot aufgefunden. Seine Leiche wies 'Schläge am ganzen Körper und Schussverletzungen' auf, so Mario Itzep, Sprecher der Beobachtungsstelle für Indigene Völker (Observatorio de Pueblos Indígenas). Juan Tuyuc hat eine Laufbahn als Aktivist hinter sich, vom Kommandanten der Guerilla EGP (Ejército Guerrillero de los Pobres) bis zum indigenen Anführer. Sein Tod ist von enormer Bedeutung in einem Land, in dem die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Mächte einen Komplott der Straflosigkeit für diejenigen schmieden, die das Massaker an tausenden Indigenen während der blutigen Diktatur von Ríos Montt verübt haben. Die Behörden untersuchen den Vorfall, haben aber bereits mitgeteilt, dass Tuyuc an einem 'Polytrauma' nach einem Verkehrsunfall verstorben sei. Dem gegenüber erklärte jedoch seine Schwester Rosalina Tuyuc Velásquez – ehemalige Abgeordnete und Vorsitzende von 2000 bis 2004 des Nationalen Entschädigungsprogramms –, dass Tuyuc gewaltsam und nicht durch einen Unfall umgekommen sei. Sie verurteilte die Tat und das Vertuschen

der Todesumstände. Weiter teilte sie mit, dass sie über Informationen verfüge, dass ihr Bruder zuvor festgenommen worden sei. Sie forderte von den Behörden, eine gründliche Untersuchung durchzuführen.

Indigene fordern Gerechtigkeit

Die Leiche des indigenen Aktivisten wurde nach San Juan de Comalapa im Department Chimaltenango überführt, um dort begraben zu werden. Sie wurde von vielen Indigenen begleitet, die auf die Straße gingen, um den Mord zu verurteilen und Gerechtigkeit zu fordern.

Tuyuc, ein Indigener der Maya Kaqchikel, war ein anerkannter Aktivist für die Rechte der indigenen Völker. 'Sein Tod stärkt den Kampfgeist um weiterzumachen, bis zu dem Tag, an dem die Rechte der indigenen Völker respektiert werden', unterstrich seine Schwester.

Der Aktivist war früher Teil der revolutionären Vorgänge in Guatemala; während des Bürgerkrieges (1960-1996) war er Kommandant der EGP. Bis zuletzt leitete er Projekte für verschiedene indigene Gemeinden. Seine Schwester ist Gründerin und Leiterin von CONAVIGUA (Coordinadora Nacional de Viudas de Guatemala), einer Organisation indigener Witwen des Krieges, der 200.000 Tote und 45.000 Verschwundene gefordert hat.

Das Komplott der Straflosigkeit

Der Mord an dem indigenen Anführer findet in einem Kontext des permanenten Ausgrenzung der Indigenen und der Verletzung ihrer Rechte statt – in einem Land, in dem mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus indigenen Völkern der Maya, Garifuna und Xinca besteht, die in Armut leben, und wo wirtschaftliche, politische und militärische Eliten eine Intrige durchführen und weiterverfolgen, damit das Massaker an über 1.700 Indigenen der Maya Ixil während der Jahre 1982 und 1983 ungestraft bleibt.

Der Verantwortliche für dieses Massaker, der Ex-Diktator José Efraín Ríos Montt, hat sich jahrelang hinter der vom Gesetzgeber legalisierten Straflosigkeit versteckt; und er bleibt noch immer straflos, nachdem die Justiz kürzlich das Gerichtsverfahren annulliert hat, das ihn wegen Völkermordes und Menschenrechtsverbrechen zu 80 Jahren Haft verurteilt hatte.

Nach dem Völkermord hat sich die indigene Bewegung reorganisiert, um ihr Land zu verteidigen, das heute von der Regierung von Otto Pérez Molina bedroht wird. Dessen Regierung ist gekennzeichnet von Repression, Xenophobie und politischer Verfolgung, sowie von der Interessenvertretung multinationaler Konzerne, die versuchen, das strategisch wichtige Gemeinwohl zu plündern.

Weiterhin Ausgrenzung der Indigenen

Die Beobachtungsstelle für Indigene Völker kritisiert das Fehlen politischer Maßnahmen für die Indigenen; ihrer Meinung nach gebe es auch in den noch

verbleibenden zwei Jahren der Amtszeit von Pérez Molina keinerlei politischen Willen, an der Ausgrenzung der Indigenen etwas zu ändern. Der Sprecher der Beobachtungsstelle, Itzep, teilte mit, dass die sozialen Konflikte gegenüber dem 'Ansturm' multinationaler Konzerne auf die indigenen Völker in der jüngsten Zeit zugenommen hätten. Daher litten diese weiterhin 'unter Unterdrückung, Ausgrenzung und Rassismus und es gibt kein Interesse seitens der Regierung, dieses Problem zu lösen'.

Regierung weist Vorwürfe zurück

Am 20. Januar hatte die Interamerikanische Menschenrechtskommission CIDH die Vorwürfe von Rosalina Tuyuc aufgegriffen und den guatemaltekischen Staat aufgefordert, den Tod von Tuyuc Velázquez aufzuklären und eventuelle Täter zu bestrafen. Die Regierung wies diese Vorwürfe umgehend zurück und ließ über das Außenministerium mitteilen, Tuyuc sei an einem Schädelhirntrauma und Polytrauma infolge eines Verkehrsunfalls gestorben; sie stützt sich dabei auf das Nationale Institut für Forensik INACIF. Zudem erklärten sowohl das Innenministerium als auch die Nationale Zivilpolizei PNC, dass Tuyuc vor seinem Tod nicht von Sicherheitskräften verhaftet worden war. Die Regierung wies dementsprechende Vorwürfe als unbegründet und verleumderisch zurück.¹⁶⁶

JULIO CASTELLANES CAMBRANES (*1943), guatemaltekischer Historiker und Agrarwissenschaftler, verfasste einen am 27. Januar 2014 in *Prensa Libre* veröffentlichten Nachruf auf Juan de León Tuyuc und alle Maya-Geschwister, die ermordet wurden, weil sie beabsichtigten, die den Vorfahren geraubten Ländereien wiederzuerlangen und ohne politische und wirtschaftliche Unterdrückung leben zu können. Dabei erinnert er an das in London veröffentlichte Buch des Autorenpaars Thomas und Marjorie Melville von 1971 mit dem Titel „*Another Vietnam?*“.¹⁶⁷ Dieses Buch widmeten sie „den Mayas von Guatemala, besonders Francisco, Santos und Julián, außerdem den landlosen Bauern in der gesamten Dritten Welt“. Die Melvilles lebten während der 1950er Jahre bis 1967 in Guatemala. Thomas als Pfarrer, der Bauern-Cooperativen in Petén organisierte, Marjorie als Ordensschwester und Soziologieprofessorin in Guatemala-Stadt. Ihrer beider soziales Engagement ließ sie zu einem Paar werden und veranlasste sie, über das Thema des Landbesitzes und der Macht der guatemaltekischen Oligarchie zu schreiben. J. C. CAMBRANES meint, dass dieses Buch seiner Aktualität halber zur Pflichtlektüre in Guatemala werden sollte. Die beiden hätten verstanden, von welcher Bedeutung Landbesitz für die indigene Bevölkerung und ihre Lebensführung war. Im Epilog schreiben sie, dass sie Abstand davon nehmen, eine Zukunft für Guatemala vorherzusagen. Die Tatsachen sprächen für sich. Denn die von der herrschenden Ordnung verursachten Konflikte würden beweisen, dass die staatlichen Institutionen auf einen Zusammenstoß mit der Geschichte hinausliefen. Ihrer Meinung nach würde die Außenpolitik der Vereinigten Staaten nur Tod und Zerstörung in Guatemala zuspitzen. Beide sähen ihre Verpflichtung darin, mit der Bauernschaft zusammenzuarbeiten und ihre vielen Freunde davor zu bewahren, in den „Body Count“ des Pentagon¹⁶⁸ einbezogen zu werden. Die Nordamerikaner hätten sich schon zu lange auf Seiten der Unterdrücker befunden. „*Wir müssen verstehen, dass die geringste Unterstützung für die guatemaltekische Oligarchie, ihre unmenschliche und entmenschlichende Kontrolle über das Volk aufrecht zu erhalten,*

166 Siehe <http://www.npla.de/de/poonal/4577-fuehrender-indigener-aktivist-getoetet>.

167 Vgl. http://books.google.de/books/about/Tierra_Y_Poder_en_Guatemala.html?id=b35EAAAAYAAJ&redir_esc=y.

168 Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Body_Count_\(Krieg\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Body_Count_(Krieg)).

ein Hohn auf unser eigenes moralisches Erbe ist, wie es in unserer Unabhängigkeitserklärung und unserer Verfassung enthalten sei. Die Ergebnisse des Sturzes der Regierung von Jacobo Arbenz 1954, der unter der Schirmherrschaft der CIA ausgeführt wurde, sind nicht nur Geschichte, sondern kennzeichnen das tägliche Erbe der Enteigneten von Guatemala“.¹⁶⁹

JULIO CASTELLANES CAMBRANES wies 1985 darauf hin, was es für einen deutschen Einfluss in der Oligarchenszene von Guatemala seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben hat und wie kolonialistische Regelungen der Zwangsarbeit aus Deutsch-Ostafrika¹⁷⁰ in den 1930er Jahren auf Guatemala und die indigene Bevölkerung übertragen wurden. Dieser deutsche Einfluss ist vor allem verbunden mit dem Namen der Familie Dieseldorff und der Diktatur des Jorge Ubico Castañeda.¹⁷¹

Die Ereignisse von 1954 um den Sturz der Regierung von Jacobo Arbenz gaben Miguel Angel Asturias einen weiteren Anlass, dieses Mal aber mit namentlichem Bezug, über sein Land zu schreiben: „*Weekend in Guatemala. Acht Novellen zum Sturz der Arbenz-Regierung 1954. Mit einem Anhang über die neuere Geschichte Guatemalas*“.¹⁷²

5.3.2 MIGUEL ANGEL ASTURIAS: „WIR SIND ALLE AMERIKANER“

„*WIR SIND ALLE AMERIKANER*“ ist die zweite der acht Novellen, die Asturias über die Vorgänge von 1954 in seinem Land zuerst in Buenos Aires veröffentlichte. Sie handelt von Milocho, einem guatemalteckischen Fremdenführer, der auch über die amerikanische Staatsangehörigkeit verfügt und amerikanischen Touristen sein Land zeigt. Als die mit einer Bodenreform befasste Regierung von Jacobo Arbenz auch US-amerikanische Interessen in Gestalt der „United Fruit Company“ und ihres Bodenbesitzes ins Visier nimmt, wird die CIA von Präsident Dwight D. Eisenhower beauftragt, gegen die frei gewählte guatemalteckische Regierung einen Putsch zu unternehmen und die dazu benötigten Kräfte zu organisieren.¹⁷³ Guatemala wird unversehens am 17. Juni 1954 überfallen, Dörfer werden bombardiert, Milocho entgeht unversehrt einem Bombenabwurf, verliert aber den Boden unter den Füßen. Seine Überzeugung, dass in Nord-, Mittel- und Südamerika einander gleiche Amerikaner leben, begräbt er in einer amokartigen Busfahrt, indem er als Fahrer den Bus mit allen Touristeninsassen einschließlich seiner Geliebten in einen Abgrund steuert und alle ums Leben kommen.

Im Einzelnen spielt sich die Handlung der Erzählung folgendermaßen ab:

Milocho, eigentlich Emilio Croner Jaramillo, macht als Fremdenführer eine gute Figur, ein Don Juan mit mattgelbem Teint, der immer wieder amerikanische Touristinnen beeindruckt. Bei seiner letzten Fremdenführung hat er sich in Alarica Powell, eine blonde kalifornische Göttin, verliebt. Da der Flugverkehr in Guatemala eingestellt wird, begleitet er sie

169 Siehe http://www.prensalibre.com/opinion/Historia-colision-Guatemala_0_1073892670.html.

170 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/Deutsch-Ostafrika>.

171 Vgl. <http://dieseldorff.com/index.html#Anker5>. Ebenfalls J. C. Cambranes, *Los empresarios agrarios modernos y el Estado en Guatemala*: <http://dialnet.unirioja.es/descarga/articulo/4009008.pdf>, S. 256-279. Dazu auch den Wikipedia-Eintrag zu Jorge Ubico Castañeda: http://de.wikipedia.org/wiki/Jorge_Ubico_Casta%C3%B1eda.

172 1958 in Buenos Aires veröffentlicht, 1961 in Berlin (DDR) erschienen und 1988 erneut im Züricher *rotpunktverlag* herausgebracht.

173 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Operation_PBSUCCESS.

an die karibische Küste, von wo sie sich nach New Orleans einschiffte. Als er in die Hauptstadt zurückkehren will, aber die Verkehrswege unterbrochen sind, weil fremde Söldner ins Land einfallen, überstürzen sich die Ereignisse. Er flieht mit anderen und muss in einem Dörfchen Zuflucht suchen.

Als er sich in einer Hängematte in der Mittagszeit ausruht und seinen schlafenden Nachbarn mit einem Bambusrohr zu kitzeln und zu necken beginnt, brechen Detonationen und ein Hagel von Geschossen über sie herein, ehe Milocho das Flugzeug wahrnimmt, das das Dorf angreift. Sein Nachbar wird in der Hängematte getroffen und getötet. Milocho möchte nicht wahrhaben, dass es Nordamerikaner sind, die von Panama her mit ihrer Bombenlast über Guatemala fliegen. Dann sieht er,

„wie die Maschinen die Küste anfliegen, die nach dem Regen in der reinen Luft deutlich zu erkennen war, sah er, wie die schwarzen Pünktchen aus großer Höhe ihre tödliche Last abwarfen, als streuten sie Pfefferkörner aus, hörte er die schweren Explosionen, die die armseligen Ortschaften in Stücke schlugen“ [...].

„Dort drüben setzten seine Bombenflugzeuge – seine? Milochos, des Fremdenführers? ... Jawohl seine, denn er besaß ihre Staatsangehörigkeit – die Strafexpedition fort, zerstörten die strohgedeckten Lehmhütten, zerstörten die Dörfer des Landes, in dem er geboren war. Tränen stiegen ihm hoch, hingen an seinen geschlossenen Wimpern, rannen zu seinen bitteren, stammelnden Lippen hinab. Staatsbürger der Nation, die das Land, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte, mit Verderben schlug ... Sie machten ihre Drohung wahr ... Sie hatten es angekündigt ... Aber er hatte nicht geglaubt, dass sie einer solchen Gemeinheit fähig wären. Er lachte, als hätte er seine Touristen vor sich. Amerikaner ... Wir alle sind Amerikaner ... Aber es war nicht sein altes Lachen, sondern ein schneidendes, furchterregendes Gelächter“ (S. 52 f.).

Als Milocho seinen Weg in die Hauptstadt fortsetzt, trifft er auf einen Oberst der landeseigenen Streitkräfte, der an der „Befriedungsaktion“ beteiligt ist und der in Milocho den amerikanischen Staatsbürger begrüßt:

„ ‚Frieden um jeden Preis‘, fuhr der Oberst fort. ‚Aber wir mussten mit einem Schlag ein paar hundert Indios umlegen. Neunundzwanzig habe ich in Nagualcachita erschossen, ein Aufwaschen war's. Befriedet haben wir sie und ‚befriedigt‘, Don Milochito. Den Kerlen eine Kugel, damit sie friedlich wurden, und den Weibern 'nen dicken Bauch, das wirkte sofort. Machen Sie mal einen Abstecher nach Nagualcachita und erzählen Sie mir hinterher, ob wir nicht gute Arbeit geleistet haben. Auf diese Weise haben wir die Aktion Ihrer Piloten unterstützt. Vor denen kann man nur den Hut ziehen. Mordskerle sind das! Und glauben Sie nicht, dass wir nur mit den Anführern Schlitten gefahren sind. Alle haben wir 'rangenommen. Gleiches Recht für alle. Und die Häuser, wo wir an den Wänden die Plakate von diesen Scheißgewerkschaften entdeckten, die haben wir gleich angezündet.‘“

Schnell muss Milocho registrieren, dass Söldner aus allen mittelamerikanischen Ländern wie Nicaragua, Honduras und sogar Dominikaner aus der Karibik an dem Massaker von Nagualcachita beteiligt waren. Milocho muss ihnen noch zwei Tage bei ihrer „Befreiungsfeier“ Gesellschaft leisten, ehe die Züge wieder verkehren.

Nach einiger Zeit kommen wieder amerikanische Touristen ins Land. Milocho nimmt seine Fremdenführertätigkeit wieder auf. Alarica Powell gehört zu den Touristen. Sie möchte Milocho heiraten. Zu zweit wollen sie zwischen Kalifornien und New York ein Busunternehmen betreiben.

Milocho lässt es sich zum Beispiel bei der Führung durch die ehemalige spanische Hauptstadt von Mittelamerika La Antigua Guatemala nicht nehmen, mit Feiertagsmiene, trauriger Heiterkeit und schwermütigem Clownslachen (S. 60) davon zu sprechen, dass die Ruinen in der Stadt nicht das Werk der amerikanischen Piloten sind, sondern das Ergebnis eines lange zurückliegenden Erdbebens. Die drei die Stadt umgebenden Vulkane verfügten über größere Kraft als Flugzeuge mit ihrer Bombenlast.

Alarica meint, dass die Vulkane – „deine“, nämlich Milochos, im Unterschied zu „ihren“ Flugzeugen – ein Ebenbild der ohnmächtigen Hoheit seien, die die Guatemalteken zur Schau tragen. Ihrer Meinung nach gibt es in dem Land nichts zu verteidigen, am allerwenigsten die „*dreckigen Indios, mit denen man doch früher oder später aufräumen*“ müsse, oder die zusammengeschossenen, elenden Nester, die sowieso durch Beton ersetzt werden sollten (S. 63). Milocho hat früher mit ihr auf Augenhöhe scherzen können. Jetzt verletzen ihn ihre Worte, weil er sich zu dem geworden fühlt, was er in ihren Augen sowieso ist, nämlich kein vollwertiger Amerikaner. Auf einmal fühlt er sich gedemütigt, ohne dass Alarica wahrnimmt, wie sie auf ihn wirkt.

Als die Ausflugstour fortgesetzt wird, übernimmt Milocho selbst das Steuer.

„Sein Herz war hart wie Stein und seine Seele zerfressen von Hass, und er war fest entschlossen, der Frau an seiner Seite – wie fremd ihm ihr Name war, wie fremd sie selbst, ihr Lachen, ihre Bewegungen, ihr Parfüm -, Miss Alarica Powell, zu beweisen, dass man ohne Moral, aber im Besitz der notwendigen Mittel alles vermochte und sehr mächtig war“ (S. 64).

Im Rückspiegel zählt er seine Fahrgäste. Es sind neunundzwanzig, so viele wie die Opfer von Nagualcachita. „*Der ‚Staatsbürger‘ zählte seine Landsleute... Der Einheimische die Erschossenen*“ (S. 66). Es ist jedoch die wahnsinnige Vernichtungswut des ‚Staatsbürgers‘, die allmählich die Oberhand gewinnt. In seiner Brust wühlt indessen der Schmerz des Einheimischen, des Mestizen, des Getretenen. Das Lenkrad kommt ihm vor wie die Uhr am Handgelenk des in der Hängematte neben ihm Getöteten. Sie war stehen geblieben und zeigte 2.35 h an, die Stunde, die sich bei ihrer Tour nähert, während er Alaricas Schenkel an dem seinen spürt, „*fest wie ein Apfel und golden wie das Korn Kaliforniens*“ (S. 68).

Bei einem weiteren Halt am Fuße der mächtigen Vulkane Agua, Fuego und Acatenango schildert er, was sie an den Konquistadoren für Rache nahmen, auch noch, als diese ihre Stadt zum dritten Mal an anderer Stelle errichteten, aber einer der drei Vulkane sie wieder in Schutt und Asche legte, weil die eingeborene Bevölkerung weiter gedemütigt und ihre

Kaziken erhängt wurden. Alarica hängt fest an seinem Arm und sagt, dass das alles lange her sei und die Vulkane zu nichts mehr nütze seien, „*wie ihr*“ (S. 71).

Die Entschlossenheit seiner wahnsinnigen Vernichtungswut überträgt sich endgültig auf seine Fahrweise:

„Stumm, reglos, die Gesichter starr vor Entsetzen, verfolgten die Touristen jede Bewegung des Fahrers, der, wie sie glaubten, die Gewalt über den Wagen verloren hatte und sich bemühte, eine Katastrophe zu verhindern; aber als sie den Irrtum erkannten, als ihnen klar wurde, dass er sie verhöhnte, dass sich der Abgrund den Rädern oder die Räder dem Abgrund näherten, dass sie bereits die Felsblöcke hart am Wegrand streiften, schrien sie um Hilfe: ‚Help! Help...!‘

‚Hilfe! Hilfe...!‘ übersetzte Milocho mechanisch, obgleich es in seinen Ohren wie ‚Mörder! Mörder...‘ klang. ‚Schuffte!‘ stieß er zähneknirschend hervor. ‚Ich ein Mörder? Und die Air-Bombermen und die Piloten, die unsere wehrlosen Städte und Dörfer in die Luft sprengten, die unsere Frauen und Kinder mit Maschinengewehren niedermähten und jetzt bei uns herumfahren, als wären sie zu Hause, wie nennt ihr die? Mörder? Nein! Die Air-Bombermen bleiben ordengeschmückte Air-Bombermen, und die Piloten bleiben Piloten!‘

Und weiter ging es talwärts, steuerlos, trudelnd, schon halb über dem Abgrund. Im Spiegel sah er noch einmal die Toten von Nagualcadiita. Sie hatten sich unter die Touristen gedrängt, die hinfielen, von ihren Sitzen sprangen, nach irgendeinem Halt griffen, zusammenprallten, bald zu Boden, bald gegen die Decke, bald gegen die Scheiben geschleudert wurden, ein Gewirr aus Sonnenbrillen, bunten Hemden, weißen Gebissen, an denen der erkaltete Kaugummi klebte... ‚Die Toten von Nagualcachita, aussteigen – aussteigen‘, schrie er ihnen zu, ‚hinaus mit euch ... hinaus ... Ihr seid schon tot... Jetzt sind die andern dran – Laßt uns allein ... allein!‘

Feigling! Feigling?

Feigling! riefen die Toten von Nagualcachita. ‚Aussteigen ihr! Aussteigen... Ihr werdet schon sehen, dass ich kein Feigling bin! Nicht wahr, Darling, ich bin kein Feigling? Jetzt werden wir die Dörfchen in Kalifornien bombardieren, die Dörfchen zwischen Kalifornien und New York ... Dein ganzes Land schreit nach Bomben ...‘“ (S. 73).

Mit dem Ausruf „*Wir sind alle Amerikaner!*“ reißt er das Steuer herum und lenkt den Bus in einen Abgrund.

Die Indios, die als Tagelöhner-Sklaven beim Straßenbau arbeiten, brauchen zwei Tage, um die Leichname zu bergen, damit sie in ihrer Heimat beigesetzt werden können.

5.3.3 DIE AMOKFAHRT EINES GEDEMÜTIGTEN

Asturias, der mit Jacobo Arbenz befreundet und unter seiner Präsidentschaft im diplomatischen Dienst tätig war, bevor er wieder ins Exil ging,¹⁷⁴ schildert die Geschichte Milochos als empathischer Er-Erzähler. In Milochos Gestalt ist anfangs alles Widersprüchliche

174 Vgl. dazu http://issuu.com/robdiaz/docs/jacobo_arbenz_miguel_angel_asturias.

vereinigt, ohne dass er ein Bewusstsein davon hätte. Denn es fügt sich in die all- oder pan-amerikanische Ideologie, die jedoch ihren Ausgangspunkt im angelsächsischen Nordamerika hat, wie sie in der OAS (Organisation Amerikanischer Staaten) fort dauert.¹⁷⁵ „*Wir sind alle Amerikaner!*“ ist also, wenn Milocho es verwendet, eher nord- als hispanoamerikanisch geprägt, zumal er seine Zukunftspläne in den USA angesiedelt sieht und deren Staatsbürgerschaft bereits erworben hat. Dahinter steckt eine Vorstellung, die seither nichts von ihrer Kraft verloren hat, wie der ununterbrochene Versuch vieler Lateinamerikaner zeigt, auf das Territorium der USA zu gelangen. Die USA unternehmen indessen alles, um den Zuzug einzuschränken, und haben einen entsprechenden Grenzwall errichtet.¹⁷⁶

Milocho gegenüber beginnen mit dem Überfall der von den USA gesteuerten Putsch-Kräfte auf Guatemala auf einmal ganz andere Grenzen zu wirken, über die er sich offenbar zu leichtfertig hinweggesetzt hatte.

Asturias legt es darauf an, in Milocho Kräfte zur Wirkung und zum Ausbruch kommen zu lassen, die ihren Ursprung in der in der „White Supremacy“¹⁷⁷ niedergelegten Vorstellung von der angloamerikanischen Überlegenheit vor allem im „*Weiß-Sein*“ hat. So ist Milochos Amokfahrt im Bus nicht nur individualpsychologisch zu verstehen, sondern als eine Reaktion auf ein Bündel von Erfahrungen, die alle von *sekundärer Gewalt* geprägt sind. *Sekundäre Gewalt* verlangt in der Regel Anpassung, weil sie den Anspruch erhebt, vor *primärer Gewalt* zu schützen.

Milocho hat die längste Zeit seines Lebens nichts von diesem Anpassungsdruck gespürt, weil er alles unternahm, ihm zu genügen. Die völlige Anpassung an *sekundäre Gewalt* hängt aber immer von Faktoren ab, über die nicht alle Individuen gleichermaßen verfügen. So gelingt in vielen Fällen völlige Anpassung entweder nur zum Schein oder es werden ihr über die mehr oder weniger unbewusste Kontrolle der Faktoren Steine in den Weg gelegt. Diese Steine können sich in Gestalt des „Mobbings“ äußern, mit dem die Angepassten sich für ihre Anpassung an Außenseitern rächen, die sie in der Regel selbst produzieren und dann spüren lassen, was sich in ihrem Anpassungsprozess für Aggressionen aufgebaut haben.

Der auffälligste Faktor auf Milochos Seite, der seiner Anpassung im Wege steht, ist seine Hautfarbe, das heißt sein mattgelber Teint. Weniger auffällig ist zunächst seine Sozialisation in der guatemalteckischen Gesellschaft. Diese Sozialisation zeigt ihm aber im Augenblick der plötzlichen Bombardierung durch US-Flugzeuge, dass er in die panamerikanische Vorstellung nur bedingt hineingehört. Schließlich muss er sich durch Bemerkungen seiner amerikanischen Geliebten völlig aus ihr ausgemustert sehen, weil sie aus ihrer Verachtung seines Umfeldes keinen Hehl macht. Milocho fühlt sich in seiner Menschenwürde verletzt.

Asturias zeigt also, wie in Milocho eine soziale Lunte gelegt wird, die seine Selbstwahrnehmung so in Mitleidenschaft zieht, dass er glaubt, sich wehren zu müssen. Da er als Fremdenführer ein Umfeld hat, das ihm entsprechende Ziele für seine Rache anbietet wie auch gleichzeitig die Mittel, seine Rache ohne auffällige Vorbereitungsmaßnahmen voll-

175 Siehe dazu <http://de.wikipedia.org/wiki/Panamerikanismus>.

176 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Grenze_zwischen_den_Vereinigten_Staaten_und_Mexiko.

177 Siehe dazu http://de.wikipedia.org/wiki/White_Supremacy.

ziehen zu können, sind seinem Vernichtungsfeldzug alle Wege geebnet. Das Geschick des Erzählers besteht darin, die Genese von Milochos Amokfahrt als allmählich vonstatten gehende Orchestrierung zu inszenieren und einem Höhepunkt zuzuführen, wo es für Milocho kein Zurückweichen mehr gibt und seine Opfer erst in den letzten Augenblicken wahrnehmen, dass sie ihm ausgeliefert sind und in einer tödlichen Falle sitzen. Asturias' Erzählen ist so angelegt, dass nur der Leser weiß, was da wirklich geschieht, nämlich eine Amokfahrt. Niemand von außen wird rekonstruieren können, was sich abgespielt hat, nachdem der Bus einmal in den Abgrund gestürzt ist.

Die beiden letzten Sätze der Novelle lauten:

„Als letzter wurde Emilio Croner Jaramillo, der berühmte Fremdenführer Milocho, geborgen. Kaum entstellt, mit offenem Mund lag er zwischen Felsbrocken und stachligem Gestrüpp, als rief er noch immer: ‚Wir alle sind Amerikaner!‘“ (S. 74).

Asturias ist als Erzähler nicht Milocho. Insofern ist er kein Befürworter von Amok als Individualwaffe gegen einen überlegenen Aggressor in Gestalt der vom CIA angeheuerten Söldner. Milocho ist auch kein überzeugter Selbstmordattentäter, der von irgendeiner Heilsgewissheit gesteuert wird. Asturias macht allerdings verständlich, was sich aus einer Konfiguration, in der Milocho agiert, für ein Potential ergeben kann, das zum Tod vieler unschuldiger Menschen führt, anders als bei den Bomberpiloten, die aus großer Höhe in aller Distanz über die Bedienung von Knöpfen ihre Bombenlast abwerfen und ihre Geschütze abfeuern, wie es ihnen ihre Ausbildung gebietet. Für den Leser ergibt sich die Schlussfolgerung, dass angesichts des Geschilderten erst im Tod aller, die Amerikaner sein wollen oder sollen, jeder ein Amerikaner sein wird.

Aber einstweilen ging und geht es in Guatemala (militär-)diktatorial oder scheindemokratisch weiter, allerdings nicht mehr so plakativ wie in der Wiederwahlpropaganda des „Herrn Präsidenten“ aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts:

„Bürger:

Den Namen des Herrn Präsidenten der Republik aussprechen heißt, mit der Fackel der Freiheit die heiligen Interessen unserer Nation beleuchten, unserer Nation, die sich unter der weisen Führung des Herrn Präsidenten wertvolle Errungenschaften des Fortschrittes auf allen Gebieten zu eigen gemacht hat und zu eigen machen wird! Als freie Bürger, die sich der Pflicht bewusst sind, über ihr Schicksal zu wachen, das auch dasjenige des Vaterlandes ist, als gutgesinnte Männer und Feinde der Anarchie proklamieren wir, dass das Heil der Republik in der Wiederwahl unseres großen Führers liegt, in nichts weniger als in seiner Wiederwahl! Warum sollen wir das Schiff des Staates durch unbekannte Gewässer treiben lassen, wenn sich an unserer Spitze der bedeutendste Staatsmann unserer Zeit befindet, jener, den die Geschichte als den Großen der Großen, als den Weisen der Weisen, als den liberalen Denker und Demokraten begrüßen wird? Der bloße Gedanke an einen ändern an seiner hohen Stelle ist ein Attentat gegen das Wohlergehen der Nation, gegen unser eigenes Wohlergehen, und der, der es zu denken wagt - niemand wird es

*wagen -, sollte als gemeingefährlicher Geisteskranker eingesperrt werden oder, wenn er bei normalem Verstande ist, gemäß unseren Gesetzen als Verräter des Vaterlandes verurteilt werden. Bürger, die Urnen erwarten Euch! Wählet unseren Kandidaten, den das Volk wiederwählen wird!*¹⁷⁸

Für die USA bedeutete der Umgang mit den lateinamerikanischen Staaten seit der Monroe-Doktrin von 1823 „Hinterhofpolitik“,¹⁷⁹ in die sie sich von außeramerikanischen Mächten nicht hineinreden lassen wollten. Das wird deutlich an einem Sachverhalt, der 2010 aufgedeckt wurde: Der US-amerikanische Arzt John Cutler führte im Auftrag seines Gesundheitsministeriums von 1946 bis 1948 in Guatemala an rund 1.300 Prostituierten, Häftlingen, Soldaten und Patienten psychiatrischer Krankenhäuser ohne deren Wissen Experimente durch, indem er sie mit Syphilis und Tripper infizierte, um die Wirkung von Penicillin zu testen. Die Behörden in Guatemala waren informiert und stellten Ärzte als Hilfspersonal ab. Die Opfer waren ahnungslos. 83 von ihnen starben, viele leiden noch heute an den Folgen.

In Guatemala geschah das unter der Präsidentschaft von Juan José Arévalo Bermejo. Er wollte mit einem reformistischen Programm die Diktatur Jorge Ubicos, der 1944 gestürzt wurde und in die USA floh, reformieren, nachdem Jacobo Arbenz in einer nur Monate währenden Übergangszeit zwischen 1944 und 1945 bereits einmal die Amtsgeschäfte geführt hatte. In seiner Regierungszeit bis 1951, auf die Arbenz folgte, wollte er ein Konzept des „geistigen Sozialismus“ umsetzen. Ab 1954 herrschten dann mit zeitweise liberaleren Einschüben bis 1986 ununterbrochen Militärdiktaturen. Sie waren seit 1960 von Bürgerkrieg begleitet, der bis 1996 andauerte.

Das Ende des Bürgerkriegs hat die Situation des Landes nur oberflächlich befriedet. Wie für andere mittelamerikanische Länder, etwa Mexiko, San Salvador oder Honduras, warnt das Auswärtige Amt der Bundesrepublik ununterbrochen auch 2014 vor touristischen Aufenthalten in Guatemala.¹⁸⁰

„Landesspezifische Sicherheitshinweise

*Kriminalität: In Guatemala besteht eine erhöhte Gefährdung Reisender durch Kriminalität. Erpressungen, Entführungen und besonders bewaffnete Raubüberfälle sind weit verbreitet. Die Mordrate gehört – trotz eines leichten Rückgangs in den letzten Jahren – immer noch zu den höchsten der Welt. Überfälle werden außer auf Einzelpersonen auch auf öffentliche Busse und gelegentlich auf die vielfach angebotenen privaten Shuttle-Transporte zwischen den touristischen Zentren verübt. Gelegentlich werden Straftaten auch durch uniformierte Sicherheitskräfte bzw. Personen in Uniform begangen. Neben der allgemeinen Straßenkriminalität ist Guatemala Schauplatz von gewaltsamen Auseinandersetzungen unter Drogenkartellen sowie zwischen Drogenkartellen und den staatlichen Sicherheitskräften, bei denen es immer wieder auch zivile Opfer gibt. Die Hemmschwelle beim Einsatz von Gewalt ist sehr niedrig. [...]*¹⁸¹

178 M. A. Asturias, wie Anm. 161, S. 265 f.

179 Siehe <http://www.bpb.de/apuz/33096/hinterhof-der-usa-eine-beziehungsgeschichte?p=all>.

180 Vgl. dazu www.himmlers-heinrich.de/moderner-krieg-2.pdf, S. 71 f.

181 Siehe <http://www.auswaertiges-amt.de/DE/Laenderinformationen/00-SiHi/GuatemalaSicherheit.html>.

Es versteht sich von selbst, dass solche Hinweise neben den Einheimischen auch für amerikanische Touristen gelten. Das heißt, dass seit dem Sturz von Arbenz nichts geschehen ist, womit Stabilität und Sicherheit für die öffentliche Ordnung gewährleistet würden. Vielmehr ist von staatlichen Strukturen nichts Zuverlässiges mehr wahrzunehmen. Die allgemein verbreitete Tendenz, alles entgeltlicher privater Initiative zu überlassen, zeigt so ihre verheerenden Auswirkungen in Amerikas „Hinterhof“. Die Besitzverhältnisse entsprechen nach wie vor den oligarchischen Zuständen, die in der Privatisierung ihren besten Ausdruck finden, innerhalb derer sie ihre Pfründe absichern. Die Mehrheit muss sehen, wo sie bleibt.

Trotzdem gilt, dass von ihrer subjektiven Befindlichkeit her die Einwohner Lateinamerikas in einer Gallup-Umfrage Ende 2012 zu den glücklichsten der Welt zu zählen sind. Länder wie Panama, Paraguay, El Salvador, Venezuela, Trinidad, Tobago, Guatemala, Ecuador oder Costa Rica belegen Spitzenplätze.¹⁸²

Das soll hier nicht weiter erörtert werden. Denn es wäre viel zu spekulieren. Zumindest kann so viel gesagt werden, dass das Verschwinden der Diktaturen auch zu einem Verschwinden der durch die Todesschwadronen verbreiteten, allgegenwärtigen Angst aus dem öffentlichen Leben geführt hat. Das Leben mit dem individuell getönten *memento mori* als Hintergrund – die *Mara*-Jugendbanden etwa tätowieren sich die Totenschädel aus der sowieso üppigen Friedhofs- und Allerseelenkultur auf alle möglichen Körperteile – hat offenbar elementare Qualitäten wiedergefunden, die von der zivilisatorischen Einhegung des Leviathan noch nicht in *sekundärer Gewalt* erstickt worden sind. Und die vielfältige, kaum kalkulierbare *primäre Gewalt* muss nicht unbedingt als Hemmnis für persönliches Glück empfunden werden.

5.4 ZWEI ROMANE AUS DER EUROPÄISCHEN DIKTATORENZEIT

Hitler und Stalin in einem Atemzug zu nennen ergibt sich allein aus dem Tatbestand ihrer Gegnerschaft mit dem Höhepunkt zwischen 1941 und 1945 und darüber hinaus aus der Teilung Deutschlands und der Existenz der Deutschen Demokratischen Republik als kolonialer Satellitenstaat sowjetrussischer Vorherrschaft bis 1989. Während Hitler bis zum Ural und zum Kaukasus ein Kolonialimperium auf „germanischer“ Basis errichten wollte, herrschte Stalin bereits in dem flächenmäßig größten kontinentalen Kolonialimperium der Welt, das nach den veränderten Vorgaben der Parteidoktrin vor der Weltrevolution zunächst einen national-russischen Weg zum Sozialismus gehen sollte, aber von den kolonisierten asiatischen Gesellschaften genauso zum „weißen“ europäischen Kolonialismus gezählt werden musste – egal ob unter zaristischer oder sowjetrussischer Herrschaft.¹⁸³ Zwei Versionen des europäischen Kolonialismus stießen hier also aufeinander, wie das in anderer Form bereits im *Amerikanisch-Mexikanischen Krieg* 1846/48 der Fall war.¹⁸⁴

182 Vgl. <http://www.tagesanzeiger.ch/leben/gesellschaft/Das-Glueck-wohnt-in-Lateinamerika/story/22273447>.

183 Vgl. dazu das Vorwort in Pankaj Mishra, *Aus den Ruinen des Empires. Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens*, S. Fischer, Frankfurt a. M. 2014, S. 9-18.

184 Vgl. Anm. 178. Marianne Braig schreibt dort: „Für viele Mexikaner wie den Schriftsteller Carlos Fuentes wiederum ist die heutige Grenze zu den USA tatsächlich eine ‚offene Wunde‘, steht sie doch für den Verlust der Hälfte des mexikanischen Staatsgebiets im Zuge des Mexikanisch-Amerikanischen Krieges von 1846 bis 1848.“

Hier bleibt festzustellen, dass sowohl das NS-Regime wie auch das Sowjetsystem bisher in der Auseinandersetzung mit (Post-)Kolonialismus eine viel zu geringe Rolle spielen. Umso wuchernder gestaltet sich etwa die Diskussion um die Rolle Stalins, wie sie sich gegenwärtig am auffälligsten mit den Namen von JÖRG BABEROWSKI oder DOMENICO LOSURDO¹⁸⁵ verbindet.

Das NS-Regime wurde am auffälligsten von HANNAH ARENDT in Zusammenhang mit ihrer Analyse des Kontinentalimperialismus in ihrer Totalitarismustheorie mit dem Sowjetstaat unter Stalin in Parallele gesetzt, obwohl der Begriff „Totalitarismus“ in die 1920er Jahre zurückreicht und zur Analyse des Faschismus unter Mussolini eingeführt wurde. Hier kann es nicht darum gehen, auf den Unterschieden zwischen Faschismus, Nationalsozialismus und Stalinismus zu insistieren und das anders utopisch auf Zukunft ausgerichtete Potential der kommunistischen Ideologie zu bewerten. Im Mittelpunkt stehen hier individuelle Erfahrungen, wie sie sich in der schönen Literatur spiegeln. So weiß Arthur Koesters Hauptfigur Rubaschow zunächst im Halbschlaf nicht, wer ihn mit Schlägen an die Tür aus dem Schlaf klopft und verhaften will: die Schergen Hitlers oder die von Stalin. Geht es nämlich um die Situation des Individuums in einem von Geheimpolizei durchdrungenen und kontrollierten Gemeinwesen, verschwinden schnell alle systemischen Eigenheiten und man gelangt sogar unversehens in die Gegenwart, wo der ehemalige technische Direktor beim US-Auslandsgeheimdienst NSA, William Binney, die USA inzwischen auf die Ebene der Warschauer-Pakt-Staaten zur Zeit des „Kalten Krieges“ rückt und als totalitären Staat bezeichnet.¹⁸⁶

Im Folgenden sollen der Roman „*Sonnenfinsternis*“ (1940) von Arthur Koestler und der Roman „*Éducation européenne*“ von Romain Gary vorgestellt werden. Der erstere gibt eine Innenansicht von den stalinschen Säuberungsaktionen unter den alten Revolutionären, wobei nur die handelnden Personen russische Namen tragen, aber ansonsten von Russland nicht die Rede ist. Deshalb liegt es nahe, davon auszugehen, dass Koestler auch seine Erfahrungen aus dem Spanischen Bürgerkrieg verarbeitete, als er von Falangisten des Caudillos Franco als Spion 1937 in Isolationshaft genommen wurde und standrechtlich erschossen werden sollte. – Romain Gary, 1914 mit russischer Staatsangehörigkeit in Vilnius (Litauen) geboren und ab 1928 in Frankreich lebend, erzählt in dem 1945 in Frankreich veröffentlichten Roman die Geschichte einer polnischen Partisanengruppe in Osteuropa zwischen 1942 und 1945 im Kampf gegen die deutschen Invasoren. Für Jean-Paul Sartre ist der Roman die beste Darstellung auch der französischen Résistance.

185 Bei Losurdo fällt zum Beispiel auf, dass er den Kolonialismus nur als eine Eigenart des Westens einschließlich des NS-Regimes begreift, aber sowohl den Zarismus wie die Sowjetherrschaft davon nicht betroffen, sondern den Kommunismus ganz im Gegenteil auch die Rassismusschranken als Rassenaristokratie überwinden sieht. Siehe: <http://www.rosalux.de/publication/14078/auf-zum-letzten-gefecht-zur-kritik-an-domenico-losurdos-neostalinismus.html>

186 Frankfurter Rundschau v. 11. Februar 2014: „*Alle totalitären Staaten arbeiten so*“. *Der ehemalige technische NSA-Direktor Binney warnt vor der Macht und der Maßlosigkeit der US-Behörde.*

5.4.1 „SONNENFINSTERNIS“ (1940) ODER DIE GRAMMATIKALISCHE FIKTION UND DER AMOKLAUF DER VERNUNFT

„Ich kam als überzeugter und begeisterter Anhänger nach Russland, willens und bereit, eine neue Weltordnung zu bewundern, und man versuchte mich mit all den Vorteilen und Privilegien zu gewinnen, die ich an der alten Weltordnung verabscheue.“

André Gide, 1936

Arthur Koestler (1905-1983) war 7 Jahre lang zwischen 1931 und 1938 Mitglied der Kommunistischen Partei. Im Spanischen Bürgerkrieg engagierte er sich auf der Seite der Republik gegen Franco. Das verbindet sich jedoch über sein Todesurteil und einen Gefängnisaufenthalt mit seinem Austritt aus der Partei:

„Ich verbrachte vier Monate in spanischen Gefängnissen in Malaga und Sevilla, den größten Teil davon in Einzelhaft und in der Erwartung, dass man mich bald erschießen würde. Als ich im Juni 1937 auf Grund einer Intervention der britischen Regierung überraschend freigelassen wurde, war weder mein Haar ergraut, noch hatten sich meine Gesichtszüge verändert; aber ich hatte mit einer neuen Art von Wirklichkeit Bekanntschaft gemacht, die mein ganzes Denken und alle meine Wertmaßstäbe umstürzte, und zwar so gründlich und unbewusst, dass ich dessen in den ersten Tagen der wiedergewonnenen Freiheit gar nicht inne wurde. Die für diesen Wandel verantwortlichen Erlebnisse waren Furcht, Mitleid und ein drittes Element, das sich viel schwerer beschreiben lässt. Meine Furcht galt nicht dem Tod an sich, sondern den demütigenden, unerfreulicheren Formen des Sterbens – mein Gefängnisgefährte Garcia Atadell, mit dem ich oft im Patio spazieren gegangen war, wurde kurz nach meiner Freilassung mit der spanischen Garrote¹⁸⁷ erdrosselt. Das Mitleid galt den kleinen andalusischen und katalanischen Bauern, die ich weinen und nach ihrer madre¹⁸⁸ rufen hörte, wenn sie des Nachts hinausgeführt wurden, um erschossen zu werden. Das dritte Erlebnis schließlich war ein Geisteszustand, den man gewöhnlich mit Ausdrücken aus dem Sprachschatz des Mystizismus belegt und der sich ganz unerwartet einzustellen und mich mit einem inneren Frieden zu erfüllen pflegte, wie ich ihn nie zuvor gekannt hatte und auch später nie wieder erlebte.

Die Lehre, die man aus dieser Art Erlebnis zieht, erscheint, sobald man sie in Worte kleidet, immer im fahlen Gewand der ewigen Gemeinplätze: dass der Mensch eine Realität ist und die Menschheit eine Abstraktion; dass man Menschen nicht als Zahlen in einer politischen Gleichung behandeln kann, weil sie sich wie die Zeichen für Null oder Unendlich verhalten, die alle mathematischen Berechnungen aus den Fugen bringen; dass der Zweck die Mittel nur innerhalb sehr enger Grenzen heiligt; dass die Ethik nicht nur eine Funktion sozialer Nützlichkeit ist und Nächstenliebe kein kleinbürgerliches Sentiment, sondern die Gravitationskraft, die jede Zivilisation zusammenhält. Nichts muss

187 Hinrichtungseisen um Zusammenpressen der Luftröhre.

188 Spanisch für „Mutter“.

platter klingen, als wenn man ein Erlebnis, das sich schon seiner Natur nach jedem sprachlichen Zugriff entziehen muss; in Worte zu fassen versucht; und dennoch war jeder einzelne dieser trivialen Gemeinplätze unvereinbar mit dem kommunistischen Glauben.

[...] In Wirklichkeit wusste ich bei meiner Freilassung noch gar nicht, dass ich kein Kommunist mehr war. Nachdem mich die Guardia Civil¹⁸⁹ bei Gibraltar über die Grenze abgeschoben hatte, war meine erste Handlung, ein Telegramm an die Partei zu schicken, das mit Schillers Worten: ‚Seid umschlungen, Millionen . . .‘ begann. Was noch merkwürdiger ist, ich fügte dem Worte hinzu: ‚. . . von allen Bauchschmerzen geheilt.‘ Mit ‚Bauchschmerzen‘ bezeichneten wir im Parteijargon alle Zweifel an der Richtigkeit der Parteilinie.“¹⁹⁰

Das „Gewand der ewigen Gemeinplätze“ ist es, an dem im Roman „Sonnenfinsternis“ ununterbrochen gewebt wird. Die Handlung ist kurz zusammenzufassen, wie das auf dem Einband der Taschenbuchausgabe bei Ullstein geschieht:

„Während der ersten großen Säuberungswelle, die Stalin inszenierte (1936 bis 1938), wird der alte Revolutionär und ehemalige Volkskommissar Rubaschow der konterrevolutionären Umtriebe beschuldigt. Die hier beschriebenen Verhörmethoden des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, die beklemmende Atmosphäre des ungeheuren psychischen Drucks, die physische Folter – all dies wurde seither durch eine Fülle dokumentarischer Literatur bestätigt.“

Am Ende, bei halber Besinnung, ist für Rubaschow wieder unklar, in welchem Land er sich befindet und wer das Todesurteil an ihm in wessen Namen vollstrecken wird, „*Nummer Eins¹⁹¹ oder der andere*“.¹⁹² Für ihn ist am Ende nur klar, was Koestler oben als Erkenntnis seines Gefängnisaufenthalts in Spanien geschildert hat: Er hat zu wenig auf sein Gewissen gehört; und wenn sein Ich sich rührte, hat er es als „*grammatikalische Fiktion*“ (S. 96) aus seinem Bewusstsein verdrängen wollen, um im „Wir“ der Parteidisziplin aufzugehen; wenn er auf die vierzig Jahre seiner Vergangenheit zurückblickt, erscheinen sie ihm wie „*ein einziger Amoklauf – der Amoklauf der reinen Vernunft*“ (S. 215 f.); in dem Satz, dass der Zweck die Mittel heilige, fasst er seinen Fehler, andere geopfert zu haben und schließlich selbst geopfert zu werden, zusammen: „*Dieser Satz war es, der die große Fraternität der Revolutionäre getötet hatte und sie alle Amok laufen ließ*“ (S. 217).

Die zentrale Passage der dialogisierten Reflexionen, in denen es auch vorher und nachher unaufhörlich um das *richtige* Bewusstsein des Parteimitgliedes geht, seien hier zitiert. Iwanoff, der ihn zunächst verhört, ist ein alter Gefährte Rubaschows. (Er wird schließlich wegen Unzuverlässigkeit noch vor Rubaschow liquidiert und durch Gletkin, „*die konsequente Bestie in Uniform, die wir geschaffen haben*“ [S. 157], ersetzt):

„Wir haben kein Recht, die Welt als eine Art metaphysisches Gefühlsbordell zu betrachten. Das ist unser erstes Gebot. Mitleid, Gewissen, Ekel, Verzweiflung,

189 Paramilitärische Polizeieinheit.

190 Arthur Koestler, Ignazio Silone, Richard Wright, André Gide, Louis Fischer, Stephen Spender, *Ein Gott, der keiner war*, dtv, München 1962, S. 64 f.

191 Darin ist die Bezweignung für Stalin zu sehen.

192 Arthur Koestler, *Sonnenfinsternis*, Ullstein, Frankfurt/M, Berlin, Wien 1979, S. 222.

Reue, Buße sind für uns lasterhafte Ausschweifungen. Sich hinzusetzen und hypnotisiert den eigenen Nabel anzustarren oder mit demütigem Augenaufschlag sein Genick dem Revolver darzubieten – Welch verführerische Lösung! Die größte Versuchung für unseresgleichen ist: der Gewalt abzuschwören, Buße zu tun und Frieden mit dem eigenen Ich zu schließen. Die Mehrzahl der großen Revolutionäre verfiel dieser Versuchung, von Spartakus bis Danton und Dostojewski; es ist die klassische Formel des Verrats an der Idee. Die Versuchungen Gottes waren stets gefährlicher für die Menschheit als die Versuchungen des Satans. Solange Chaos die Welt beherrscht, ist Gott ein Anachronismus und jeder Kompromiss mit dem eigenen Gewissen Fahnenflucht vor der Geschichte. Wenn die verfluchte innere Stimme¹⁹³ zu dir spricht, stopf dir die Finger in die Ohren... ‘“(S. 131)

„Rubaschow hörte nicht mehr zu. Er ging auf und ab und überlegte, ob er die Arlowa¹⁹⁴, wäre sie noch am Leben, heute nochmals in den Tod schicken würde. Das Problem faszinierte ihn; es schien die Antworten auf alle Fragen zu enthalten ... Er blieb vor Iwanoff stehen und fragte ihn: ‚Erinnerst du dich an Raskolnikoff?‘

Iwanoff lächelte ihn ironisch an. ‚Ich sah voraus, dass wir früher oder später bei Dostojewski landen würden. ‚Schuld und Sühne‘... Du bist auf dem besten Weg, kindisch und senil zu werden...‘

‚Warte mal‘, sagte Rubaschow, während er in wachsender Erregung durch die Zelle marschierte. Bisher war alles Gerede, aber jetzt beginnen wir dem Kern der Sache näherzukommen. Soweit ich mich erinnern kann, besteht das Problem darin, ob der Student Raskolnikoff das Recht hatte, die alte Wucherin zu töten. Er ist jung und begabt; er hat sozusagen einen uneingelösten Scheck auf das Leben in der Tasche; sie ist alt und absolut unnütz in dieser Welt. Aber die Gleichung geht dennoch nicht auf. Erstens bringen es die Umstände mit sich, dass er einen zweiten Mord begehen muss – das ist der unberechenbare und unlogische Schatten, den anscheinend, noch so einfache und logische Aktionen werfen. Zweitens aber geht die Gleichung ohnehin nicht auf, denn Raskolnikoff entdeckt, dass zweimal zwei nicht vier ist, wenn die mathematischen Größen lebende Menschen sind.‘

‚So‘, sagte Iwanoff. ‚Wenn du meine Meinung hören willst: Jedes einzelne Exemplar dieses blödsinnigen Buches sollte verbrannt werden. Überlege dir einen Augenblick, wohin uns diese humanitäre Nebelphilosophie führen würde, falls wir sie wörtlich nähmen; falls wir wirklich nach der Richtschnur handeln, dass das Individuum sakrosankt ist, und dass es uns nicht erlaubt ist, mit Menschenleben nach mathematischen Regeln zu operieren. Es würde bedeuten, dass es einem Bataillonskommandeur nicht erlaubt ist, eine Patrouille zu opfern, um ein Regiment zu retten, dass es uns nicht erlaubt ist, Narren wie

193 Das ist, wenn „ich“ gesagt wird, die „grammatikalische Fiktion“ gegenüber dem kollektiven „Wir“ in der Partei.

194 Rubaschows liquidierte Sekretärin und Geliebte.

Bogrow¹⁹⁵ zu opfern, und dass wir statt dessen in Kauf nehmen sollen, dass unsere Hafenstädte in den nächsten zwei Jahren zu Klumpen geschossen werden ...‘

Rubaschow schüttelte den Kopf: ‚Deine Beispiele beziehen sich auf den Krieg, das heißt auf einen Ausnahmezustand.‘

‚Seit der Erfindung der Dampfmaschine‘, sagte Iwanoff, ‚befindet sich die Welt in einem permanenten Ausnahmezustand; Kriege und Revolutionen sind bloß der sichtbare Ausdruck dafür. Unabhängig von all dem ist dein Raskolnikoff natürlich ein Narr und Verbrecher; aber nicht etwa, weil er der Logik folgt und die Alte erschlägt, sondern weil er es in seinem persönlichen Interesse tut. Das Prinzip, dass der Zweck die Mittel heiligt, ist und bleibt die einzige Maxime politischer Ethik; alles andere ist sentimentales Gefasel und schmilzt einem zwischen den Fingern, wenn man es greifen will ... Hätte Raskolnikoff die Alte auf Parteibefehl umgebracht – zum Beispiel für einen Streikfonds oder um eine illegale Druckerei einzurichten – dann würde die Gleichung aufgehen, und der Roman mit seiner irreführenden Problemstellung wäre ungeschrieben geblieben, sehr zum Nutzen der Menschheit.‘

Rubaschow antwortete nicht. Er war immer noch von dem Problem fasziniert, ob er heute, nach allem, was er in den letzten Monaten und Jahren erlebt hatte, die Arlowa nochmals in den Tod schicken würde. Er war unfähig, die Frage zu beantworten. Logisch war Iwanoff im Recht mit allem, was er sagte; und die unsichtbare Gegenpartei verhielt sich schweigend und verriet ihre Anwesenheit nur durch ein dumpfes Gefühl des Unbehagens. Auch darin hatte Iwanoff recht, dass dieses Verhalten des ‚unsichtbaren Gegners‘, der sich niemals offen zum Kampf stellte und nur wehrlose Opfer überfiel, ihn in einem sehr zweifelhaften Licht erscheinen ließ. ‚Ich hasse ideologische Unklarheit‘, fuhr Iwanoff fort. ‚Im Grunde genommen gibt es nur zwei mögliche Theorien der Moral, und sie verhalten sich wie entgegengesetzte Pole. Die eine ist christlich-humanistisch, erklärt das Individuum für sakrosankt und behauptet, dass mathematische Regeln nicht auf menschliche Einheiten anwendbar sind. Die andere geht von dem Grundprinzip aus, dass das Kollektivziel alle Mittel heiligt, und erlaubt nicht nur, sondern gebietet, dass das Individuum in jeder Hinsicht der Gemeinschaft unterstellt und wenn nötig geopfert wird, als Versuchskaninchen, als Opferlamm und auf jede andere erforderliche Art. Die erste Auffassung können wir die Antivivisektionsmoral nennen, die zweite die Provivisektionsmoral. Wirkköpfe und Dilettanten versuchen stets, die beiden Auffassungen irgendwie zu vereinbaren; in praxi ist dies unmöglich. Wem Macht und Verantwortung aufgebürdet sind, der entdeckt bei der ersten Gelegenheit, wenn es eine praktische Entscheidung zu treffen gilt, dass er zu wählen hat; und die Logik der Ereignisse treibt ihn unaufhaltsam der zweiten Alternative zu. Kannst du mir ein einziges Land nennen, das seit der Etablierung des Christentums als Staats-

195 Bogrow hatte anstatt auf die nationale – die Revolution in EINEM Land – auf die Weltrevolution gesetzt und sich für den Bau großer U-Boote für die Weltmeere anstatt kleiner zum Küstenschutz eingesetzt.

religion eine wirklich christliche Politik verfolgt hat? Es gibt kein Beispiel. Im Notfall – und Politik ist der Notfall in Permanenz – konnten sich die Herrscher stets auf besondere Umstände berufen, welche besondere Maßnahmen erforderten. Seitdem es Nationen und Klassen gibt, leben sie in einem chronischen Zustand der Notwehr, der sie zwingt, die praktische Anwendung des humanistischen Ideals auf bessere Zeiten zu verschieben.'

Rubaschow zuckte die Schultern. ‚Zugegeben‘, sagte er, ‚dass Humanismus und Politik, Achtung vor dem Individuum und sozialer Fortschritt unvereinbar sind. Zugegeben, dass Gandhi eine Katastrophe für Indien ist und dass Keuschheit in der Wahl der Mittel zu politischer Impotenz führt. Im Negativen stimmen wir überein. Aber überlege mal, wohin uns die andere Methode geführt hat ...‘

‚Nun?‘ fragte Iwanoff, ‚wohin?‘

Rubaschow rieb seinen Zwicker am Ärmel und blickte ihn kurzzeitig an. ‚Welch eine Schweinerei‘, sagte er, ‚welch eine Schweinerei haben wir aus unserem Goldenen Zeitalter gemacht!‘

Iwanoff lächelte. ‚Zugegeben‘, sagte er aufgeräumt. ‚Aber erinnere dich an die Gracchen und Saint-Just und an die Pariser Kommune. Die großen Revolutionäre der Vergangenheit waren moralisierende Dilettanten. Sie waren voller guter Vorsätze und gingen an ihrem Dilettantismus zugrunde. Wir dagegen sind konsequent.‘

‚Jawohl‘, sagte Rubaschow. ‚So konsequent, dass wir im Interesse einer gerechten Landverteilung fünf Millionen Bauern und ihre Familien innerhalb eines einzigen Jahres vor Hunger krepieren ließen. So konsequent, dass wir, um die Menschheit von den Ketten der Lohnarbeit zu befreien, rund zehn Millionen als Zwangsarbeiter in die Arktis und in die Urwälder verschickten – unter Bedingungen, die denen der antiken Galeerensträflinge gleichen. So konsequent, dass wir, um einen Meinungsstreit zu schlichten, nur ein Argument kennen: den Tod – ob es sich um Unterseeboote, Kunstdünger oder die Parteilinie in Indochina handelt. Unsere Ingenieure arbeiten in dem ständigen Bewusstsein, dass ein Rechenfehler sie ins Zuchthaus oder aufs Schafott bringen kann; die höheren Beamten unserer Staatsverwaltung richten ihre Untergebenen zugrunde, denn sie wissen, dass sie für den kleinsten Missgriff verantwortlich gemacht und selbst zugrunde gerichtet werden; unsere Dichter entscheiden Diskussionen über Fragen des Stils durch Denunziation an die Geheimpolizei, denn die Expressionisten betrachten die Naturalisten als Konterrevolutionäre und vice versa. Wir sind so konsequent im Interesse der zukünftigen Generationen, dass wir der gegenwärtigen Entbehrungen in einem Ausmaß auferlegten, das die durchschnittliche Lebensdauer um ein Viertel verkürzt hat; so konsequent, dass wir im Interesse der Landesverteidigung Ausnahmebestimmungen und Übergangsgesetze erlassen, die in jedem Punkt in direktem Gegensatz zu den Zielen der Revolution stehen. Der Lebensstandard der Massen ist niedriger, als

er vor der Revolution war; die Arbeitsbedingungen sind härter, die Disziplin unmenschlicher, die Akkordschinderei schlimmer als die von Kulis in kapitalistischen Kolonien; wir haben die Altersgrenze für die Todesstrafe auf zwölf Jahre herabgesetzt, unsere Sexualgesetzgebung ist spießiger als die Englands, unser Führerkult byzantinischer als unter konterrevolutionären Diktaturen. Unsere Presse und unsere Schulen züchten Chauvinismus, Militarismus, Dogmatismus, Konformismus und Ignoranz. Die willkürliche Macht in den Händen unserer Regierung ist unbeschränkt und beispiellos in der Geschichte; Presse-, Meinungs- und Bewegungsfreiheit sind so gründlich abgeschafft, als ob es niemals eine Erklärung der Menschenrechte gegeben hätte. Wir haben den gigantischsten Polizeiapparat der Geschichte aufgebaut, die gegenseitige Bspitzelung zu einer nationalen Institution erhoben und physische und geistige Folter zu einem wissenschaftlichen System ausgebaut. Wir peitschen die stöhnenden Massen des Landes einem theoretischen Zukunftsglück entgegen, das nur uns allein sichtbar ist. Denn die Kräfte dieser Generation sind erschöpft; sie wurden in der Revolution verausgabt; denn diese Generation hat sich weißgeblutet, und alles, was von ihr übrigblieb, ist eine stöhnende, dumpfe, apathische Masse von Opferfleisch. Dies sind die Konsequenzen unserer Konsequenz. Du nennst sie Vivisektionsmoral. Mir erscheint es manchmal, als ob die Experimentatoren die Haut vom Leibe des Opfers gerissen hätten, so dass es mit entblößten Geweben, Muskeln und Nerven vor uns steht ...‘

„Nun, und was weiter?“ fragte Iwanoff. Er schien frisch und aufgeräumt. „Siehst du nicht, wie großartig all das ist? Hat es jemals etwas Großartigeres in der Geschichte gegeben? Wir reißen der Menschheit die alte Haut vom Leibe und nähen sie in eine neue ein. Das ist kein Geschäft für Leute mit schwachen Nerven; aber es gab eine Zeit, da es dich mit Begeisterung erfüllte. Was ist mit dir passiert, dass du zu einer wehleidigen alten Jungfer geworden bist?“

Rubaschow wollte antworten: „Ich habe seither Bogrow meinen Namen rufen gehört.“ Aber er wusste, dass diese Antwort sinnlos war. So sagte er statt dessen: „Um bei unserem Bild zu bleiben: ich sehe den geschundenen Leib dieser Generation, aber ich sehe keine Spur der neuen Haut. Wir alle waren überzeugt, dass man mit der Geschichte experimentieren kann wie im physikalischen Laboratorium. Der Unterschied ist, dass man im Laboratorium tausendmal das gleiche Experiment machen kann, aber in der Geschichte nur einmal. Danton und Saint-Just konnten nur einmal geköpft werden; und falls es sich nachträglich herausstellen sollte, dass große Unterseeboote doch das Richtige gewesen wären – Genosse Bogrow wird davon nicht wieder lebendig.“

„Und was folgt daraus?“ fragte Iwanoff. „Sollen wir uns in einen Lehnstuhl setzen und Daumen drehen, weil die Konsequenzen einer Handlung niemals vollständig voraussehbar sind und infolgedessen alles Handeln von Übel ist? Wir haften für jede unserer Taten mit unserem Kopf – das ist alles, was man von uns erwarten kann. Auf der Gegenseite hat man nicht soviel Skrupel. Jeder alte Trottel von einem General kann mit Tausenden von lebenden Leibern experi-

mentieren; alles, was er dabei riskiert, ist, pensioniert zu werden. Die Reaktion und Konterrevolution kennt weder Skrupel noch ethische Probleme. Glaubst du, die Sulla, Galliffet und Koltschak lesen ‚Raskolnikoff‘? Solche sonderbaren Käuze wie du gedeihen bloß in den Bäumen der Revolution. Die andern haben es leichter ...‘

Er sah nach seiner Uhr. Das Zellenfenster hatte sich mit einem schmutzigen Grau überzogen; das Zeitungsblatt auf der zerbrochenen Scheibe blähte sich und raschelte im Morgenwind; der Wachtposten auf der Rampe ging unentwegt seine hundert Schritte ab.

‚Für einen Mann von deiner Vergangenheit‘, fuhr Iwanoff fort, ‚ist diese plötzliche Auflehnung gegen Experimente etwas naiv. Jahr für Jahr sterben Millionen sinnlos als Opfer von Epidemien und Naturkatastrophen. Und da sollten wir davor zurückschrecken, einige Hunderttausend dem sinnvollsten Experiment der Geschichte zu opfern? Ganz zu schweigen von den Legionen jener, die an Unterernährung und Tuberkulose, in den Kohlengruben und Quecksilberminen, auf den Reisfeldern und Baumwollplantagen zugrunde gehen. Kein Hahn kräht nach ihnen, kein Mensch fragt, warum und wofür; aber wenn wir hier ein paar tausend objektiv schädliche Leute umlegen, steht den Humanisten in der ganzen Welt der Schaum vor dem Mund. Jawohl, wir haben den parasitären Sektor der Bauernschaft liquidiert oder verhungern lassen. Es war eine chirurgische Operation, die ein für allemal durchgeführt werden musste; aber in den guten alten Zeiten vor der Revolution sind in Dürre Jahren ebenso viele vor Hunger verreckt, bloß, dass ihr Tod sinn- und zwecklos war. Die Opfer der Überschwemmungen des Gelben Flusses in China gehen mitunter in die Hunderttausende. Die Natur ist großzügig mit ihren sinnlosen Experimenten an der Menschheit, und du wagst es, der Menschheit das Recht abzusprechen, an sich selbst zu experimentieren?‘

Er machte eine Pause; Rubaschow schwieg. Iwanoff fuhr fort:

‚Hast du jemals ein Antivivisektionstraktat gelesen? Es ist eine erschütternde und herzerreißende Lektüre; wenn du liest, wie ein armer Köter, dem man die Leber herausgeschnitten hat, vor sich hinwinselt und seines Peinigers Hand leckt, wird dir ebenso übel wie heute Nacht. Aber wenn es nach diesen Leuten ginge, hätten wir heute kein Serum gegen Cholera, Typhus oder Diphtherie...‘

Er leerte den Rest der Flasche, gähnte, streckte sich und stand auf. Er humpelte zum Fenster hinüber, wo Rubaschow stand, und sah hinaus.

‚Es ist beinahe hell‘, sagte er. ‚Sei kein Narr, Rubaschow. Alles, was ich dir heute Nacht erzählte, gehört zu unserem Abc, das du ebenso gut kennst wie ich. Du warst in einem Zustand nervöser Depression, aber jetzt hast du es hinter dir!‘ Er stand neben Rubaschow am Fenster, legte seinen Arm um Rubaschows Schulter, seine Stimme war beinahe zärtlich. ‚Geh und schlaf dich aus, altes Schlachtpferd; der Termin läuft morgen ab, und wir werden beide einen klaren

Kopf brauchen, um dein Geständnis auszukochen. Zuck nicht mit den Schultern – du bist bereits halb überzeugt, dass du unterschreiben wirst. Leugnest du es, bist du ein moralischer Feigling. Moralische Feigheit hat so manchen zum Märtyrer gemacht.'

Rubaschow sah in das dämmernde Licht hinaus. Der Wachtposten vollführte gerade eine Kehrtwendung. Der Himmel über dem Maschinengewehrturm war blassblau mit einem Stich ins Rötliche. ‚Ich werde es mir überlegen‘, sagte Rubaschow nach einer Weile“ (S. 133-139).

Egal, was Rubaschow machen wird, er wird schließlich das frische Leder des Pistolengurts riechen, und ein Uniformierter wird ihn mit einem Genickschuss liquidieren. Das Durchdeklinieren aller Gewaltformen der Menschheitsgeschichte ist nichts als eine gedankliche Übung, die am von „Nummer Eins“ verhängten Todesurteil nichts ändert. Rubaschow fügt sich. Die neue Generation der Gletkins kommt ganz ohne Diskussionen aus.

ALBERT MEMMI fragt sich in seinem Buch über den Kolonisator und den Kolonisierten, ob denn der Kolonisierte, wenn er anstatt kolonisiert zu werden sich selbst überlassen worden wäre, mit den anderen Völkern hätte Schritt gehalten haben können. Er geht dabei davon aus, dass dieser Frage keine große Bedeutung zukomme, weil auch ohne Kolonisation gesellschaftliche Entwicklung weiter stattgefunden hätte, in welche Richtung auch immer.¹⁹⁶ Genauso müßig scheint es, darüber urteilen zu wollen, was denn aus dem krisengeschüttelten kolonialistischen Zarenimperium ohne die Russische Revolution von 1917 geworden wäre oder wie die Alternative zu Stalin hätte ausgesehen haben können. Die Argumente, die Rubaschow und Iwanoff austauschen, hätten nur anders nuanciert zu werden brauchen, wenn über die positive oder negative Wirkung des Kolonialismus zu entscheiden gewesen wäre. Dass in Koestlers Roman indessen die Frage nach dem auch unter Stalin beibehaltenen Kolonialimperium gar nicht gestellt zu werden braucht, liegt daran, dass unter der Parteidiktatur mit „Nummer Eins“ an der Spitze überall im Imperium nur die entmündigende Parteidisziplin gilt, ohne dass sicher ist, dass ihr zu genügen auch vor der Liquidation schützt.

Trotzdem kann gefolgert werden, dass die kommunistische Diktatur in *einem* Land – nach 1945 mit einverleibten Satellitenstaaten – die gleiche Funktion erfüllte wie die Diktatur in unabhängig gewordenen lateinamerikanischen Nationalstaaten. Der vormalige Besitzstand sollte gewahrt und vermehrt werden, wenn auch jetzt von einer Partei und ihren Kadern kontrolliert. Denn die den ethnischen Minderheiten in Aussicht gestellte Selbstbestimmung wurde nie verwirklicht. Vielmehr ging es im kommunistischen Vielvölkerimperium deutlicher noch als während des Zarismus darum, den „neuen Menschen“ als Kommunisten zu einem „Europäer“ zu machen, wozu zum Beispiel die Latinisierung der Schriftsprachen der verschiedenen Ethnien des Imperiums gehörte.¹⁹⁷ Während die mittelamerikanischen Diktatoren immer an Europa Maß nahmen und – wie es Asturias in

196 Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts*. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre und einem Nachwort des Autors zur deutschen Ausgabe, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 105 f.

197 Jörg Baberowski, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, c. H. Beck, München 2012, S. 132-154.

der Wahlpropaganda zur Wiederwahl des Diktators vorstellt oder Valle-Inclán Tyrann Banderas unterstreichen lässt – die *wertvollen Errungenschaften des Fortschritts auf allen Gebieten* zu pflegen und „liberal“ fortzuentwickeln trachteten, ging es auch Stalin darum, das, was Europäer in Jahrhunderten erreicht hätten, in zehn Jahren erfolgreich zu durchlaufen.¹⁹⁸ Dabei dürfte keiner der Begriffe beim Aufbau des Sozialismus so sehr strapaziert worden sein wie der des „Fortschritts“, obwohl er ursprünglich eher die Leitidee des liberalen Bürgertums mit seinem Glauben an die Aufklärung war.



DDR: „Fortschritt“-Mäher bei der Grünfütterernte

Auf jeden Fall ist neben dem Begriff „Liberalismus“ der des „Fortschritts“ zuvor in alle Varianten der *„mission civilisatrice“* als Grundton des europäischen Kolonialismus eingegangen und von Frankreich am volltönendsten ausformuliert worden.¹⁹⁹

Erstaunlich ist, dass in diesem europäisch durchwirkten westlichen Klima, das bis in die russischen Eliten reichte, Koestlers Roman nicht in einem Atemzug mit den Diktatorenromanen genannt wird, die sich auf den lateinamerikanischen Raum beziehen. Selbst wenn die Diktatoren dort immer im Namen einer jeweils landestypischen Oligarchenschaft liberale und fortschrittliche Ziele mit antisozialistischer oder antikommunistischer Abwehr zu verbinden pfleg(t)en, ist doch die Parallelität des Diktaturphänomens unter europäischen Vorzeichen nicht zu übersehen. Die Analyse von PABLO GONZÁLEZ CASANOVA²⁰⁰ trifft genau auf die Situation zu, wie sie sich nach dem Sturz des Zarenregimes und der anfänglichen Zwiespältigkeit den kolonisierten Ethnien gegenüber ab 1917 ergab. Wie sehr das Sowjetregime dann alles Kolonialistische durch die Einparteienherrschaft überlagerte, so brach es nach 1991 umso heftiger im Zerfall der Sowjetunion dekolonialistisch durch und führt inzwischen zu neuen diktatorischen Erscheinungsweisen mit Oligarchen,²⁰¹ die sich das „volkseigene Erbe“ mit allen mafiösen Kniffen angeeignet haben. Ihre zusammengeraubten neuen Vermögen lagern sie zum größten Teil in den Westen aus, so wie die lateinamerikanischen Oligarchen ihre Vermögenswerte außer Landes bringen und in der Regel in den

198 Baberowski, wie Anm. 197, S. 199.

199 Vgl. http://en.wikipedia.org/wiki/Civilizing_mission.

200 Vgl. S. 74 f. dieser Arbeit.

201 Das betrifft nicht nur Russland, sondern beispielsweise auch Aserbaidschan, Kasachstan, die Ukraine oder Weißrussland.

USA anlegen. Bei allen Unterschieden scheint sich Lateinamerikanisches zumindest strukturell zu wiederholen.

Im „Amoklauf der Vernunft“ hat sich jedoch über die totalitäre sozialistische Diktatur die *sekundäre Gewalt* absolut durchgesetzt. Gletkin ist konsequenteste Verkörperung des reflexionslosen Apparatschiks. Würde man JÖRG BABEROWSKI folgen, müsste man sagen, dass in ihr die primäre Gewalt des lustvollen Mörders Stalin Gestalt annimmt. Bei den Exekutoren ist sie höchstens noch zufälliges subjektives Attribut im Gehorsam des Vollzugs von Befehlen. Im „Amoklauf der Vernunft“, der sich der austauschbaren, Ich-losen Uniformierten bedient, sind Schmerz und Blut der Hingerichteten zu lästigen, störenden, schmutzigen Begleiterscheinungen geworden, weil eben an der stoffwechselnden Körperlichkeit als unumgänglichem Substrat (noch) kein Weg vorbeiführt.²⁰²

5.4.2 OSTEUEPÄISCHE PARTISANEN GEGEN DIE NS-KOLONIALDIKTATUR: „ÉDUCATION EUROPÉENNE“ (1945)

5.4.2.1 ÜBER DIE DEUTSCHEN KOLONIALPLÄNE 1942

„Ein neuer Germanenzug? - Zur deutschen Ostplanung“²⁰³

Auf zwei Grundpfeilern ruhen die deutschen Vorstellungen über die europäische Nachkriegsordnung: auf der Kolonisierung Osteuropas und auf dem Gedanken eines großgermanischen Bundes.

Beide Ideen sind nicht neu. Sie stammen aus dem alldeutschen Gedankengut der wilhelminischen Zeit, ja, sie gehen noch weiter zurück auf politische Fernziele eines Friedrich List²⁰⁴ und Constantin Frantz²⁰⁵; der Nationalsozialismus hat sie nur systematisiert und, vor allem, konkretisiert. Beide sind heute nicht mehr reine Theorie; sie befinden sich mitten in der Verwirklichung. Was die deutsche Ostkolonisation ist und will, haben wir an dieser Stelle schon dargestellt: der Versuch, die Kräfte des Reiches durch politische Unterwerfung und großzügige wirtschaftliche Ausbeutung der osteuropäischen Ebene zu vervielfachen.

Mehr im Hintergrund, fast unbemerkt, geht die Arbeit an der zweiten politischen Konzeption Hitlers weiter: der Bemühung, die kleinen germanischen Randvölker Europas in eine enge, unlösbare Verbindung mit dem Reich zu bringen und damit die Basis der deutschen Hegemonie über das ‚neue Europa‘ weit nach Norden und Westen zu erweitern. Noch sind die staatsrechtlichen Formen, in denen diese Verbreiterung sich vollziehen wird, unbestimmt. Sowohl Holland und Norwegen gegenüber ist schon die Drohung mit einer einfachen Annexion ausgesprochen worden, aber doch immer nur als Drohung für den Fall einer unnachgiebigen Opposition gegen die deutschen Pläne. Was der deutschen Führung vorschwebt, scheint eher eine Art Föderation zu sein, die ihre Spitze im Führer und Reichskanzler findet; schon heute werden die Freiwilligenverbände aus Norwegen, Dänemark, Holland und Flandern, die an der Ostfront kämpfen, auf Adolf Hitler als den ‚Führer aller Germanen‘ vereidigt, und dasselbe geschieht neuerdings mit den

202 In Entsprechung dazu wäre beim NS-Regime vom „Amoklauf des rassistischen Kolonialismus“ zu sprechen.

203 Aus der Züricher Zeitung „Die Tat“ vom 8. Juli 1942. Abgedruckt in Czeslaw Madajczyk (Hrsg.), *Vom Generalplan Ost zum Generalsiedlungsplan*, Saur, München 1994, S. 179-181. (Das kursiv Gesetzte entspricht dem Original.)

204 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_List.

205 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Constantin_Frantz.

norwegischen Hirten²⁰⁶, den Heerverbänden der Mussertbewegung²⁰⁷ in Holland und bei der flämischen SS. Man könnte von einer ‚Personalunion‘ sprechen, nur muss man sich klar vor Augen halten, dass bei der konsequenten Durchführung des Führerprinzips eine solche Union dem ‚Anschluss‘ faktisch sehr nahe käme – was sich aus der ganzen hierarchischen Ordnung des Nationalsozialismus ja auch ganz zwangsläufig ergibt.

Die beiden Kerngedanken des deutschen Nachkriegsprogramms stehen nun aber nicht unverbunden nebeneinander, sie ergänzen sich gegenseitig, und es ist kein Zufall, dass beide zur gleichen Zeit, nach dem 22. Juni 1941, konkrete Gestalt gewonnen haben. Schon heute lässt sich beobachten, wie Deutschland seine beiden Wirkungskreise, den groß-germanischen und den osteuropäischen, zu verknüpfen strebt. Der Aufstellung von Freikorps zum Kampf gegen Sowjetrußland folgt seit einiger Zeit die systematische Heranziehung der ‚Randgermanen‘ zum Wiederaufbau der besetzten sowjetrussischen Gebiete.

Den Anfang machen die Holländer, die in kleinen Gruppen schon am Aufbau des Warthelandes beteiligt worden sind (so sind bei Posen eine holländische Handwerker- und eine Gartensiedlung im Entstehen) und auch bereits an den Aufräumungs- und Reparaturarbeiten in Charkow sowie an der Verwaltung von landwirtschaftlichen Kolchosen im eroberten Teil Russlands als einzige Nicht-deutsche einen gewissen Anteil hatten. Diese Versuche scheinen befriedigt zu haben; sie werden jetzt ebenfalls in weit größerem Umfang wieder aufgenommen. Eine niederländische Wirtschaftsabordnung bereist das Baltikum und Weißrußland, um ein umfassendes Programm für den ‚Einsatz holländischer Wirtschaftskreise beim Wiederaufbau der Industrie und des Handwerks‘ auszuarbeiten, gleichzeitig wird auf direkte Initiative von Rosenberg und Seyß-Inquart²⁰⁸ im Haag von holländischen Industriellen und Bankiers die ‚Nederlandsche Oost-Compagnie‘ mit einem Kapital von von 2,5 Mill. Gulden gegründet, um sich planend und unterstützend an der ‚Erschließung des Ostraumes‘ zu beteiligen.

Die Amsterdamer Kolonialgesellschaften, die bisher in Holländisch Ostindien gearbeitet haben, werden auf den ‚Osteinsatz‘ umgestellt und erhalten, falls sie die Umstellung nicht schnell genug vornehmen, deutsche kommissarische Verwaltungen (ein maßgebendes Wirtschaftsblatt weist bei dieser Gelegenheit nicht nur auf die ‚große Erfahrung‘ dieser Gesellschaften in der Auslandsarbeit hin, die es zu fruktifizieren gelte, sondern auch auf ihre ‚meist reichlich verfügbaren, aber augenblicklich brachliegenden flüssigen Mittel‘!). An die Seite der industriellen und kommerziellen Hilfeleistung für die deutsche Ostkolonisation tritt die Arbeit niederländischer Bauern in der landwirtschaftlichen Verwaltung und, vor allem, in der Vieh- und Milchwirtschaft sowie bei der Schaffung moderner großer Gemüse-kulturen im Osten.

Die Vorzugsstellung, die bei diesem Programm den Holländern zugewiesen wird, erklärt sich leicht; sie haben koloniale Erfahrung in großem Maßstabe. Die deutsche Propaganda gegenüber den Niederlanden geht heute ganz darauf aus, ihnen die Notwendigkeit einer ‚Wendung zum Kontinent‘ zu suggerieren; sie erinnern an die Beteiligung holländischer Siedler an der deutschen Durchdringung Ostbeliens im Mittelalter (das berühmt gewordene Lied ‚Gen Ostland wollen wir reiten‘ ist holländischen, nicht hochdeutschen Ursprungs) und an die Rolle holländischer Kaufleute und Städte in den Unternehmungen der Hanse; sie weist darauf hin, dass Holland nach dem Verlust seines Kolonialreiches eine neue koloniale Betätigungsmöglichkeit brauche und dass es sie in Osten unter deutscher Aegide finden könne, so wie auch in Deutschland selber die großen Handelshäuser von Hamburg und Bremen seit dem Abreißen der Verbindung mit Übersee ihre Aktivität auf das Generalgouvernement und neuerdings auf das Reichskommissariat Ostland verlagert hätten.

Ähnliche Gesichtspunkte sind offenbar den Dänen gegenüber ins Feld geführt worden, die ebenfalls vor allem am Baltikum interessiert werden sollen; zwar haben Regierung und Wirtschaftskreise sich gegen die deutschen Offerten ziemlich lange gesträubt, aber der Verkehrsminister Gunnar Larsen hat von seinem Aufenthalt in Berlin und seiner Informationsreise doch

206 Der SA entsprechende paramilitärische norwegische Einheit des mit Hitler verbundenen Quisling-Regimes.

207 Anton Mussert, führender holländischer Kollaborateur.

208 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Sey%C3%9F-Inquart>.

schließlich zwei Abkommen über die Beteiligung dänischer Industriefirmen und Fachleute am Wiederaufbau des Ostens nach Kopenhagen mitgebracht. Und wie neben diesen offiziellen Vereinbarungen inoffizielle Bemühungen einhergehen, zeigt ein Bericht über die bevorstehend Eröffnung der ersten ‚germanischen Landdienstlager‘ für die Angehörigen der der norwegischen, dänischen, holländischen und flämischen nationalsozialistischen Jugendverbände, deren Teilnehmer sich ebenfalls zum ‚Einsatz im Osten‘ verpflichten müssen.

Zweifellos stehen hinter diesen Bemühungen nicht nur Nachkriegspläne und politische Konzeptionen, sondern auch ganz akute wirtschaftliche Bedürfnisse, kriegsbedingte Notwendigkeiten, das ungenügende deutsche Menschenreservoir auch für die aktuellen Aufgaben im Osten aus andern Quellen aufzufüllen. Und doch gehen auch hier, wie auf vielen andern Gebieten, die Berechnungen weiter und erfassen auch die Zukunft.

Die Kolonisation des Ostens soll zum Kitt des von Deutschland mit allen Mitteln erstrebten großgermanischen Bundes werden, zur Anziehungskraft, die von Norwegen bis Flandern (und vielleicht propagandistisch auch darüber hinaus) die kleinen germanischen Völker zum engen Zusammenschluss mit Deutschland bringen soll. Aber ein Zusammenhang besteht auch umgekehrt. Warum sucht Deutschland die germanischen Randstaaten Europas an sich heranzuziehen? Weil es für die gewaltige Aufgabe der Ostkolonisation auch nach dem Kriege nicht genug Kräfte im eigenen Volke hat. Die Basis für eine deutsche Kolonialpolitik, die bis nach Sibirien zielt (und dabei gleichzeitig die Erschließung Afrikas weitertreiben will), ist einfach zu schmal.

Darum ist es für Deutschland ein Lebensinteresse, diese Basis zu erweitern und die deutsche ‚Landnahme‘ durch einen neuen Germanenzug nach Osten (und bald vielleicht auch nach Süden) zu unterstützen und zu ergänzen. Was heute sich mit der Niederländischen Ost-Kompanie und den dänisch-deutschen Baltikumsverträgen anbahnt, ist nur der Beginn eines großen, weit in die Zukunft zielenden politischen Programms.“

Will man verstehen, warum in Europa bei solchen Vorhaben überall Widerstandsbewegungen entstanden, muss an diese in der Gegenwart fast verschollenen Tatsachen erinnert werden. Denn sie sind längst Gegenstand von Literatur.

5.4.2.2 ROMAIN GARY, *ÉDUCATION EUROPÉENNE*

„Mitten im zwanzigsten Jahrhundert am helllichten Tag Gedichte zu rezitieren, das läuft wirklich auf die Aufforderung hinaus, sich erschießen zu lassen.“

Adam Dobranski, Partisanenfigur in „*Éducation européenne*“

Der Roman, um den es hier gehen soll, erschien 1962 in deutscher Übersetzung unter dem Titel „*General Nachtigall*“ und ist längst vergriffen. Deshalb wird hier die Gallimard-Ausgabe von 1956 in der Auflage von 2008 zugrunde gelegt.²⁰⁹ Der Roman wurde in 27 Sprachen übersetzt, hat aber in Deutschland keinen großen Nachhall gefunden, und die Rezension in der FAZ von Christa Rotzoll (1921-1995) ist entsprechend distanziert und scheint eine Pflichtaufgabe der bekannten Journalistin und Frau von Sebastian Haffner gewesen zu sein.²¹⁰ Den Inhalt gibt sie so wieder:

„*General Nachtigall*‘, der Titelheld, eine von polnischen Partisanen erschaffene Legende, ein unverwundbarer, niemals versagender Anführer, soll den Mut der Widerständler, ihre Hoffnung, ihre Ausdauer erneuern. Janek, die lebende und sogar überlebende Hauptfigur, ist zu Beginn des Romans noch ein Kind, das sich Old Shatterhand anreden lässt. Sein Vater, ein beliebter Arzt, fällt, mit dem Filzhut auf dem Kopf und in der Hand die Instrumententasche, nachdem er eine Maschinenpistole auf deutsche Soldaten abgefeuert hat, die vor einem Lustschloss voller Polinnen Schlange gestanden hatten. Janek geht zu den Partisanen in den Wald und wird dort ein Mann. Seine Erziehung beginnt mit kleinen, aber riskanten Bestellungen und endet mit jenem Schuss auf einen wehrlosen Schlittschuhläufer. Im Wald lernt Janek auch die Liebe kennen. Die fünfzehnjährige Zosia hilft sonst den Partisanen, indem sie sich mit Besatzern einlässt und sie aushorcht. Nun aber, in dem Versteck, das noch der Vater Janeks für ihn eingerichtet hat, ist es für beide Kinder, auch für die allzu erfahrene Zosia, das erste Mal. Der simple und ergriffene Dialog der Liebenden erinnert, keineswegs nur aus der Ferne, an ‚Wem die Stunde schlägt‘ von Ernest Hemingway, die Schlafsackszene.“

Im Weiteren erwähnt sie noch Stellen des Romans, in denen von der Front in Russland, vom besetzten Frankreich oder von gefallenen britischen Jagdfliegern die Rede ist. Was dem Roman zu seinem großen Erfolg verholfen hat, ist für die Rezensentin offenkundig ein nicht zu ergründendes Geheimnis geblieben.²¹¹

Der Leser erfährt nicht, dass der Roman von 1942, während die Schlacht um Stalingrad beginnt, bis zum Kriegsende in Osteuropa im besetzten Polen um die Stadt Wilna/Vilnius herum spielt und Janek als 17-jährigen Leutnant mit der polnischen Armee zum Sieg nach Westen begleitet. Das Schloss, vor dem deutsche Soldaten angeblich Schlange stehen, ist

209 Romain Gary, *Éducation européenne*, Gallimard, Paris 2008.

210 Vgl. http://www.gbv.de/dms/faz-rez/620929_FAZ_0065_BuZ5_0004.pdf.

211 Das mag an seinem Erscheinungsjahr liegen und damit an der deutschen Öffentlichkeit, in der zu dieser Zeit Romane von Ernest Hemingway und von anderen angloamerikanischen Autoren mit Themen auf anderen als von Deutschen in Mitleidenschaft gezogenen Schauplätzen Konjunktur hatten. Möglicherweise auch an dem eher unbekanntem Konstanzer Diana-Verlag. Vielleicht auch daran, dass der Rezensentin das „Dritte Reich“, in dem sie lebte und arbeitete, noch zu nahe war, anders als beim Staats- und Völkerrechtler Carl Schmitt, der zu dieser Zeit über den Partisanen als neue Ausdrucksform des Politischen arbeitete.

von der SS-Division „Das Reich“ in Beschlag genommen worden, und SS-Soldaten leben dort. Sie vergnügen sich mit den in den umliegenden Ortschaften gefangen genommenen Frauen. Die zivile und militärische deutsche Führung will so das „*Nützliche mit dem Angenehmen*“ verbinden (S. 17), nämlich die Soldaten zu unterhalten und gleichzeitig Schläge gegen die Partisanen zu führen. Denn die gefangenen und zur Prostitution gezwungenen Frauen sind deren Frauen und Töchter. Darauf zählend, dass die Partisanen das nicht ertragen und die Frauen befreien wollen, lockt man sie aus ihren in den Wäldern gelegenen



ROMAIN GARY UND SEINE EX-FRAU *JEAN SEBERG* 1971

Unterschlupfen und stellt ihnen Fallen, um sie zu töten. Janeks Vater, der bereits zwei Söhne im Krieg verloren hat und seinem 14-jährigen Sohn Janek in einer Höhle im Wald zum Überleben verhelfen will, möchte seine Frau, die zu den Gefangenen im Schloss gehört, in einem Verzweiflungsakt befreien, indem er um sich schießend auf die SS-Soldaten zugeht

und in Kauf nimmt, selbst erschossen zu werden.²¹²

Zosia, elternlos und zwischen Schloss und Partisanen pendelnd, wird die Geliebte Janeks. Sie sind bei Kriegsende Eltern eines dreijährigen Kindes.²¹³

Entscheidend wichtig ist das Zentrum der Romanhandlung, nicht die Liebesszene, sondern die Rolle und das Selbstverständnis der Partisanen²¹⁴ im total gewordenen Vernichtungskrieg, in dem nach Stalingrad alle deutschen „Lebensraum“-Träume aufgegeben werden müssen und nichts von dem übrig bleibt, was noch 1942 in der Schweizer Presse dargelegt werden konnte.²¹⁵ Die Partisanen fühlen sich keiner Nationalität mehr verpflichtet, setzen sich entsprechend vielfältig zusammen aus Polen, Ukrainern, deutschen Deserteuren (S. 78), Juden, Griechisch-Orthodoxen, Katholiken, Kommunisten, Bauern, Studenten und Intellektuellen. Janek, orientiert an seiner Karl-May-Lektüre und mit Winnetou und Old Shatterhand sympathisierend, glaubt in dem immer wieder von den Partisanen beschworenen Partisan Nadejda – ins Deutsche gebracht als *General Nachtigall* – seinen Vater identifizieren zu können (S. 38). Das gibt ihm, der von seinem Versteck aus meistens um sein Überleben kämpfen muss, indem er sich um Essen und Trinken kümmert, in seiner Einsamkeit Hoffnung. *„Er wusste schon, dass die Wahrheit etwas ist, das sich in den warmen Strömen des Herzens zu erkennen gibt und nur selten in der Kälte der Vernunft“* (S. 38).

Die Partisanen nehmen ihn, dem sein Vater eine Pistole und Munition da gelassen hat, bei sich auf, ohne dass er ihnen sein Versteck verrät. Adam Dobranski, ein Student aus Wilna/Vilnius und schriftstellerisch tätig, hat mit Kommilitonen bereits 1940 ein Widerstandsnetz geknüpft, das von den deutschen Besatzern aufgedeckt wurde. Die Überlebenden, unter ihnen Adam Dobranski, gehen in die Wälder, werden aber wegen ihrer „Romanantik“ von den anderen Partisanengruppen für zu leichtsinnig gehalten (S. 59).

Adam Dobranski nimmt sich Janeks an. Er erzählt ihm, dass er ein Buch schreibt und es fertig gestellt haben will, bevor man ihn möglicherweise erschießt:

„Warum tun uns die Deutschen das an?“

„Aus Verzweiflung. Du hast ja gehört, was Pech vorhin gesagt hat. Dass die Menschen sich hübsche Geschichten erzählen und sich dann für sie töten lassen, weil sie glauben, dass der Mythos so Wirklichkeit wird... Er ist auch ganz dicht am Rande der Verzweiflung. Das geht nicht nur bei den Deutschen um, das streift überall herum, immer schon, um die Menschheit. Sobald einem das zu nahe kommt, sobald das in einen eindringt, wird der Mensch zum Deutschen, selbst wenn er ein polnischer Patriot ist. Die Frage dreht sich darum, ob

212 Die Kinder retten und selbst den Tod nicht scheuen drückte sich auch darin aus, dass in den europäischen Widerstandsbewegungen bei den Kämpfern, wenn sie Aufgaben zu erledigen hatten, die sie der Gefahr aussetzten, gefangen zu werden, die Zyankalikapfel zur Notausrüstung gehörte: Romain Gary, *Gedächtnis mit Flügeln*, Aufbau, Berlin-Weimar 1989, S. 306, 343.

213 Gary folgt hier den eingefahrenen Gleisen männlichen Denkens: Es ist nicht nur ein Kind, sondern ein Sohn! (S. 278.)

214 Von welchem Interesse das Partisanentum seit den 1960er Jahren ist, lässt sich an Carl Schmitt als einem der Staatstheoretiker des NS-Regimes verfolgen: 1963 veröffentlichte er seine *„Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen“*: http://de.wikipedia.org/wiki/Theorie_des_Partisanen.

215 Die ersten beiden Versuche, den „Generalplan Ost“ im besetzten Polen und in der Ukraine zwischen 1942 und 1943 umzusetzen, müssen wegen zu heftiger Partisanentätigkeit aufgegeben werden: http://de.wikipedia.org/wiki/Aktion_Zamo%C5%9B%C4%87.

der Mensch ein Deutscher ist oder nicht ... ob es ihm nur zustößt, es manchmal zu sein. Das ist es, was ich in meinem Buch unterzubringen versuche. Fragst du mich nicht wenigstens nach dem Titel?'

„Sag ihn mir.“

„Es heißt ‚Europäische Erziehung‘. Tadek Chmura hat mich auf diesen Titel gebracht. Er hat ihn sicher ironisch gemeint. Europäische Erziehung heißt für ihn Bomben, Massaker, Geiselerchießungen, Menschen, die gezwungen sind, in Höhlen zu leben, wie Tiere ... Aber ich habe die Herausforderung angenommen. Man kann mir solange sagen, wie man will, dass die Freiheit, die Würde, die Ehre, ein Mensch zu sein, all das nur ein Ammenmärchen sei, ein Märchen, für das man sich umbringen lässt. In Wahrheit gibt es in der Geschichte Augenblicke wie diesen, den wir gerade erleben, wo alles, was den Menschen daran hindert zu verzweifeln, alles, was ihm erlaubt zu glauben und weiterzuleben, ein Versteck braucht, eine Zuflucht. Diese Zuflucht ist manchmal nur ein Lied, ein Gedicht, eine Melodie, ein Buch. Ich möchte, dass mein Buch eine Möglichkeit ist, diese Zuflucht zu bieten. Wenn die Menschen es nach dem Krieg öffnen, wenn alles ausgestanden und vorbei ist, sollen die Menschen ihr Vermögen unversehrt wiederfinden. Sie sollen wissen, dass man uns gezwungen hat zu leben wie die Tiere, aber dass man uns nicht zwingen konnte zu verzweifeln. Es gibt keine verzweifelte Kunst – die Verzweiflung besteht nur aus einem Mangel an Talent.“

Aus den Sümpfen war plötzlich das Heulen eines Wolfs zu hören.

„Tadek Chmura hat Tuberkulose“, sagte Janek. „Er wird hier sterben.“

„Er weiß es. Wir haben oft genug versucht ihn fortzuschicken. Er müsste in die Schweiz reisen, in ein Sana... Er könnte es tun: Sein Vater hat ein gutes Auskommen mit den Deutschen gefunden. Deshalb ...“

„Deshalb bleibt er ja bei uns, er zieht es vor, bei uns zu sterben, weil es seinem Vater mit den Deutschen so gut geht.“

„Geht die Schlacht um Stalingrad immer noch weiter?“²¹⁶

„Ja. Von dieser Schlacht hängt alles ab. Alles. Aber wenn die Deutschen den Krieg gewinnen, dann wird das nur heißen, dass sie eines Tages noch eine viel größere und fürchterlichere Anstrengung auf sich nehmen müssen, als wenn sie ihn verlieren. Sie unterscheiden sich nicht von uns, sie werden nicht so weit kommen wirklich zu verzweifeln. Sie werden Erfolg haben. Die Menschen scheitern selten, wenn es darum geht, sich zusammenzutun.“

Er zögerte eine Sekunde und hielt inne.

„Ich werde dir etwas erzählen. Ich werde dir zeigen, wie sehr sie und wir uns ähneln. Vor etwa einem Jahr hatte der deutsche Terror seinen Höhepunkt. Ein Dorf nach dem anderen wurde in Brand gesteckt, und die Bewohner ... Ah! Es ist besser, sich nicht dabei aufzuhalten, was sie den Bewohnern antaten.“

216 Die Schlacht von Stalingrad zieht sich leitmotivisch durch den längsten Teil des Buches, weil erst durch den russischen Sieg der Verzweiflungskampf der Partisanen einen Sinn bekommt.

„Ich weiß.“

„Ich fragte mich damals, wie das deutsche Volk das akzeptieren kann. Warum lehnt es sich nicht auf? Warum begibt es sich in die Rolle des Henkers? Sicherlich werden sich im elementar Menschlichen verletzte, verhöhnte deutsche Gewissen aufbäumen und den Gehorsam verweigern? Wann werden wir also Zeichen dieses Aufstandes sehen? Nun, indessen kam ein deutscher Soldat in den Wald. Er war desertiert. Er kam, um sich uns anzuschließen, sich auf unsere Seite zu schlagen, ganz aufrichtig und mutig. Darüber konnte es gar keinen Zweifel geben: Er war ein Reiner. Das war kein Mitglied des Herrenvolks²¹⁷: Das war ein Mensch. Er war einfach dem gefolgt, was zutiefst menschlich in ihm war, und riss sein deutsches Kennzeichen ab. Aber wir hatten nur Augen dafür, für dieses Etikett. Dabei wussten wir alle, dass ein Reiner vor uns stand. Die Reinheit riecht man, wenn man ihr begegnet. Sie springt einem in die Augen, die ganze Nacht über. Dieser Junge gehörte zu uns. Aber es gab das Etikett.“

„Ja, und?“

„Dann haben wir ihn erschossen. Weil er dieses Etikett auf dem Rücken trug: Deutscher. Weil wir ein anderes trugen: Pole. Und weil der Hass in unseren Herzen wohnte ... Einer von uns sagte zu ihm, um es zu erklären oder zu rechtfertigen, was weiß ich: „Es ist zu spät.“ Aber er hatte Unrecht. Es war nicht zu spät, es war zu früh ...“ (S. 76-78).

Die freundschaftliche Betreuung durch den zehn Jahre Älteren kann Janek im nächsten Winter nicht davon abhalten, sich auf etwas ganz Ähnliches einzulassen, im Unterschied zu Dobranskis Geschichte motiviert durch seinen Willen, endlich als 15-Jähriger den Beweis zu erbringen, dass er kein Kind mehr ist, sondern Manns genug, ein vollwertiger Partisan genannt zu werden. Es ist ihm nämlich gelungen, beim Reisisammeln von deutschen Beobachtungsposten, die den Zugang zum Waldgebiet kontrollieren, für einen harmlosen Jungen gehalten zu werden, in dessen Gesellschaft sie Abwechslung in ihren langweiligen Alltag bringen können. Janek nimmt eines Tages ein Bündel Reisig mit in deren Hütte, in dem er Stangen Dynamit untergebracht hat. Während die Soldaten Kaffee trinken und Karten spielen und auf dem Eis draußen ein junger, blonder Soldat sich im Schlittschuhlaufen übt, macht er den Zünder scharf und gesellt sich zu dem Schlittschuhläufer. Die Detonation wirft sie beide um. Während der Soldat auf dem Eis sitzen bleibt, fängt Janek an, immer engere Runden um den Soldaten zu drehen und zieht schließlich die Pistole, die ihm sein Vater hinterlassen hat. Als er dicht vor ihm stehen bleibt, hat dieser den Kopf auf die Knie gelegt und umschlingt sie mit beiden Armen. Janek betrachtet dessen Pullover und den bunten Schal. Der blonde junge Mann sieht aus wie ein Sportler, der auf der Eisbahn in Schwierigkeiten geraten ist. Janek zielt aus nächster Nähe und erschießt ihn. Dann sucht er in den Trümmern der Wachhütte nach Lebensmitteln und braucht fünf Stunden, ehe er wieder bei den Partisanen ist. War er anfangs von stolzer Männlichkeit erfüllt, hat sich das Gefühl längst unterwegs verloren. Die Schilderung seines Vorgehens setzt ihm noch mehr zu, so dass er mit den Bewunderungsbekundungen seiner Kameraden nichts mehr anfangen kann. Er beginnt vielmehr zu weinen. Ein ihm fremder Groll steigt in ihm auf, und seine

217 Deutsch im Original.

Augen bekommen in den Tränen einen bösen Ausdruck.²¹⁸

Zosia begleitet ihn ins Freie. Die Entrüstung schnürt ihn zusammen, er möchte schreien, bringt aber nur den Satz heraus, dass er ein Musiker sein möchte, ein großer Komponist und sein Leben lang Musik hören möchte. Verzweiflung nimmt von ihm Besitz in der kalten Welt, in der sich nichts bewegt und alles dazu verdammt scheint, eine ewige Vergangenheit ständig zu wiederholen. Zosias Hand erscheint ihm wie ein Stück Eis in der universalen Kälte. *„Sie legte ihre Arme um seinen Hals, lehnte sich gegen ihn und begann auch zu weinen, nicht, weil eine nicht zu versöhnende Traurigkeit der Welt ihr Herz berührt hätte, sondern weil er ihr so traurig und verloren vorkam und sie nicht wusste, wie sie ihm helfen konnte“* (S. 272). Die berühmte europäische Erziehung bringt in seinen Augen jemandem nichts anderes bei, als den Mut und gute, gültige, saubere Gründe zu finden, damit man einen Menschen, der einem nichts getan hat, umbringen kann.

Dobranski hält dagegen. Dabei erscheint er Janek nicht mehr wie jemand, der zu ihm spricht, sondern wie jemand, der singt. Seine Augen glänzen von solch einer Hoffnung und Freude, dass sein ganzes Gesicht strahlt in der feindseligen Kälte. Janek, sich auf einmal älter fühlend als Dobranski, fragt sich, wie viele solcher Nachtigallen im Laufe der Jahrtausende, in der Nacht, so gesungen haben mögen (S. 274).

Dobranski wird, als die Befreiungstruppen sich von Osten her nähern und schon der Geschützdonner zu hören ist, erschossen, als er zur Unzeit den Unterschlupf verlässt.²¹⁹ Er bittet Janek im Todeskampf, sich des Manuskripts anzunehmen, aus dem er immer wieder vorlas, wenn sie in ihrem Versteck saßen. Janek wird es vollenden. Aber gewiss ist, dass sich durch das Buch nichts ändern wird. Etwas anderes als ein Buch wäre nötig, um den endlosen Zug der Ameisen, in dem sie seit Jahrtausenden ihrem Weg folgen und die lächerlichen Halme in ihren Bau schleppen, auf einen neuen Weg zu bringen. Denn – so endet das Buch – die Welt, in der die Menschen leben, ist die gleiche wie die der Ameisen, grausam und unverständlich, eine Welt, in der es um nichts anderes zu gehen scheint, als *absurde Halme* ein Stück weiter zu tragen (S. 282).²²⁰

Romain Garys Roman wird hier bei den Diktatorenromanen eingereiht, obwohl es der Partisanenroman fast auch schon zu einer eigenen Untergattung gebracht hat.²²¹ Gary unternimmt in seinem Roman nichts, was den von ihm geschilderten Partisanen im besetzten Polen irgendein parteiisches Gewand anziehen könnte, wo doch allein in dem Wort „Partisan“ der Begriff „Partei“ enthalten ist und im Italienischen mit „partigiano“ der Partiegänger gemeint ist. Der Begriff meint immer jemanden, der nicht zu den regulären Kampfkräften eines Staates zu zählen ist und ihnen in der Regel entgegengesetzt ist.²²² Im Zweiten Weltkrieg wurden jedoch in Osteuropa eigens Partisaneneinheiten sowohl auf russischer Seite wie auf deutscher geschaffen. Auf deutscher Seite handelt es sich etwa um die SS-

218 Gary versteht offenbar nur die aus nächster Nähe erfolgende Erschießung des Schlittschuh laufenden Soldaten als einschneidendes Erlebnis. Die in der Hütte vom Dynamit zeretzten *Feldgrauen*, wie er die deutschen Soldaten nennt, haben – mit Zeitzündler aus der Ferne getötet – keine Wirkung auf Janek. Vielmehr interessiert ihn nur mehr, was er in der zerstörten Hütte noch an Essbarem zusammensuchen kann.

219 Nicht von ungefähr erinnert Gary mit diesem Namen an den polnischen Partisanenführer [Henryk Dobrzański](#).

220 Es sieht sehr danach aus, dass Gary hier eine Lesefrucht unterbringt, nämlich den Stein des Sisyphos, den Albert Camus als *„Mythe de Sisyphé“* 1942 veröffentlichte und damit folgenreich das Thema des Absurden anschluss.

221 Vgl. <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/554.unzeitgemaess-ein-partisanenroman.html>.

222 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Partisan>.

Sondereinheit Dirlewanger, die wegen ihrer Mobilität den hierarchisch operierenden Armeeeinheiten gegenüber sich auch besser zur Bekämpfung feindlicher Partisanen eignete, was die Ausweitung des Krieges zum *totalen* am deutlichsten unterstrich, weil jetzt die Zivilbevölkerung in die Kampfhandlungen einbezogen wurde. Dass Staaten in diese Richtung neigen können, zeigt sich in den Todesschwadronen, die in Lateinamerika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an der Tagesordnung waren. Irène Némirowski weist in einem ihrer Romane über die Zarenzeit – „*Der Fall Kurilow*“ (1933/1995) – auf ein Gespräch hin, das 1903 in der Gesellschaft der Minister des Zaren geführt werden konnte:

*„Man müsste eine Geheimgesellschaft schaffen, deren Aufgabe es wäre, diese verdamnten Sozialisten, Revolutionäre, Kommunisten, Freidenker und alle Juden, selbstverständlich, auszurotten... Man könnte ehemalige Banditen, nach gemeinem Recht Verbrecher, anstellen und ihnen Straferlass versprechen. Diese Leute, diese revolutionäre Kanaille, die verdienen nicht mehr Mitleid als tollwütige Hunde...“*²²³

Das heißt, dass vom Staat inoffiziell geschaffene Partisaneneinheiten durchaus zum Instrumentarium verfassungsmäßiger Scheinordnungen gehören können oder zu den in den Kolonien der französischen Republik für unentbehrlich gehaltenen Sondereinheiten, wie sie unter Paul Aussaresses im französischen Kolonialkrieg in Algerien zum Einsatz kamen.²²⁴

Wenn Gary den Ausdruck „Partisan“ benutzt, dann bewegt er sich jedoch außerhalb alles Parteilichen. Hört man seiner Gestalt Adam Dobranski als dem intellektuellen Wortführer der polnischen Partisanen zu, dann ist am ehesten von den Verführungen der Kunst und der Musik zu hören, damit seine Kameraden den Lebensmut nicht verlieren. Auch der Partisan Nadejda/General Nachtigall ist seine Schöpfung, in der der Name Programm ist. Diese Fiktion wird so lebendig, dass sie sogar die Anführer des Warschauer Ghettoaufstandes 1943 beflügelte (S. 263) und die Führer des „Dritten Reichs“ zu verunsichern beginnt. Ernst Kaltenbrunner,²²⁵ Chef des Sicherheitsdienstes (SD) und des Reichssicherheitshauptamtes, macht sich im Roman stark, General Nachtigall das Handwerk zu legen und schließlich über Flugblätter seinen Tod zu erklären (S. 105). Aber es scheint, als habe Partisan Nadejda sogar in die europaweiten Widerstandsgruppen hineingewirkt, nach Griechenland, Jugoslawien; Norwegen und Frankreich. Es kommen Stimmen aus Ländern, die den polnischen Partisanen so weit entfernt vorkommen wie andere Gestirne. In diesen Stimmen steckt die gleiche Entschlossenheit und die gleiche hartnäckige Weigerung, sich der Verzweiflung hinzugeben (S. 262).

Dobranski erzählt Janek, was es mit Partisan Nadejda auf sich hat:

„Das war ein Mythos, den wir erfanden, wie man in der Nacht singt, um sich Mut zu machen, aber der Tag kam schnell, wo er zu einer realen, existierenden Figur wurde, die unter uns weilte. Jeder schien in der Tat den Befehlen von etwas Unsterblichem zu gehorchen, von etwas, das sich von keiner Polizei, keiner Besatzungsarmee, keiner materiellen Macht erschüttern und einfangen lässt“ (S. 263).

Auch der Sieg der Russen in Stalingrad erhält einen Dämpfer. Dobranski liebt die Russen

223 Irène Némirowski, *Der Fall Kurilow*, Die Andere Bibliothek/Eichborn, Frankfurt a. M. 1995, S. 102 f.

224 Marie-Monique Robin, *Escadrons de la mort, l'école française*, La Découverte, Paris 2008, S. 106.

225 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Ernst_Kaltenbrunner.

nicht, weil ihm alles Nationale widerstrebt (S. 246). Unter den Partisanen ist der ukrainische Bauer, der alte Krylenko. Sein Sohn ist General und kämpft bei den Russen. Er wird der Sieger von Stalingrad und bekommt als „Held der Sowjetunion“ alle Orden. Sein Vater nimmt ihm jedoch übel, dass er seinen ukrainischen Heimatort den Deutschen beim Überfall auf die Sowjetunion überlassen hat und ihn als seinen Vater nicht mehr zu kennen schien (S. 226 f.).

Die von Gary geschilderten Partisanen beharren alle auf ihrem Eigensinn und lassen sich von niemandem vereinnahmen. Deshalb leben sie in den Wäldern. Es geht ihnen darum, alles Politische, wie es sich auf Seiten der Deutschen und der Russen verkörpert, zu überwinden, indem sie sich ihm völlig zu entziehen versuchen, was ihnen jedoch nicht völlig gelingt, wie Janek zeigt, als er meint den jungen deutschen Soldaten erschießen zu müssen, obwohl der ganz wehrlos ist und sich widerstandslos in seine Hände begeben hat. Aber gelegentliches Hinterhaltlegen und mit Sprengstoff Anschläge verüben, auch wie Janeks Vater mit einer Maschinenpistole im Schloss auftaucht, gehört gegebenenfalls zu ihrem Kampf gegen die deutschen Besatzer.²²⁶

Ihr Widerstand besteht eigentlich nur darin, dass sie sich entziehen, so wie der Vater von Janek seinen Sohn aller Gefahr entziehen wollte, indem er ihn im Wald versteckte, und wie jüdische Eltern ihre Kinder außer Reichweite des „Dritten Reiches“ bringen wollten, indem sie sie in Züge setzten, die an den Ärmelkanal fuhren, von wo aus sie nach England übersetzen konnten.²²⁷

Insofern sind Partisanenromane, wo immer sie spielen mögen und solange sie auf kein ideologisches Konzept setzen, umgekehrte Diktatorenromane, wo immer die Diktatoren sich eingerichtet haben mögen, weil sie Gegenbilder zu den Diktaturen und zu jeder autoritären oder gar totalitären Versuchung entwerfen und auf der Seite der Freiheit *eigensinnigen* Individuen die Treue halten.

Romain Gary kam 1980, im Jahr seines Todes, noch einmal auf das Thema zurück, jetzt mit einem Résistance-Roman: „*Les Cerfs-volants*“, deutsch noch in der DDR im Aufbau-Verlag 1989 als „*Gedächtnis mit Flügeln*“ erschienen. Er schildert Gestalten, die die Anpassung an die deutsche Besatzung und die Kollaboration verweigern und auf ihrem Eigensinn bestehen, jemanden in seiner Liebe, einen anderen, der Papierdrachen steigen lässt, und einen Dritten, der auf die französische Küche schwört. Gegen Schluss heißt es:

226 In seinem 1956 erschienenen und mit dem Prix Goncourt ausgezeichneten Roman „*Les racines du ciel*“ (deutsch „*Die Wurzeln des Himmels*“ [1957]) überträgt Gary das „*Éducation européenne*“ zugrunde liegende Muster auf den Kampf gegen die Elefantenjagd in Zentralafrika. Morel, französische Hauptfigur und Überlebender eines NS-Konzentrationslagers, sieht in den Elefanten Gestalten einer überall durch Nationalismus und den mit ihm einhergehenden Fortschrittskult gefährdeten Freiheit, deren Lebensraum, kolonialistisch als „Wüste“ verstanden, nutzbringender „Zivilisierung“ zugeführt werden soll. Die Elefantenherden erscheinen in dieser Perspektive als archaische Reste einer plumpen Freiheit, die die fortschrittliche Nationalentwicklung der jungen afrikanischen Staaten behindert, indem sie zum Beispiel immer wieder ordentlich angelegte Plantagen zertrampeln und die Gewinnerwartungen der Farmer gefährden. Sein Kampf für die Freiheit der Elefanten wird so auch einer für die Freiheit des Menschen und gegen seine utilitaristische Zurichtung in den abendländischen Gesellschaften, als deren Ausdruck Gary die Zwangsarbeitslager ansieht und in Afrika den Kolonialismus, den die afrikanischen Nationalisten nach europäischem Vorbild beerben wollen. In diesem Kampf kommt Morel so wenig wie die polnischen Partisanen ohne Gewalt aus, indem er die Großwildjäger mit Waffen und Schüssen bedroht, um sie bei ihrem Trophäenerwerb zu behindern oder ihre Stoßzahnlager zu vernichten. Morel wird zu einer ähnlichen Gestalt wie General Nachtigall, nachdem er ohne weitere Spuren im Dschungel verschwindet und nur mehr Erzählungen von ihm berichten.

227 Für viele Kinder aus der republikanischen Zone im Spanischen Bürgerkrieg kam Gleiches in Betracht: Sie wurden in die UdSSR geschickt, wo man sie sicher glaubte. (Siehe hierzu: Ruben Gonzalez Gallego, *Weiß auf Schwarz. Ein Bericht*, Schirmer Graf, München 2004.)

„Und wenn der Nazismus keine unmenschliche Ungeheuerlichkeit wäre? Wenn er *menschlich* wäre? Wenn er ein Geständnis wäre, eine verborgene, verdrängte, versteckte, geleugnete Wahrheit, die auf dem Grunde unseres Selbst hockt, aber doch immer wieder empor taucht? Die Deutschen, natürlich, ja, die Deutschen ... Diesmal sind sie in der Geschichte an der Reihe, das ist alles. Nach dem Krieg, wenn Deutschland erst einmal besiegt und der Nazismus verschwunden oder verborgen sein wird, werden wir ja sehen, ob nicht andere Völker in Europa, in Asien, in Afrika, in Amerika an seine Stelle treten. Ein aus London kommender Kamerad hatte uns ein Bändchen mit Gedichten eines französischen Diplomaten, Louis Roché, mitgebracht. Er sprach von der Nachkriegszeit. Zwei Verse sind für immer in meinem Gedächtnis aufbewahrt:

Il y aura de grands massacres.

C'est ta mère qui te le dit. ²²⁸

(Es wird Massaker geben.

Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche.)

228 Romain Gary, *Gedächtnis mit Flügeln*, S. 359.

6 NACHBEMERKUNG: ARGENTINISCHE ERINNERUNGEN AN DIE INDIANERKRIEGE, DIE ARBEITERBEWEGUNG UND DEN ANARCHISMUS



Grabmal für Ramón L. Falcón (1855-1909)²²⁹ auf dem Friedhof der Oberschicht La Recoleta in Buenos Aires.²³⁰

Auf dem Sockel „Simón vive“ (Simon lebt) mit dem Anarchiezeichen.

Foto: Pepe Robles 2006

229 Ramón Falcón ist eine Figur der argentinischen Nationalgeschichte: Er kämpfte in der „Wüstenkampagne“ in den Feldzügen gegen die Indianer, wurde Oberst und nach seiner Militärzeit Polizeichef von Buenos Aires. Er unterdrückte mit Gewalt alle Äußerungen der Arbeiterbewegung.

230 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Friedhof_La_Recoleta.



R.-L-Falcón-Straße in Buenos Aires mit Graffiti
Foto: Marcelo Pizarro

Die Straßenecke liegt auf halber Strecke zwischen den beiden U-Bahn-Stationen Temperley und Lomas de Zamora,²³² im südlichen Vorstadtbereich von Buenos Aires, aber wegen

231 http://weblogs.clarin.com/revistaenie-nerdsallstar/2009/11/18/la_esquina_de_falcon_y_radowitzky/ (veröffentlicht Mittwoch, 18. November 2009). Mit der Zustimmung des Autors übersetzt von F. H. Neue Adresse: <http://www.cgtmurcia.org/cultura-libertaria/anarkobiblioteca/cultura-libertaria/d-a-desde-las-antipodas/2508-simon-radowitzky-la-esquina-de-falcon-y-radowitzky>

232 Die U-Bahnlinie heißt „Línea General Roca“: Siehe [Julio Argentino Roca](#). Wie bei Saint-Arnaud in Frankreich hat man es in Buenos Aires an öffentlichen Orten mit der Erinnerung an die nationalen Helden als Gründungstägern zu tun, beteiligt sowohl am kolonialistischen Vernichtungskrieg wie am Kampf gegen die Forderungen der Arbeiter.

der vertrauten Schmierereien auf dem Abgebildeten könnte man sie irgendwo sonst verorten. Es ist eine besondere, kurvige Ecke mit einem alten, großen Mietshaus, da, wo die Straße Ramón L. Falcón auf die Avenida Meeks stößt. Ein Gebiet mit Schulen, Schankläden und alten Villen. Weiter draußen verlaufen die Bahnlinien.

Es wird am Nebeneinander von Schulen und Schankläden liegen, dass Stabilität und Instabilität, Beständigkeit und krumme Geschäfte an diesem Straßenstück eine eigenartige Partie miteinander spielen. Dass gastronomische Betriebe und nächtliche Vergnügungslokale fast täglich eröffnet und geschlossen werden, dass sie Namen, Farben und Schilder wechseln; dass viele andere imponierende Gebäude des Viertels sich seit den Zeiten, als noch Karren durch die Straßen fuhren, überhaupt nicht verändert haben. Daran wird es vielleicht liegen, dass an einem Ort, der sich gerade schließt und unverzüglich einem Prozess der Schmierereien, der Einmischung, des Vandalismus und der neuen Bedeutungen unterworfen wird, das Zusammengehen von Falcón und Radowitzky gar nicht wahrgenommen wird. Dass es nur als eine weitere Fassadenmalerei angesehen wird, ein weiteres Graffito, ein weiteres Zeichen. Aber niemals als etwas, vor dem man einhält und sich Gedanken zu machen beginnt.

Worüber wären auch Vermutungen anzustellen?

Vermutungen darüber, ob dieses Zusammengehen fähig ist, die Spannung zwischen Dauer und Wechsel im städtischen Umfeld zu enthüllen oder – mit Karl Marx gesagt – zwischen dem Soliden und dem, was sich in Luft auflöst. Das erfahrungsgesättigte Zusammengehen, das mit Stapeln von Dokumenten beglaubigt werden könnte (mit Tagebuchausschnitten, kurzen Darlegungen, Gerichtsverfahren, Bekenntnissen, Geschichtshandbüchern, Berichten aus den Punk-Nächten in der Bibliothek der FORA [Federación Obrera Regional Argentina] vor etwa fünfzehn oder zwanzig Jahren), trug sich an der Kreuzung der Avenida Callao und der Quintana-Straße vor hundert Jahren zu, in dem Buenos Aires, das sich für die Feierlichkeiten des hundertsten Geburtstages der Republik schmückte. Am 14. November 1909 kreuzten sich die Wege von Falcón und Radowitzky²³³ an dieser Ecke: der eine führte ins Leichenschauhaus, der andere ans Ende der Welt.

Oberst Ramón Lorenzo Falcón, 1855 geboren, erster Kadett des Colegio Militar²³⁴, Veteran der Wüstenkampagne²³⁵, Abgeordneter in der Nationalversammlung, Mitbegründer des Klubs Gimnasia y Esgrima de La Plata²³⁶, Polizeichef, Gründer der Polizeischule, die heute seinen Namen trägt,²³⁷ traf an diesem Tag auf Simón Radowitzky, einen jungen Mann von 18 Jahren, der 1891 in der Ukraine geboren war als Szymon Radowicki, Schmied, Anarchist und nach seiner Begegnung mit Falcón für zwanzig Jahre Gefangener in Ushuaia. Später wurde sein Name zu dem eines Heiligen und zu einem Zeichen, das an Wände gemalt zu einer Rache- oder Gerechtigkeitsgeste, einem Erinnerungsbild wurde oder zu einer Herausforderung und Provokation.

Die Radowitzky-Graffiti scheinen dazu bestimmt, um die Falcón-Straßenschilder herum entworfen zu werden. Was sagt das über die Ordnung, die Symbole, die städtische Verflechtung oder die Form aus, mit der sich die Macht vor sich selbst heiligt?

233 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Sim%C3%B3n_Radowitzky. Ausführlich:

<http://radiochiflado.blogspot.de/2012/06/24/das-leben-ist-mehr-als-nur-ein-attentat-simon-radowitzky/> .

234 Gegründet von Domingo Faustino Sarmiento ([http://es.wikipedia.org/wiki/Colegio_Militar_de_la_Naci%C3%B3n_\(Argentina\)](http://es.wikipedia.org/wiki/Colegio_Militar_de_la_Naci%C3%B3n_(Argentina))).

235 Siehe <http://de.wikipedia.org/wiki/W%C3%BCstenkampagne>.

236 http://de.wikipedia.org/wiki/Gimnasia_y_Esgrima_La_Plata.

237 Das war bis 2011 der Fall.



Das Gefängnis von Ushuaia. Die Zelle des Anarchisten als großer touristischer Anziehungspunkt. Es werden Aschenbecher mit Abbildungen seines Gesichts und der Inschrift ‚Recuerdo del fin del mundo‘ (Andenken ans Ende der Welt) verkauft. (Foto: M. Pizarro)

In die Archive und in die Einzelheiten kann Einblick genommen werden. Sie sind hier nicht so wichtig. Falcón wurde als Polizeichef die Schuld an der Semana Roja (rote Woche)²³⁸ zugeschrieben: polizeiliche Unterdrückung eines Marsches der Anarchisten, elf Tote, Hunderte von Verletzten, neue Unterdrückung beim Trauerzug, der die Leichname begleitete. Monate später bereitete ein ganz frisch Eingewanderter, Radowitzky, eine zu Hause gebastelte Bombe vor und warf sie gegen das Fahrzeug, in dem Falcón unterwegs war. Dann lief er weg und schrie ‚Es lebe die Anarchie!‘ und schoss sich in die Brust.

Oswaldo Bayer²³⁹ schrieb:

Falcón gehört zu denen, die zu sterben wissen. Er hat im Auto gesessen, ohne ausweichen zu können. Anarchisten verstehen sich darauf, Bomben zu bauen, und diese hat funktioniert. Sie wurde mit Geschick geworfen. Sie fiel hinter den Fahrer vor die Füße von Falcón und Lartigau. Beim Explodieren zerriss sie die Muskeln und Adern und zerschnitt die Nerven und drang tief in das Fleisch, bevor die Opfer wussten, was mit ihnen geschah. Es war ein feiger Angriff von hinten. Von vorn wäre es wohl nie gewagt worden. Falcón glaubte immer, dass sein Gesicht und sein scharfer Blick jeden davon abhalten würden, ihm nach dem Leben zu trachten. Aber niemand rief ihm etwas zu. Noch konnte er sagen: ‚Ich bin Oberst Falcón!‘ Sein Barranca Yaco²⁴⁰ erlebte er dort, an der Kreuzung der Avenida Callao und der Quintana-Straße. Dort verblutete er aus seinen zerfetzten und gebrochenen Beinen, auf die Straße geworfen, bis jemand kam, um ihn auf eine Matratze zu legen. (...)

238 Siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Haymarket_Riot und [http://es.wikipedia.org/wiki/Semana_Roja_\(Argentina\)](http://es.wikipedia.org/wiki/Semana_Roja_(Argentina)).

239 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Oswaldo_Bayer.

240 Dort geriet der Caudillo Juan Facundo Quiroga in einen tödlichen Hinterhalt, den Domingo Faustino Sarmiento in „Barbarei und Zivilisation“ (1845) beschreibt: http://de.wikipedia.org/wiki/Juan_Facundo_Quiroga.

Falcón blieb bei Bewusstsein. Auf die Matratze, die man ihm brachte, hingestreckt, weist er mit herrischer Geste darauf hin, dass zuerst der junge Lartigau zu versorgen sei. Auf die Frage der Neugierigen antwortet er: ‚Es ist nichts. Gab es mehr Verletzte?‘ Er verliert viel Blut. Während sie auf die Ambulanz der öffentlichen Hilfe warten, versuchen ihm zwei oder drei Herbeigeeilte die zerfetzten Beine zu verbinden und in Betttücher einzuwickeln. Lartigau, der das Bewusstsein verloren hat, bringen sie in das nahe gelegene Sanatorium Castro.

Falcón stirbt wenige Stunden später, nur kurz vor dem jungen Lartigau, seinem Assistenten, einem jungen Mann von zwanzig Jahren. Der Revolver Radowitzkys war nicht so wirksam wie seine Bombe. Man brachte ihn ins Hospital Fernández, wo man leichte Verletzungen im Brustbereich diagnostizierte. Er würde leben. Und er lebte.

Man beantragte die Todesstrafe. Weil er achtzehn Jahre alt war, minderjährig, wurde er nicht zum Erschießen an die Wand gestellt. Er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt.

Er verbrachte einundzwanzig Jahre im Gefängnis von Ushuaia. Einmal entkam er, der einzige registrierte Fall. Auf dem Weg nach Punta Arenas wurde er wieder ergriffen, aber er sammelte weiter Material für seinen Mythos. Staatspräsident Hipólito Yrigoyen begnadigte ihn 1930.

Er ging nach Uruguay und arbeitete als Mechaniker. Im Spanischen Bürgerkrieg gehörte er zur 28. Division der Internationalen Brigaden und kämpfte mit den Republikanern gegen Franco. Er starb 1956 in Mexiko, wo er in einer Spielzeugfabrik arbeitete.

Jahrzehnte später erscheinen in Buenos Aires immer noch Malereien in irgendeiner Vorstadt, fast immer in irgendeiner heruntergekommenen Straße an irgendeinem für Falcón errichteten Denkmal. Auf fast allen steht: ‚Simón lebt!‘

Es handelt sich um ein Augenzwinkern für die Eingeweihten.

Es gilt, das Besondere der Verbindung zu verstehen. Die Art und Weise, wie das Geschehen in die Geschichte eingegangen ist. Radowitzky ist eine überflüssige, triviale Persönlichkeit ohne größere Verdienste als den, den Polizeichef ermordet und in der anarchistischen Mythologie seine Genossen gerächt zu haben. Er ist eine Fußnote, aber als diese Fußnote unterbricht er den offiziellen Bericht über die Heldentaten Falcóns.

Denn ein Jüngelchen von 18 Jahren brachte Falcón, den Falken, den harten Typen mit einer selbstgebastelten Bombe um. Das Detail stört, ein Hinweis auf ein unwürdiges Ende, ohne Heldentum, ohne Größe: getötet durch ein feiges Attentat, ebenfalls unwürdig, von einem, der nicht den Mut aufbringt, dem, den er ermorden will, ins Angesicht zu blicken.

Was dann den offiziellen Diskurs noch mehr stört, ist, dass den Falken, den Typ mit nicht aus der Fassung zu bringendem Antrieb, ein feiges Hühnchen tötete, das die Bombe warf und sich dann davonmachte, um im Hühnerhof zu picken. Bei einem solchen Tod gibt es keine Würde, wenn es überhaupt beim Sterben um Würde gehen kann.

Es ist möglich, die Geschichte in dieser Weise zu lesen, wenn man zu verstehen sucht, wie der Tathergang in das öffentliche Bewusstsein trat: Radowitzky, zuweilen freundlicher Simón: beide erscheinen wie ein Knirschen in den vorherrschenden Stimmen. Es ist eine einfältige und nichtige Geste, dazu bestimmt, aufzutauchen und wieder zu verschwinden, denn nur so kann sie in die Geschichte eindringen: ohne Straßenschilder, den vergänglichen und unentgeltlichen Ausbruch nutzend.

Man denke an die Denkmäler, die für Falcón in Buenos Aires verstreut errichtet wurden (es sind wenigstens vier oder fünf), außerdem an die mehr oder weniger wichtigen Straßen in

anderen Städten, die seinen Namen tragen. Offenkundig käme es niemandem in den Sinn, Radowitzky zu Ehren ein Denkmal zu errichten oder eine Straße nach ihm zu benennen, denn selbst wenn das möglich wäre, so wäre es nicht einmal wünschenswert.

Wenn es als Ausdrucksweise dazu bestimmt ist, Randphänomen der offiziellen Rede zu bleiben, ist es auch als Symbol dazu angehalten, sich nicht weiter vorzudrängen. So tritt es mit der Art in Wettstreit, wie die Macht sich selbst rechtfertigt, aber außerdem mit der Wirksamkeit, wie diese erörtert wird.

Wenn also Falcón seine Denkmäler im symbolischen Zentrum des nationalen Territoriums hat, dann ist es logisch, dass Radowitzky die seinen an deren Rändern erhält. Aber das sind keine Denkmäler, sondern nur Gipsfiguren in einer Zelle des Gefängnisses von Ushuaia, das in einen touristischen Ort verwandelt wurde.



Das Bild ist nicht das des jungen Radowitzky, des Jugendlichen, der die Bombe warf, sondern das des Menschen, der zwei Jahrzehnte im Zuchthaus verbrachte, von Mitgefangenen vergewaltigt und das eine oder andere Mal schlimm misshandelt wurde. Aber diese Gipsgestalt – kräftig, stark, mit dem leicht lächelnden Ausdruck eines Tangotänzers – drückt aus, dass dieser Mensch in sich ruht, ganz ist. Im Hintergrund sind Darstellungen von Polizisten, die gleichen, die auf einem Foto von 1930 erscheinen, als er freigelassen wurde. Auf diesem Foto lächelt Radowitzky nicht; er sieht abwesend aus, unerreichbar und schaut starr in die Kamera. Dieser Blick sagt einem, dass er etwas sieht, was für andere unsichtbar ist. Er trifft dich. Er stört dich. Du fühlst dich nicht mehr wohl.

Die Figur in Ushuaia ist im Unterschied dazu nur eine Touristenattraktion: Du fotografierst sie, dann gehst du weiter und machst Bilder von Pestiso Orejudo²⁴¹ und Ricardo Rojas²⁴² in ihren Zellen.

Zurück an diese vorstädtische Straßenecke, zwischen Schulgebäude, Ladenschänken und herrschaftliche alte Villen. Die Komposition des Bildes ist vollkommen. Das dunkelblaue Email-Blech mit einem schwachen Roststreifen, aber immer noch stabil, zeigt den Namen der Straße an: R. L. Falcón.

Das Graffito ist genau und ausführlich, am oberen Winkel der Mauer eines prächtigen Eckhauses. Weiter unten, aufgetragen auf vorausgegangene Malereien (,Der Kapitalismus bringt's nicht mehr', ,Zepzom19', ,Sie werden nicht durchkommen', andere nicht mehr lesbare Graffiti), ist das Gesicht Radowitzkys angebracht (als er siebzehn war, bevor er ans Ende der Welt reiste, bevor er die Bombe warf, immer noch ein Kind mit den Gesichtszügen eines Erwachsenen, zeitlos, wie Jimmi Hendrix oder Walter Benjamin, die nie jung waren) und der Text aus Buchstaben, die mit Schablone aufgebracht wurden und Folgendes aussagen: ,Simón Radowitzky. Er tötete Ramón Falcón. Er rächte das Volk.' Und noch weiter unten: ,14/11. Tag der Volksjustiz.'

Wenn das Gebilde einen Sinn hat, dann den: dass das Schild mit Falcón von längerer Dauer ist als die Malereien zu Radowitzky, dass das polierte Bronzeschild auf dem Friedhof La Recoleta haltbarer ist als die bunte Gipsfigur von Ushuaia. Aber seiner Rolle in der Geschichte und den Anlässen entsprechend wird Radowitzky auf tausend unterschiedliche Weisen den künftigen Ruhm von Falcón verdunkeln und die Macht, die er darstellt, und die Art und Weise, wie sich diese Macht zur Schau stellt.

Die Figur von Radowitzky rechtfertigt sich durch die Delegitimation der Figur von Falcón hindurch: Der feige Wurf der Bombe brachte ihn um seine historische Vollendung; indem sie in eine dreiste Schmiererei verwandelt wird, wird er um die Würde gebracht, die sein Name auf einem Bronzeschild vermitteln soll.

Symbolisch beruht seine Kraft auf der Fähigkeit, sich immer wieder vom Rande her in das öffentliche Gespräch hineinzudrängen, aber auch auf der Unmöglichkeit, dass zwei Straßenschilder aufeinanderstoßen; denn nie wird man von der Ecke Falcón- und Radowitzkystraße sprechen.“

Zurück: → [Hier](#)

241 Ein soziopathischer Serienmörder.

242 Journalist, Schriftsteller und politischer Gefangener.